

Die

1899

Die Sprache der Teutschen,

philosophisch und geschichtlich

für

akademische Vorträge

und

für den Selbstunterricht

dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz,

ordentlichem Professor der Staatswissenschaften auf der Universität zu Leipzig.

Leipzig,
in der Weidmannischen Buchhandlung.
1820.



„Unsre Sprache, so kraftvoll und bestimmt, wie der Geist unsrer unhöfisch redlichen Vorfahren; so voll ursprünglicher und unversiegender Lebendigkeit, wie die griechische; so biegsam für Ernst und Laune, für Erhabenes, für Sinniges und Gemüthliches; so reich an rhythmischer Bewegung, und, wenn man zu ordnen weiß, auch an Wohlklang; sie will gründlich erforscht seyn, und lohnts."

Voß.

(Jen. L.Z. 1820, Intelligenzbl. No. 16, S. 126.)

Vorrede.

Als mich Beruf und Neigung vor 26 Jahren zum tiefern Ergründen der teutschen Sprache führten, bot sich mir die Ueberzeugung dar, daß für dieselbe weit mehr in grammatischer und lexikalischer Hinsicht, als in der Bearbeitung der sogenannten „Theorie des Styls" geschehen wäre. Von allen Schriften des um die teutsche Sprache so hochverdienten Adelung's, mit welchem ich selbst in mehrjähriger persönlicher Verbindung stand, befriedigte mich sein Werk „über den Styl" am wenigsten. Demungeachtet war es bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts das Beste in seiner Art, das auch vielfältig von Andern epitomirt und benutzt ward.

Wie ich mir damals eine Theorie des teutschen Styls dachte, legte ich dem Publicum in meinem „Versuch einer Theorie des teutschen Styls" (2 Theile, Görlitz, 1801. 8.) vor, welcher zugleich die beiden Abtheilungen des vierten Theiles meines „Systems des teutschen Styls" bildete. Allein das Resultat des fortgesetzten Forschens in diesem Gebiete der vaterländischen Sprache, wozu mich besonders meine seit Michaelis 1803 auf der Hochschule zu Leipzig gehaltenen

öffentlichen Vorträge über dieselbe veranlaßten, stellte ich im Jahre 1804 in meiner „allgemeinen teutschen Sprachkunde, logisch und ästhetisch begründet" auf, in einem ausführlichen Werke von 50 enggedruckten Bogen, dem ich wirklich die treueste Sorgfalt und den möglichsten Fleiß gewidmet hatte, das aber weniger bekannt geworden zu seyn scheint, als mehrere meiner andern Schriften.

Doch war der große Umfang und der hohe Ladenpreis dieses Werkes nicht dazu geeignet, dasselbe bei akademischen Vorträgen zum Grunde zu legen; es sollte vielmehr ein vollständiges System des ganzen Gebietes der teutschen Sprache in philosophischer und empirischer Hinsicht aufstellen. Für meine akademischen Vorträge über die teutsche Sprache, welche ich, seit meiner Versetzung nach Wittenberg, auf dieser Hochschule von Michaelis 1804 bis zu Ostern 1813 abwechselnd hielt, hatte ich daher in der „systematischen Encyklopädie der stylistischen Wissenschaften" (Leipz. 1805. 8.) ein Compendium geschrieben, das bereits in seiner zweiten Ausgabe im Jahre 1810 mit dem Titel: „Lehrbuch der teutschen Sprache" unter manchen wesentlichen Veränderungen erschien.

Als ich aber, seit meiner Zurückversetzung nach Leipzig im Jahre 1815, noch zweimal über dieses Compendium meine akademischen Vorträge über teutsche Sprache hielt, fühlte ich die Unvollkommenheiten und Mängel desselben so dringend, daß ich durchaus zur Ausarbeitung eines neuen Werkes für diesen Zweck mich entschließen mußte. Ohne hier zu tief in die Entwickelung der

von mir selbst gefühlten Unvollkommenheiten jener Schrift eingehen zu können, muß ich doch offen gestehen, daß in derselben die nur in die Einleitung gewiesene eigentliche Philosophie der Sprache zu wenig umschließend dargestellt, die gleichfalls nur in die Einleitung aufgenommene Geschichte der teutschen Sprache viel zu kurz behandelt und blos in die Noten eines einzigen Paragraphs geworfen, dagegen die allgemeine Grammatik und die empirische Sprachlehre der teutschen Sprache von mir (mit Rücksicht auf den beabsichtigten Gebrauch des Compendiums in Lyceen) ausführlich mitgetheilt worden war, deren Kenntniß aber durchaus bei akademischen Vorträgen vorausgesetzt werden muß. Dazu kam, daß ich in der innern Anordnung der einzelnen Theile der Theorie der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit gleichfalls viele Lücken und Mängel fand, wenn ich gleich mit der Ausarbeitung dieser letztgenannten Abschnitte im Ganzen noch am meisten zufrieden war.

So entstand also, für meine künftigen Vorträge über teutsche Sprache vom Sommer dieses Jahres an (zugleich aber auch für den Selbstunterricht derer berechnet, welche während ihrer akademischen Jahre keine Vorträge über teutsche Sprache hören konnten), das vorliegende Werk, in welchem die Philosophie der Sprache völlig neugestaltet, und die Geschichte der Sprache so ausführlich, als es die compendiarische Bestimmung verstattete, entwickelt und mit allen Resultaten der neuern und neuesten Forschungen hochverdienter Männer in diesem reichen und herrlichen Gebiete ausgestattet ward; doch ohne mir deshalb, in allen von diesen For-

schern abweichenden Fällen, das eigene Urtheil über die bedeutendern und über die minder wichtigen Erscheinungen in unsrer Nationalliteratur zu verkümmern.

Habe ich gleich in der Philosophie der Sprache das von mir zuerst schon früher als höchstes stylistisches Gesetz aufgestellte Gesetz der Form, und die von mir gleichfalls zuerst versuchte Ableitung der drei Hauptgattungen des Styls, der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit, aus den drei geistigen Vermögen, dem Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögen, so wie die mir eigenthümliche Entwickelung des Charakters der niedern, mittlern und höhern Schreibart beibehalten; so glaube ich doch in dem vorliegenden Werke diese Grundlage aller höhern Sprachforschung nicht nur unter neuen Gesichtspuncten, sondern auch nach allen ihren Verhältnissen und Einflüssen auf die Bestimmung des Klassischen in den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller dargestellt zu haben. Eben so sind die sämmtlichen Grundzüge der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit neu bearbeitet, mehrere Abschnitte derselben anders, als früher, eingetheilt und angeordnet, die Lücken in denselben ergänzt, und überall in der Literatur die neuerschienenen Werke nachgetragen worden.

Besonders aber möchte ich für die versuchte Geschichte der teutschen Sprache das Urtheil der Kenner dieses Faches in Anspruch nehmen, hauptsächlich auch für meine Ansichten über das Verhältniß der ältern skandinavischen zur ältern germanischen Dichtkunst und Literatur. In dem letzten Zeitraume dieser Geschichte war es frei-

lich nicht möglich, alle Namen neuerer Dichter, Redner und Prosaiker aufzuführen; denn auch hier folgte ich der Ueberzeugung: nemo ante mortem beatus, so daß ich nur über die bereits Verewigten unter unsern Klassikern mein individuelles Urtheil aussprach, die Lebenden aber blos an dem Orte nannte, wo sie hingehörten. Ist mein Urtheil über einzelne Schriftsteller unsers Volkes von dem Urtheile Andrer nicht selten bedeutend abweichend; so glaube ich doch, dasselbe in kurzen Umrissen begründet zu haben. Wenigstens darf ich versichern, daß der größte Theil der ältern und neuern Klassiker unsrer Nation, so wie überhaupt der größte Theil aller von mir in diesem Werke angeführten Schriften, in meiner eignen Büchersammlung sich befindet.

So weit meine 26jährigen ununterbrochen fortgesetzten Privatsammlungen und die bekannten literärischen Hülfsmittel reichten, habe ich durchgehends die wichtigere Literatur (eine vollständige würde die Bogenzahl des Buches zu sehr vermehrt haben), so wie die Geburts- und Todesjahre der teutschen Schriftsteller in der Geschichte der Sprache aufgeführt. Allein, bei allem Sammeln und Nachschlagen, habe ich doch mehrere Geburtsjahre der noch lebenden Schriftsteller nicht ausmitteln können. —

Freuen würde es mich, wenn man diesem Compendium das Verdienst zugestände, daß es das gesammte philosophische und geschichtliche Gebiet unsrer Sprache umschlösse, dasselbe nach einem innern nothwendigen Zusammenhange, mit Rücksicht auf die Fortschritte der teutschen

Sprache in unserm Zeitalter, so wie den Bedürfnissen des akademischen Vortrages und des Selbstunterrichts angemessen, darstellte. Denn diese vier Zwecke habe ich mir durchgehends bei der Ausarbeitung vorgehalten, und nach der Verwirklichung derselben gestrebt. Darf ich dabei für meine Beurtheiler noch einen Wunsch aussprechen; so ersuche ich dieselben, hauptsächlich mehr die leitende Idee des Ganzen, und die Begründung des eigentlichen Systems selbst in der Philosophie der Sprache im Auge zu behalten, als blos über Einzelnheiten mit mir zu rechten, obgleich auch darüber jede gegründete Zurechtweisung mir willkommen seyn wird. Jener Wunsch stützt sich zunächst auf meine feste Ueberzeugung: daß fortan der wissenschaftliche Fortschritt im Anbaue der vaterländischen Sprache von der Erforschung der festen Grundlage der Theorie (oder der Philosophie) des Styls überhaupt, so wie von der Anwendung der aufgefundenen richtigen Grundsätze auf die ganze Anordnung, innere Haltung, und gleichmäßige Durchführung des Systems der teutschen Sprache abhängt. Denn für das Einzelne ist bereits viel geschehen, und die Massen dafür vermehren sich mit jedem Tage; allein für das System haben bisher nur wenige Männer gewirkt, und deshalb scheint mir der systematische Anbau des Sprachgebietes, um endlich darüber zu einer möglichen Vereinigung, oder doch wenigstens zum deutlichen Bewußtseyn alles dabei noch Fehlenden zu kommen, das dringende Bedürfniß unsers Zeitalters zu seyn.

Viel würde endlich für die Vervollkommnung der herrlichen teutschen Sprache gewonnen werden, wenn — außer einem zweckmäßig berechneten und nach einer festen Stufenfolge durch verschiedene Klassen fortgeführten Schulunterrichte in derselben, besonders auf Lyceen und Gymnasien, — auf allen teutschen Hochschulen die vaterländische Sprache nach ihrer wissenschaftlichen Gestalt und im Geiste eines in sich abgeschlossenen Systems, so wie mit gründlicher Darstellung ihrer Geschichte, vorgetragen würde, wie es zu Leipzig von Gottsched bis zu seinem Tode (im J. 1766) geschah. Wir lernen griechische, römische, hebräische Sprache und Alterthümer; wir hören Jahrelang Kirchen-, Dogmen- und Ketzergeschichte; wir betreiben die römische Rechtsgeschichte, als lebten noch Theodosius oder Justinian in unsrer Nähe; allein in der Geschichte der vaterländischen Sprache sind Tausende unsrer Gelehrten völlige Fremdlinge, und dabei schreiben und sprechen sie ein Teutsch, wie kein gebildeter Franzose, kein Italiener und Britte seine vaterländische Sprache schreibt und spricht; ja oft sprechen und schreiben diejenigen ihre Nationalsprache am unvollkommensten und fehlerhaftesten, welche mit der größten Strenge jeden Verstoß in einer ausländischen, erloschenen oder lebenden, Sprache an Andern rügen und hervorheben. — Man muß aber das eine thun und das andere nicht lassen. Es ist gegründet, daß der Sinn für Klassicität von dem Erlernen der Sprachen des Alterthums auf die jüngern europäischen Völker übergegangen ist, und das Studium derselben nie geschmälert werden darf. Allein jetzt besitzt das teutsche Volk eben so

vollendete Klassiker, wie Griechenland und Rom, und wie das neuere Italien, Frankreich und Großbritannien; ihr Geist muß also auch erforscht, der ursprüngliche und eigenthümliche Charakter unsrer Nationalsprache muß richtig erkannt, das Ausländische, unsrer Sprache Aufgedrungene, so viel als möglich entfernt, und das Bedürfniß für Richtigkeit und Schönheit der Form beim Sprechen und Schreiben frühzeitig bei dem heranwachsenden Geschlechte, besonders aber auf unsern Hochschulen, in der Mitte der künftigen Pfleger aller Wissenschaften auf teutschem Boden, und namentlich in der Mitte der künftigen Lehrer auf Universitäten, Kanzeln und Schulen, so wie der künftigen Richter und Sachwalter des Volks, angeregt werden. — Wäre es mir nun gelungen, durch diese Schrift das Erforschen des Geistes unsrer trefflichen vaterländischen Sprache bei angehenden Gelehrten, und den Vortrag derselben auf unsern teutschen Hochschulen nur einigermaßen befördert zu haben (denn daß die Empfänglichkeit dafür in unsern vaterländischen Jünglingen vorhanden ist, weiß ich aus achtzehnjähriger Erfahrung auf den Hochschulen zu Leipzig und Wittenberg); dann wäre auch — bis ein besseres Werk das vorliegende verdrängt — die Bestimmung desselben und meine Absicht erreicht.

Leipzig, am 7. April 1820.

Pölitz.

Inhalt.

Einleitung.

1.

Vorbereitende Begriffe.

Unter allem, was zu dem Eigenthümlichen des Menschen und der Völker gehört, steht die Sprache oben an; denn sie enthält bei Individuen und Völkern den Wiederschein der gesammten geistigen Kultur. Deshalb läßt sich auch von den verschiedenen Abstufungen und Graden der Sprachbildung und Sprachvollkommenheit mit Bestimmtheit und Sicherheit auf den erreichten Grad der Bildung und Reife bei Individuen und bei ganzen Völkern zurückschließen.

Unter allen Sprachen des Erdbodens, es seyen lebende oder bereits erloschene, gebührt aber bei jedem freien und selbstständigen Volke der Muttersprache die erste Stelle. Denn nicht nur daß die erste Anregung und Entwickelung des Menschlichen in der Kindheit an sie geknüpft wird, und daher die eigenthümliche Richtung und selbstständige Bildung aller zu einem Volke vereinigten Individuen von ihr ausgeht; sie ist auch die wesentlichste Bedingung, daß ein ganzes Volk, nach seiner Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit von allen andern Völkern des Erdbodens, so wie nach allen Ankündigungen und vielfachen Verzweigungen seiner selbstständig erreichten Kultur, sich verstehen und begreifen lernt.

Dies gilt namentlich von der teutschen Sprache für jeden, welcher, seiner Abstammung nach, zu dem teutschen Volke gehört. Denn die teutsche Sprache ist kein Misch-

ling aus andern Sprachen; sie ist eben so ursprünglich und selbstständig, wie das teutsche Volk, das seit länger als zwei Jahrtausenden in den Jahrbüchern der Geschichte genannt wird; das in seinen verschiedenen Stämmen über Germanien und Skandinavien, wie über die vormalige Westwelt der Römer, und später auch über die Küstenländer der Ostsee sich verbreitete; und das in dem Mittelpuncte Europa's seit der Mitte des neunten Jahrhunderts (843) zu einem selbstständigen Reiche verbunden erscheint, welches beinahe ein Jahrtausend hindurch, unter eigenen freigewählten Königen und Kaisern, dem politischen Range nach, an der Spitze aller christlichen Reiche stand.

Allein nicht blos die Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit der teutschen Sprache, nicht blos die politische Würde und Bedeutenheit des Reiches, in dessen Mitte sie herrschte, und nicht blos die ansehnliche Masse eines Volkes von 30 Millionen Menschen, welche diese Sprache in Wort und Schrift seit Jahrhunderten anbauen, entscheidet über den äußern hohen Werth und die geschichtliche Wichtigkeit dieser Sprache; sie ist auch, nach ihrer gegenwärtigen Gestalt, eine der ausgebildetsten und vollendetsten Sprachen des Erdbodens, und übertrifft in vielfachen Beziehungen alle übrige, sowohl untergangene als noch bestehende, Sprachen.

Der Teutsche ist daher verpflichtet, der herrlichen Sprache seines Volkes seine ganze Aufmerksamkeit und seine ungetheilte Sorgfalt und Liebe zuzuwenden; theils weil sie die Sprache ist, die ihn seit seiner Geburt mit einem der edelsten und kräftigsten Völker in der ganzen Geschichte verband; theils weil sie, nach ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit, nach ihrem innern Reichthume, und nach ihrem Fortschreiten in der Ausbildung aller ihrer einzelnen Formen, zu den vollendetsten Sprachen des Erdbodens gehört.

2.

Uebersicht über den Plan des Ganzen.

Es ist aber nicht gleichgültig, ob eine Sprache blos durch Zufall und Umgang erlernt, oder ob sie wissenschaftlich erforscht, und nach ihrem ursprünglichen Wesen, nach ihrem eigenthümlichen Charakter, nach dem Grade ihrer erreichten Bildung und Reife, und nach ihren verschiedenen Formen ergründet wird. So gewiß das wissenschaftliche Studium der klassischen Sprachen des Alterthums eine Grundbedingung der dem gelehrten Stande eigenthümlichen geistigen Bildung ist; so gewiß gehört auch für den Teutschen, sobald er auf umschließende geistige Bildung und gründliche Gelehrsamkeit Anspruch macht, die wissenschaftliche Erforschung seiner Muttersprache.

Soll aber die wissenschaftliche Darstellung der teutschen Sprache befriedigen; so muß sie

1) von der Philosophie der Sprache überhaupt ausgehen, und in derselben theils die, in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes enthaltenen, allgemeinen Bedingungen aller vollendeten Darstellung vermittelst der Sprache aufstellen, theils die im eigenthümlichen Charakter der teutschen Sprache liegenden besondern Bedingungen der stylistischen Vollkommenheit nachweisen, und mit jenen allgemeinen verbinden;

2) eine kurze Uebersicht über die Geschichte der teutschen Sprache geben, um die allmählige Fortführung dieser Sprache, durch die verschiedenen Zeiträume ihrer Entwickelung und Ausbildung, zu ihrem klassischen Gehalte und zu der von ihr gegenwärtig erreichten Vollendung und Reife zu vergegenwärtigen;

3 — 5) die drei Grundformen aller Sprachdarstellung, die Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit, eben so theo-

retisch nach ihrem Wesen bezeichnen, wie practisch nach ihren einzelnen Gattungen und Arten, und nach ihrem Anbaue von den Klassikern Teutschlands durchführen; und

6) in der Lehre von der Declamation die Regeln entwickeln, wie die einzelnen stylistischen Producte aus der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, sinnlich vollkommen, mündlich dargestellt werden können.

I.

Philosophie der Sprache überhaupt und der teutschen im Besondern.

3.

Begriff der Philosophie der Sprache.

Jede Sprache des Erdbodens bildet ein erfahrungsmäßig (empirisch) in sich abgeschlossenes Ganzes, in welchem, bei aller Verwandtschaft und Aehnlichkeit der einzelnen Sprachen unter sich, dennoch in Hinsicht auf Wortbau und Wortbildung, in Hinsicht auf Zahl und Gebrauch der Redetheile, so wie in Hinsicht auf stylistische Darstellung vermittelst der Gestaltung der Perioden, und der einzelnen Formen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, unzählige Eigenthümlichkeiten des Volkes hervortreten, das diese Sprache redet und schreibt.

Allein, dieser Eigenthümlichkeiten der einzelnen Sprachen ungeachtet, führt doch jede Sprache, nach ihrer letzten Begründung und innern Ausbildung, auf die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes zurück, in welcher theils die letzte allgemeine Bedingung aller vollendeten Darstellung vermittelst der Sprache, theils der höchste Maasstab für die wissenschaftliche Anordnung und innere Gestaltung des erfahrungsmäßig entstandenen und fortgebildeten Gebietes jeder einzelnen Sprache im Besondern enthalten ist.

4.

Fortsetzung.

Die Philosophie der Sprache überhaupt beruht daher auf der Erforschung und Entwickelung der letzten, in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes enthaltenen, Gründe und Bedingungen aller vollendeten Darstellung vermittelst der Sprache abgesehen von allen Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten der einzelnen lebenden und erloschenen Sprachen. Denn bei der Erfindung und Ausbildung aller dieser Sprachen war es derselbe menschliche Geist nach der Gesammtheit seiner geistigen Vermögen und Kräfte, welcher der Sprache, als des äußern sinnlichen Mittels der Darstellung seiner innern Zustände im Bewußtseyn sich bediente; weshalb in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes die letzte Bedingung aller vollendeten Sprachdarstellung nachgewiesen werden kann und nachgewiesen werden muß.

Von dieser Philosophie der Sprache überhaupt ist aber die Philosophie jeder besondern Sprache dadurch verschieden, daß, wenn gleich die Gesammtheit der einzelnen Erscheinungen einer geschichtlich vorhandenen Sprache nur erfahrungsmäßig aufgefaßt und erlernt werden kann, dennoch die wissenschaftliche Verbindung und Anordnung, so wie die innere Gestaltung, die Beurtheilung und Prüfung alles Besondern und Eigenthümlichen der einzelnen Sprache, blos durch die Zurückführung desselben auf höhere (über die Erfahrung hinaus liegende) Grundsätze möglich ist, welche zwar zunächst in der Philosophie der Sprache überhaupt, mit dieser aber zugleich in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes selbst, enthalten sind.

So wie man in neuern Zeiten die allgemeine philosophische Sprachlehre als die Grundlage aller empirisch entstandenen und vorhandenen Sprachlehren anerkannt und aufgestellt hat; eben so muß man auch die, aus

der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes hervorgehende, Philosophie der Sprache überhaupt als den höchsten Maasstab für die philosophische Begründung, Anordnung und wissenschaftliche Gestaltung jeder besondern Sprache nach ihrem ganzen Umfange darstellen und behandeln.

5.

Die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in Beziehung auf Sprache.

Die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes beruht auf dem Bewußtseyn, als einem Urselbstgefühle, in welchem, als dem einzig Bleibenden und Unveränderlichen in unserm Wesen, jeder einzelne Zustand, während des ganzen irdischen Daseyns, wahrgenommen und, als ein unsrer Individualität angehörender Zustand, nach Inhalt (Stoff) und Form erkannt wird. Denn wir werden uns in dem einzelnen Zustande nicht nur dessen bewußt, was er enthält, sondern auch wie der gegebene Stoff von uns aufgefaßt wird. Wir nennen diese Einrichtung unsers Wesens: Gesetzmäßigkeit, weil alle zum Bewußtseyn gelangende Wahrnehmungen unveränderlich nach derselben erfolgen, und sagen von ihr aus, sie sey ursprünglich, weil sie mit dem ersten Bewußtwerden in der Kindheit anhebt, und uns bis zu dem Augenblicke des Todes begleitet.

Nach dieser ursprünglichen Gesetzmäßigkeit unterscheiden wir im Bewußtseyn eine doppelte Gattung von Wahrnehmungen und Zuständen: die sinnlichen und die geistigen. Die sinnlichen Wahrnehmungen werden durch die an unserer Organisation angestellten fünf sinnlichen Werkzeuge vermittelt; die geistigen theilen wir, nach der Verschiedenheit ihrer Ankündigung im Bewußtseyn, in Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen. Wir nennen aber die ursprünglich in uns enthal-

tene gesetzmäßige Bedingung aller einzelnen zum Bewußtseyn gelangenden Vorstellungen: das Vorstellungsvermögen; die ursprünglich in uns enthaltene gesetzmäßige Bedingung aller einzelnen zum Bewußtseyn gelangenden Gefühle: das Gefühlsvermögen; so wie die ursprünglich in uns enthaltene gesetzmäßige Bedingung aller einzelnen zum Bewußtseyn gelangenden Bestrebungen: das Bestrebungsvermögen.

Folgen wir ferner der Ankündigung dieser Thatsachen im Bewußtseyn; so finden wir, daß es nur diese drei geistigen Vermögen gebe, weil alle geistige Zustände, deren wir uns bewußt werden, entweder Vorstellungen, oder Gefühle, oder Bestrebungen sind; — daß diese drei Vermögen einander gleichgeordnet, und nicht untergeordnet sind; — und daß sie unter sich selbst in ununterbrochener Wechselwirkung stehen, so daß Gefühle in Vorstellungen und Bestrebungen, Vorstellungen in Gefühle und Bestrebungen übergehen, und Bestrebungen wieder Vorstellungen und Gefühle veranlassen und mit ihnen sich vergesellschaften können.

6.

Fortsetzung.

Wenden wir dies auf die Sprache an, inwiefern sie das Mittel ist, die innern Zustände, deren wir uns bewußt geworden sind, nach außen durch articulirte Töne auszudrücken und Andern mitzutheilen; so folgt von selbst:

a) daß, so wie in den Wahrnehmungen des Bewußtseyns, auch in der Darstellung durch Sprache Stoff und Form unterschieden wird;

b) daß, wie in jenen, so auch in dieser, eine ursprüngliche Gesetzmäßigkeit statt findet, nur daß die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit in der Darstellung durch Sprache abhängig und bedingt bleibt von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit aller Ankündigungen und Wahrnehmungen im Bewußtseyn;

c) daß wir, wie im Bewußtseyn, so auch in der Darstellung durch Sprache, nicht blos den Ausdruck der sinnlichen Zustände von dem Ausdrucke der geistigen, sondern auch, in Hinsicht der letzten, genau unterscheiden können, ob die Stoffe der Sprachdarstellung entweder in Vorstellungen, oder in Gefühlen, oder in Bestrebungen enthalten sind;

d) daß wir, nach dieser Verschiedenheit des Stoffes für die Sprachdarstellung, in der letzten die Sprache der Prosa, als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Vorstellungen, — die Sprache der Dichtkunst, als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Gefühle, — und die Sprache der Beredsamkeit, als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Bestrebungen bezeichnen, und, als solche, wesentlich von einander unterscheiden;

e) daß wir aussagen: es gebe, nach der Eigenthümlichkeit der drei geistigen Vermögen, diese drei verschiedenen Grundformen aller Darstellung durch Sprache: die eigenthümliche Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit;

f) daß wir aber auch nur diese drei wesentlich verschiedenen Grundformen annehmen können, weil es nur drei geistige Vermögen gibt; und daß

g) diese drei Grundformen in der Darstellung durch Sprache einander (wie die drei geistigen Vermögen) gleichgeordnet, und nicht untergeordnet sind, obgleich

h) die Bezeichnungen der Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit eben so oft und leicht in einander übergehen und einander gegenseitig bedingen können, wie dies im Bewußtseyn selbst in Hinsicht der Vorstellungen Gefühle und Bestrebungen wahrgenommen wird.

7.

Sprache überhaupt.

Wir verstehen daher unter Sprache überhaupt: Ausdruck und Darstellung der Zustände des Bewußtseyns, — mithin der Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen, — durch Worte, d. h. durch articulirte Töne, unter der Voraussetzung der physischen Anlagen, articulirte Töne hervorzubringen. So denken wir schon unter der Sprache der Thiere den Umfang aller der Laute und Töne, durch welche rein thierische Zustände bezeichnet werden, und nehmen für die Sprache des Menschen um so mehr Grade und Abstufungen der Bildung und Vollkommenheit an, je mehr der Mensch, vermittelst des deutlichen Bewußtwerdens seiner Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen, über das Thier sich erhebt, dessen Bewußtseyn, so weit wir dasselbe zu beurtheilen vermögen, auf der dunkeln Wahrnehmung blos sinnlicher Ankündigungen, Vorstellungen und Zustände beruht.

So wie aber das Thier, für den Ausdruck seiner Zustände, seine Sprache sich bildet; so hat auch der Mensch seine Sprache selbst erfunden und sich gebildet, und sie ist, wie die menschliche Kultur überhaupt, von einem Minimum der Bildung ausgegangen. So wie ferner in der Thierwelt eine große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in Hinsicht des Umfanges und Reichthums äußerer Laute und Töne sich findet; so ist auch, nach den verschiedenen Graden und Abstufungen menschlicher Bildung, die Sprache der menschlichen Individuen und die Sprache ganzer Völker sehr von einander verschieden. Besonders ist die höhere Entwickelung und Ausbildung der menschlichen Sprache abhängig von der gleichmäßigen Entwickelung und Ausbildung aller drei geistigen Vermögen, weil, wenn das eine, oder das andere geistige Vermögen mit Vernachlässigung der übrigen vorzugsweise entwickelt wird, oder wenn dasselbe hinter der gesetzmäßigen Ausbildung der andern

zurückbleibt, nothwendig auch in der Sprachdarstellung des Individuums jene größere Entwickelung, oder diese Vernachlässigung sichtbar werden muß. Da aber unter den einzelnen Functionen des Vorstellungsvermögens die Vernunft als diejenige Kraft erscheint, durch welche der Mensch, in intellectueller Hinsicht, den Kreis seiner gesammten Erkenntniß zur Einheit erheben, und, in sittlicher Hinsicht, die Würde seiner Natur am sichersten behaupten kann; so wird auch zunächst derjenige Mensch, bei welchem die Vernunft zur Kraft und Herrschaft gelangt ist, am freiesten und reichsten über die Sprache gebieten, und seiner Sprachdarstellung inneres Ebenmaas, höhere Reife und Vollendung geben.

Schon nach der ursprünglichen Verschiedenheit der drei geistigen Vermögen, wird bei dem Prosaiker die Darstellung der unmittelbaren Zustände des Vorstellungsvermögens; bei dem Dichter die Darstellung der Gefühle, und bei dem Redner die Darstellung angeregter Bestrebungen und Triebe vorherrschen.

Allein, abgesehen von dieser ursprünglichen und nothwendigen Verschiedenheit der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit, wird auch aus der mündlichen und schriftlichen Darstellung leicht erkannt werden können, ob bei den Individuen das eine geistige Vermögen hervorstechend und auf Kosten der andern entwickelt, ja sogar ob die einzelnen Functionen des einen oder des andern Vermögens besonders wirksam sind; z. B. ob, unter den Functionen des Vorstellungsvermögens, mehr das Gedächtniß, als der Verstand und die Urtheilskraft, ob die Phantasie mehr, als die Vernunft ausgebildet, — ob, unter den Gefühlen, mehr das sinnliche, oder mehr das intellectuelle, ästhetische und moralische Gefühl, — und, im Bestrebungsvermögen, ob mehr das niedere oder das höhere, entwickelt ward.

Die Literatur zur Geschichte vom Ursprunge der Sprache bei
J. Sev. Vater, in seinem Versuche einer allgemeinen Sprachlehre, Halle 1801. 8. S. 29 — 134 und S. 277 — 287.

Formey, über den Ursprung der Gesellschaft und der Sprache. Berl. 1763. 8.

des Brosses, traité de la formation mechanique des langues et des principes physiques de l'Etymologie. 2. T. à Paris, 1765. 8. — Teutsch: über Sprache und Schrift; mit Anmerk. vom Hißmann. 2 Theile. Leipz. 1777. 8.

J. Pet. Süßmilch, Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein von dem Schöpfer erhalten habe. Berl. 1766. 8.

(J. Gtfr.) Herder, über den Ursprung der Sprache. Berl. 1772. 8. 2te Aufl. 1786.

(J. Nic. Tetens), über den Ursprung der Sprache und Schrift. Bützow, 1772. 8.

Rud. Wilh. Zobel, Gedanken vom Ursprunge der Sprachen. Magdeb. 1773. 8.

J. Burnett (Lord Monboddo), of the origine and progress of language. 6 T. Edinb. 1773 sqq. — Teutsch von E. A. Schmidt. 2 Th. (mit Vorrede von Herder) Riga, 1784. 8.

Iac. Beattie, the theory of language, in 2 Parts. (P. 1: of the origine and general nature of speach; P. 2: of universal grammar.) Lond. 1788. — Teutsch: Beattie's Theorie der Sprache, oder der kritischen und moralischen Abhandlungen dritter Theil. Gött. 1790. 8.

Ant. Jos. Dorsch, philosophische Geschichte der Sprache und Schrift. Mainz, 1790. 8.

J. Gtli. Fichte, von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache — in Niethammer's phil. Journ. 1795, Heft 3, S. 255 ff. und Heft 4. S. 287 ff.

8.

Alle Sprachdarstellung ist formell.

Obgleich alle Sprachdarstellung auf die vorausgegangenen Zustände des Bewußtseyns, und namentlich auf das Bewußtwerden der einzelnen Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen, sich gründet; so ist doch kein Zustand des Gefühls- und Bestrebungsvermögens unmittelbar durch die Sprache darstellbar, sondern nur erst vermittelst des Vorstellungsvermögens. Alle ursprüngliche Zustände des Gefühls- und des Bestrebungsvermögens müssen erst, nach der unmittelbaren Ankündigung derselben im Bewußtseyn, in Vorstellungen übergehen, bevor sie, nach außen, durch Sprache dargestellt werden können. Wenn also auch der ursprüngliche Charakter des Gefühls und der Bestrebung, wie dies die eigenthümliche Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit — im Gegensatze der Sprache der Prosa — bestätigt, bei dem Uebergange des Gefühls und der Bestrebung in den Kreis menschlicher Vorstellungen nicht verloren geht; so beruht doch alle Darstellung durch Sprache zunächst auf der vorausgegangenen Vorstellung, — und deshalb ist, wie die Vorstellung selbst, alle Sprachdarstellung formell. Denn etwas darstellen, heißt überhaupt: eine Anschauung davon geben, und dasselbe durch Versinnlichung in den Kreis der unmittelbaren Wahrnehmung bringen. Darstellung ist daher: erkennbare Versinnlichung von Vorstellungen. Nach dieser Begriffsbezeichnung stellen alle Künste dar; die zeichnenden und bildenden durch Umrisse, Figuren und Gestalten; die Tonkunst durch unarticulirte Töne; die Tanzkunst und Mimik durch körperliche Stellungen und Gebärden; und die sogenannten redenden Künste durch articulirte Töne oder Worte.

Das allgemeinste Merkmal der mündlichen und der schriftlichen Sprache (des Styls) ist also Darstellung von Vorstellungen durch Worte, und erst durch

Ausmittelung dessen, was dargestellt wird, kann bestimmt werden, ob der Darstellung durch Worte eine unmittelbare Vorstellung, wie in der Sprache der Prosa, oder ob derselben ein in Vorstellung übergegangenes Gefühl, wie in der Sprache der Dichtkunst, oder eine in Vorstellung übergegangene Bestrebung, wie in der Sprache der Beredsamkeit, zum Grunde liegt.

Es wird daher von der Wahrheit, Richtigkeit, Klarheit und Bestimmtheit der Vorstellung nothwendig die Wahrheit, Richtigkeit, Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung abhängen; denn beide verhalten sich gegen einander wie Ursache und Wirkung. Wollen wir nun den Begriff einer geschichtlich vorhandenen (lebenden oder todten) Sprache, nach den vorausgegangenen Bestimmungen, aufstellen; so ist sie: das in sich abgeschlossene Ganze von Wörtern und Wortverbindungen, welche die in ihrer Ausbildung fortschreitende Vernunft für die Darstellung aller im Bewußtseyn deutlich wahrgenommenen Vorstellungen (es mögen nun diese Vorstellungen aus physischen Zuständen, oder aus den einzelnen Zuständen der drei geistigen Vermögen hervorgegangen seyn,) erfunden, geordnet und zur Einheit verbunden hat. Bei einer lebenden Sprache muß aber in diesen Begriff noch das Merkmal aufgenommen werden, daß die Sprache — obgleich in jedem Zeitalter ein in sich abgeschlossenes Ganzes — dennoch, wie die Vernunft selbst, bis zu ihrem Erlöschen einer beständigen Fortbildung fähig ist.

Wenn gleich an sich die Sprache, unabhängig von der Schrift, ein in sich abgeschlossenes Ganzes nach formellen Gesetzen bildet; so ist doch die Aufbewahrung und Erhaltung des Gedachten und Gesprochenen, so wie die Vervielfältigung und weitere Verbreitung desselben durch die Schrift, namentlich durch die Buchstabenschrift, besonders aber durch die Erfindung der Buchdruckerei sehr befördert und unterstützt worden. — Die Hieroglyphenschrift, selbst in dem höchsten Reich-

thume und in der größten Mannigfaltigkeit ihrer Zeichen, ist, nach dem Zeugnisse der Geschichte, jedesmal der Beweis, daß das Volk, welches sich derselben bedient, auf den niedern Stufen der geistigen Entwickelung und Kultur stehen geblieben ist, weil sie, bei ihrer Unbestimmtheit, bei ihrer Vieldeutigkeit, und bei ihrer Unbrauchbarkeit für alle Gegenstände des abstracten Denkens, sogleich, mit dem Fortschreiten der geistigen Reife der Völker, der Buchstabenschrift weichen muß, mit welcher zugleich bei den Völkern die beglaubigte Geschichte und die zuverlässigere Aufbewahrung der wichtigsten Denkmäler ihrer Kultur beginnt. — Allein von unermeßlichen Folgen für die Ausbildung der Sprachen und für die unaufhaltbare weitere Verbreitung der Kultur unter den civilisirten Völkern und unter allen Ständen und Klassen derselben war die Erfindung und schnelle Vervollkommnung der Buchdruckerei seit der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Denn durch sie ward der Umtausch der Ideen in einem solchen Grade erleichtert, daß nach wenigen Tagen und Wochen das an einem Orte im Drucke erschienene ein Gemeingut aller gebildeten europäischen Völker werden kann.

Durch sie wurden die Ueberreste der klassischen Literatur des Alterthums vor dem Untergange bewahrt, und die wirksamen Mittel der Bildung für das jüngere Europa; durch sie gewannen die neuern Sprachen die Bedingungen ihrer schnellern Erhebung zum Charakter der Klassicität, weil die Buchdruckerkunst die besten Schriftsteller der jüngern europäischen Völker zur baldigen Uebereinstimmung in Hinsicht aller wesentlichen Merkmale klassischer Darstellung führte, und dieser Vorgang der Klassiker selbst abwärts auf die stufenweise geistige Entwickelung der untern Volksklassen nicht ohne wohlthätigen Einfluß blieb; durch sie wurden die Völker des Erdbodens, besonders aber Europa's, in ununterbrochene gegenseitige Verbindung gebracht, und das Reich der Wissenschaft und

Erkenntniß ward, selbst bei den größten politischen Erschütterungen, vor einem ähnlichen Untergange, wie der, welcher zur Zeit der Völkerwanderung die Welt des Alterthums traf, auf immer gesichert. — Aus allen diesen Rücksichten verdient daher die Buchdruckerei in einer Philosophie der Sprache der ehrenvollsten Erwähnung.

9.

Verschiedenheit des Stoffes und der Form in der Darstellung durch Sprache.

So wie in jeder Vorstellung Stoff und Form unterschieden werden können; so müssen auch beide in der Darstellung unterschieden werden. Der Stoff ist nämlich das, was vor- und dargestellt wird; die Form im Allgemeinen, die Art und Weise, wie ein vorgestelltes Mannigfaltiges zur Einheit für die (äußere oder innere) Anschauung verbunden, — und in der Sprache, wie der Stoff durch Worte zur Einheit in der Darstellung gebracht wird.

Die äußere und die innere Anschauung enthalten aber sehr verschiedenartige Stoffe für die Darstellung, und aus der Verschiedenheit der äußern und der innern Anschauung entspringt in der Darstellung durch Sprache die wesentlich verschiedene Bezeichnung des Sinnlichen und des Nicht-Sinnlichen.

Denn werden die Gegenstände der äußern Anschauung (des äußern Sinnes) unter die Einheit der Vorstellung gebracht, und durch Worte dargestellt; so ist in der Darstellung durch Sprache (vermittelst der Begriffe des Verstandes) das ursprüngliche Gepräge des äußern sinnlichen Ursprungs dieser Begriffe nicht zu verkennen (z. B. bei den Begriffen: Sonne, Mond, Wiese, Elbstrom, Oestreich rc.). Werden aber die Gegenstände der innern Anschauung (des innern Sinnes), wohin alle zum Bewußtseyn gelangte einzelne Zustände des Vorstellungs- Gefühls- und Bestrebungsvermögens gehören, zur Einheit der Vorstellung erhoben, und vermittelst der Sprache

dargestellt; so ist auch in dieser Darstellung durch Sprache die ursprüngliche Quelle des dargestellten Stoffes — ob derselbe nämlich unmittelbar Vorstellung, oder unmittelbar Gefühl, oder unmittelbar Trieb und Bestrebung war — nicht ganz zu verkennen, wenn gleich alle diese Stoffe, vor ihrem Uebergange in die Sprachdarstellung, zuvor die Form der Vorstellung erhalten, weshalb auch der wörtliche Ausdruck der subjectiven Gefühle und Bestrebungen, nach seiner Ankündigung, rein formell ist. Stammt aber der Stoff der Darstellung unmittelbar aus der Thätigkeit der Vernunft; so nennen wir diese unmittelbaren Vorstellungen der Vernunft, im Gegensatze gegen die Begriffe des Verstandes, Ideen, so wie wir die Urbilder der Phantasie, so bald sie unter die Einheit der Vorstellung und der Sprachdarstellung gebracht werden, als Ideale bezeichnen.

Jede Form, unter welcher etwas erscheint, ist daher an sich die Versinnlichung eines in der äußern oder innern Anschauung gegebenen Stoffes, und diese Versinnlichung nennen wir Darstellung. — Ob nun gleich keine Form ohne Stoff gedacht werden kann; so gehört doch nur die Form, und nicht der Stoff, als solcher, in das wissenschaftliche Gebiet der Darstellung überhaupt, und der Sprachdarstellung insbesondere. Denn weil im stylistischen Producte der darzustellende Gegenstand (der Stoff, die Materie) nur vermittelst der Form, und wegen der Form erscheint; so ist auch die Philosophie der Sprache eine reinformelle Wissenschaft, und wird erschöpft durch die Entwickelung der Bedingungen, unter welchen die Form innerhalb der Darstellung als vollendete Einheit erscheint. Die Beurtheilung dessen, ob der dargestellte Stoff an sich materielle Wahrheit enthalte, gehört also so wenig in das Gebiet der Philosophie der Sprache, wie — aus einem andern Standpuncte gefaßt — in das Gebiet der Denklehre (Logik), der allgemeinen Sprachlehre, und der Kunstlehre (Aesthetik); denn in der Philosophie der Sprache werden blos die beiden Fragen zur Entscheidung gebracht:

a) wie Stoff und Form innerhalb der Darstellung durch Sprache verbunden sind; und

b) ob die stylistische Form ein in sich zur Einheit verbundenes, abgeschlossenes und vollendetes, Ganzes bilde, welches, durch die unmittelbare Anschauung, den Verstand, die Vernunft, die Phantasie und das Gefühl befriedigt?

Die Entscheidung dieser Fragen kann aber nur durch die Unterordnung jedes stylistischen Products unter das Gesetz der Form vermittelt werden.

10.

Vorbereitende Begriffe zur Begründung des Gesetzes der Form.

Obgleich in jedem, auch dem elendesten, stylistischen Producte Stoff und Form unauflöslich und unzertrennlich verbunden sind, so daß nur durch die Vernichtung der Form die Verbindung des Stoffes und der Form aufgelöset werden könnte (nach derselben Aehnlichkeit, wie bei Werken der Plastik, der Mahlerei u. s. w.); so beruht doch die Vollendung der stylistischen Form auf der Art und Weise, wie Stoff und Form unauflöslich zur Einheit verbunden worden sind, d. h. ob diese Einheit allen Bedingungen entspricht, welche an eine vollendete Form gemacht werden können.

Die Bedingungen aber, nach welchen die Vollendung der stylistischen Form geprüft werden muß, sind logisch, grammatisch und ästhetisch; d. h. sie entspringen aus der Denklehre, aus der allgemeinen und besondern Sprachlehre, und aus der Kunstlehre.

Vor allem muß ausgemittelt werden, ob der dargestellte Gegenstand richtig gedacht worden ist; und dies ist nur nach logischen Gesetzen zu entscheiden. Denn die Logik ist die Wissenschaft der, in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Vorstellungsvermögens enthaltenen, Gesetze und Formen des Denkens. Der

dargestellte Gegenstand wird daher unter die Gesetze der logischen Möglichkeit, der logischen Wirklichkeit und der logischen Nothwendigkeit gebracht *), und nach denselben entschieden, ob dem Gegenstande, (er sey nun in einen Begriff, oder in ein Urtheil, oder in einen Schluß gekleidet) formelle Wahrheit zukommt.

Mit dieser Untersuchung hängt die zweite Entscheidung unmittelbar zusammen, ob der richtig gedachte Gegenstand auch richtig ausgedrückt sey; und dabei muß zuerst die allgemeine Sprachlehre, und sodann die besondere Sprachlehre derjenigen Sprache berücksichtigt werden, welcher die stylistische Darstellung angehört. Die allgemeine (oder philosophische) Sprachlehre ist aber die Wissenschaft der, in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Vorstellungsvermögens enthaltenen, Gesetze und Formen für die Darstellung des Gedachten durch Sprache überhaupt, ohne Rücksicht auf irgend eine vorhandene Sprache. Ausgehend von dem, im logischen Urtheile begründeten, Verhältnisse zwischen dem Subjects- und Prädicatsbegriffe führt sie die Lehre von den Redetheilen (partes orationis), nach dem innern Zusammenhange derselben, und nach ihrer Abhängigkeit von einander, auf, und enthält in ihren Vorschriften sowohl den höchsten Maasstab für den innern wissenschaftlichen Anbau und für die Richtigkeit der Grundsätze in den Sprachlehren aller empirisch vorhandenen Sprachen, als die letzten Bedingungen des richtigen Ausdrucks im Einzelnen für alles, was logisch richtig gedacht worden ist. Denn die besondern Regeln und Gesetze in der Sprachlehre einer gegebenen und geschichtlich vorhandenen Sprache müssen zwar zunächst das Eigenthümliche, so wie das Willkührliche und Zufällige dieser Sprache zur innern Ordnung und Verbindung bringen, wel-

*) Unter dieser einfachen Terminologie stelle ich in der Logik die drei Denkgesetze dar, welche man gewöhnlich principium contradictionis, principium rationis sufficientis, und principium exclusi tertii nennt.

ches an sich, als etwas Gegebenes und Geschichtliches, in Hinsicht der Bildung der einzelnen Laute und Wörter, in Hinsicht der Abstammung und Ableitung von einander, und in Hinsicht der Verbindung derselben nach dem jeder Sprache eigenthümlichen Periodenbaue, nicht aus der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes abgeleitet werden kann; allein für alles Willkührliche und Zufällige in den einzelnen vorhandenen Sprachen gilt der allgemeine Grundsatz: daß, wenn gleich dasselbe nicht aus den Gesetzen der Logik und der philosophischen Sprachlehre zu erklären und abzuleiten ist, es doch auch nirgends denselben widersprechen darf, weil es sonst der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes selbst widerstreiten würde. Dahin gehört alles unrichtig Gedachte (z. B. ein Ding kann zugleich seyn und zugleich nicht seyn), und alles unrichtig Ausgedrückte (z. B. keiner hat ihn nicht gesehen).

Sobald aber das Eigenthümliche und Zufällige in den verschiedenen lebenden und todten Sprachen des Erdbodens den Gesetzen der Logik und der philosophischen Sprachlehre nicht widerstreitet; sobald beruht auf demselben, in vielfacher Beziehung, die große Verschiedenheit der einzelnen vorhandenen Sprachen von einander, so wie ihre reiche Mannigfaltigkeit, Abwechslung und Schattirung in einzelnen Bildungen und Gestaltungen von Wörtern und Perioden, wodurch das Interesse an der Erforschung dieses Eigenthümlichen der einzelnen Sprachen und ihrer besondern Sprachlehren bedeutend erhöht und gesteigert wird.

Allein, nächst der Ausmittelung des richtig Gedachten durch die Gesetze der allgemeinen und besondern Sprachlehre, muß bei jeder stylistischen Form auch darnach gefragt werden: ob sie als Form um ihrer selbst willen — d. h. wegen ihrer Vollendung als Form, selbst abgesehen von ihrer logischen und grammatischen Richtigkeit — gefalle; ob ihr also Schönheit zukomme? — Diese letzte Frage kann aber nur nach dem in der Kunstlehre aufge-

stellten Ideale der Schönheit entschieden werden, welches daher ebenfalls einen wesentlichen Bestandtheil des Gesetzes der Form bildet.

11.

Das Gesetz der Form.

Die Hauptaufgabe für die Philosophie der Sprache ist also die Aufstellung des Gesetzes der Form, als des höchsten Maasstabes für die Vollendung jeder einzelnen durch die Sprache dargestellten Form. Was das Sittengesetz für alle Handlungen freier Wesen ist; das ist das Gesetz der Form für alle Darstellungen vermittelst der Sprache.

Nach den bereits (§. 10) aufgestellten Vordersätzen, wird aber das Gesetz der Form erschöpft durch die innigste und unauflöslichste Verbindung zwischen Richtigkeit (Correctheit) und Schönheit in der Form.

12.

Die Richtigkeit, als die erste Grundeigenschaft der Form.

1) Die Richtigkeit (Correctheit) der Form ist die sinnlich vollkommene Darstellung der formellen Wahrheit in den durch Worte bezeichneten Vorstellungen. Sie ist daher theils logische, theils grammatische Richtigkeit; denn die formelle Wahrheit beruht, in logischer Hinsicht, auf der Uebereinstimmung der Vorstellung mit den Gesetzen des Denkens, und, in grammatischer Hinsicht, auf der Uebereinstimmung der wörtlichen Darstellung mit der vorausgegangenen Vorstellung. Vorausgesetzt wird bei dieser Richtigkeit der Form, daß theils jede Vorstellung und jede Sprachdarstellung nach der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes erfolgt; theils, daß die empirische Sprache, in welcher die Darstellung geschieht, nach

ihrem Wortreichthume und nach der Ausbildung ihres Syntaxes ausreicht, jede Vorstellung unter einer vollständigen und erschöpfend bezeichnenden Form der Darstellung erscheinen zu lassen.

a) Die logische Richtigkeit der Form beruht daher zunächst auf der Art und Weise, wie die innere Folge und Verbindung der in dem stylistischen (kleinern oder größern) Ganzen enthaltenen Begriffe, Urtheile und Schlüsse vermittelst der Darstellung ausgedrückt worden ist. Denn von der logischen Bildung des Darstellenden ist die innere Ordnung, die richtige Aufeinanderfolge, der Umfang und Reichthum der zu der stylistischen Umgebung des Hauptgegenstandes gehörenden verwandten Begriffe und Ideen, so wie die deutliche, klare und erschöpfende Behandlung des darzustellenden Stoffes abhängig. Wo innerhalb des Vorstellungsvermögens Armuth, Unordnung, Verworrenheit, Undeutlichkeit und Unbestimmtheit der Begriffe und Ideen herrscht; da wird nothwendig auch die Darstellung das Gepräge dieser Mängel und Unvollkommenheiten an sich tragen. Wo hingegen Reichthum, Ordnung, Zusammenhang, Deutlichkeit und Bestimmtheit innerhalb des Kreises der Vorstellungen sich finden; da wird auch die Darstellung die Forderungen der logischen Richtigkeit erfüllen.

b) Dasselbe gilt von der grammatischen Richtigkeit. Sie beruht auf der formellen Wahrheit in der Darstellung, inwiefern diese im Allgemeinen von der völligen Angemessenheit des gesprochenen und geschriebenen Wortes zu der vorausgegangenen Vorstellung, und im Besondern von den Eigenthümlichkeiten jeder geschichtlich bestehenden (empirischen) Sprache abhängig ist. Denn, wenn die allgemeine Sprachlehre für alle Sprachen als höchster Maasstab gilt; so kann nur durch sie die Wahl und der Gebrauch der einzelnen Redetheile, so wie die Aufeinanderfolge und Verbindung derselben unter sich zu Perioden und zu größern stylistischen Ganzen, entschieden werden, weil blos auf diese Weise der Zusammenhang der wörtlichen Darstellung mit der

Vorstellung ausgemittelt, und die formelle Wahrheit im Ausdrucke der Sprache versinnlicht werden kann. Allein alles, was zur unmittelbaren Bildung der Wörter, zu ihrer Beugung, zu ihrer Abstammung und Ableitung von einander, zu ihrer örtlichen Stellung in dem Zusammenhange der stylistischen Perioden, und zu den unzähligen Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten der lebenden und todten Sprachen gehört, kann nur durch das gründliche Erforschen der empirisch bestehenden Sprachen selbst erlernt werden. In dieser letzten (empirischen) Hinsicht besteht daher die grammatische Richtigkeit in derjenigen Anwendung der empirischen Sprachlehre jeder geschichtlich vorhandenen Sprache, welche auf das Ansehen der anerkanntesten und entschiedensten Klassiker in derselben sich stützt.

Die logische und grammatische Richtigkeit, als die erste Grundeigenschaft einer vollendeten stylistischen Form, ist aber — was nie vergessen werden darf — nur die technische (mechanische) Vollkommenheit dieser Form.

13.

Die Schönheit, als die zweite Grundeigenschaft der Form.

2) Die zweite Grundeigenschaft der vollendeten stylistischen Form ist die Schönheit derselben, welche aus ästhetischen Gesetzen hervorgehet. Die Schönheit der Form besteht nämlich darin, daß die Form, auch unabhängig von dem Stoffe, den sie darstellt, um ihrer selbst willen gefalle; daß Phantasie und Gefühl durch sie beschäftigt und ergriffen werden, und daß sie für beide einen bleibend angenehmen Eindruck vermittelt. Nicht selten bewirkt dieses Wohlgefallen an der Form auch eine starke und kräftige Aufregung der Bestrebungen und Triebe, und, durch dieselbe, die Herbeiführung eines Entschlusses des menschlichen Willens; allein nie vermag die Form unmittelbar auf das Bestrebungsvemögen, sondern nur mittelbar, d. h.

vermittelst des vorher ergriffenen Gefühlsvermögens und des durch die Phantasie idealisch aufgefaßten — und in der Form versinnlichten — Gegenstandes zu wirken, weil, nach der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit unsers Bestrebungsvermögens, dasselbe nur durch eine vorausgegangene Vorstellung (Begriff, Idee, oder Ideal), oder durch ein vorausgegangenes Gefühl zu Handlungen bestimmt wird. — Fragen wir aber nach den Bedingungen, unter welchen überhaupt eine ästhetische — und also auch eine vollendete stylistische — Form um ihrer selbst willen gefällt; so sind diese: a) die möglichst höchste Versinnlichung, deren der darzustellende Stoff in der Form fähig ist, und b) die möglichst höchste Freiheit in der Bewegung, unter welcher der Stoff erscheint. Denn unter diesen beiden Eigenschaften kündigt sich das Idealische in der dargestellten Form an, und auf dem Idealischen beruht die ästhetische Vollendung der erscheinenden Form. Allein die Darstellung dieses Idealischen in der Form setzt in dem Gemüthe des Darstellenden das deutliche Bewußtseyn und die lebendige Vergegenwärtigung des Ideals der Schönheit, so wie die erreichte Kraft voraus, das zum Bewußtseyn gelangte Idealische vermittelst der Form zur äußern Anschauung zu bringen. (So ist es diese Darstellung des Idealischen vermittelst der Form, was uns bei den Kunstwerken von Klopstock, Schiller, Göthe, Mozart, Haydn, Cherubini, von Raphael, Titian, Coreggio u. a. ergreift, und wodurch die von ihnen ins Daseyn gerufenen Formen um ihrer selbst willen gefallen.) In dem Gemüthe des Darstellenden werden daher Phantasie und Gefühl gleichmäßig ausgebildet, gleichmäßig stark bewegt; und gleichmäßig in Wirksamkeit gebracht werden müssen, wenn anders die Form im Glanze des Ideals — oder, was dasselbe sagt, als klassisch — erscheinen soll. Es muß nämlich der Stoff in der stylistischen Darstellung so versinnlicht werden, daß der Gegenstand durch die Form in seiner vollkommenen Objectivität — d. h. als ein selbstständiges, nach allen seinen Theilen vollendetes, und in sich

abgeschlossenes Ganzes — vor die Seele tritt; zugleich muß aber auch in dieser vollendeten objectiven Form die höchste Freiheit in der Bewegung und Verbindung aller einzelnen Theile herrschen, wodurch der dargestellte Stoff unter dem frischesten Leben erscheint, das von der Individualität des Darstellenden ausgeht. Die vollendete Objectivität der Form besteht also darin, daß die Phantasie die stylistische Form als ein in sich vollendetes Ganzes (als einen vollkommenen Organismus) festhalten, zugleich aber auch den nothwendigen ästhetischen Zusammenhang aller einzelnen in der Form lebensvoll verbundenen Theile unter sich auffassen kann, so daß, durch die Auffassung dieses Zusammenhanges, das vollendete Bild von dem Ganzen, als einer ästhetischen Einheit, für die Anschauung des innern Sinnes vermittelt wird.

14.

Verbindung der Richtigkeit und Schönheit innerhalb der Form.

3) Fragen wir aber nach der unauflöslichen Verbindung der Richtigkeit und Schönheit innerhalb der vollendeten Form; so finden wir, daß die Richtigkeit der Form nicht von der Schönheit abhängt, und die Schönheit derselben nicht durch die Richtigkeit besteht. Beide bestehen nicht durch, sondern mit einander; sie erscheinen in der Form nicht getrennt und neben einander, sondern unauflöslich verbunden, und beide bilden nur durch ihre unauflösliche Verbindung das Wesen der Form. Die Richtigkeit und Schönheit, als die beiden Grundeigenschaften der Form, sind sich also nicht untergeordnet, sondern einander gleichgeordnet, und wenn sie gleich aus verschiedenen Quellen stammen; so sind sie doch beide gemeinschaftlich in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes nach seinen formellen Vermögen begründet.

Durch ihre unauflösliche Verbindung in der Form erscheint aber diese als ein organisches Ganzes, wo jeder Theil um des andern willen da ist, und die technische und ästhetische Vollkommenheit in Eins verschmilzt (idealisch wird). Denn nie kann die vorhandene logische und grammatische Richtigkeit den Abgang der Schönheit der Form, nie kann die bloße Schönheit der Form den Mangel der Richtigkeit ersetzen; eine Form, in welcher die eine der beiden Grundeigenschaften fehlte, oder nur theilweise vorhanden, und mit der andern nicht unauflöslich verbunden wäre, müßte nothwendig das Gepräge der Unvollendung an sich tragen.

Dieses Gesetz der Form ist also der höchste idealische Maasstab, nach welchem theils die stylistische Vollendung der einzelnen Producte in der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit, theils die Haltung dieser Producte in der niedern, mittlern und höhern Schreibart beurtheilt, so wie dadurch über die Klassicität der Schriftsteller selbst entschieden wird.

(Durch dieses Gesetz der Form sind alle Klassiker aller Völker und Zeiten unter sich innig verwandt; denn unbeschadet der reichsten Mannigfaltigkeit der Formen, welche bei den Klassikern der alten und neuen Zeit aus der unendlichen Verschiedenheit ihrer Individualität hervorgehet, kann doch nur nach diesem Gesetze der Form der klassische Gehalt ihrer einzelnen Producte, so wie ihre eigene Stellung in der Reihe der Klassiker, als Prosaiker, Dichter und Redner bestimmt und entschieden werden. In dieser Hinsicht gilt also das Gesetz der Form eben so von Homer, Herodot, Platon, Xenophon, wie von Cicero, Cäsar, Horaz und Livius, und wie von Luther, Lessing, Wieland, Klopstock, Schiller, Göthe, Garve, Engel, Zollikofer, Reinhard, Schlözer, Spittler u. a.)

15.

Begriff der untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit.

Die beiden Begriffe der Richtigkeit und Schönheit sind **Gattungsbegriffe**, die, als solche, mehrere **untergeordnete** Begriffe, d. h. die Bezeichnungen der **einzelnen Eigenschaften** der Richtigkeit und Schönheit in sich einschließen, weil, bei der großen individuellen Verschiedenheit der klassischen Schriftsteller, und bei der eben so großen Verschiedenheit der stylistisch darzustellenden Stoffe, **nicht alle** einzelne Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit in **jedem** stylistischen Producte vorhanden seyn können; ja weil sogar von den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit, durch das Vorhandenseyn einiger, das Vorhandenseyn andrer **ausgeschlossen** wird. (So kann das Lächerliche und Erhabene, das Humoristische und Pathetische, das Komische und Rührende u. s. w. nicht in einer und derselben Form **zugleich** bestehen.) Allein da diese Eigenschaften theils einzeln, theils nach ihrer Verbindung, in den Werken der Klassiker unverkennbar angetroffen werden, und da man den klassischen Gehalt dieser Werke nur nach dem Vorhandenseyn und nach der innern Verbindung dieser Eigenschaften zur Einheit der Form bestimmen kann; so muß auch die Philosophie der Sprache diese untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit, durch welche die Gattungsbegriffe der Richtigkeit und Schönheit erschöpft werden, im Einzelnen aufstellen und nach ihrem formellen Charakter bezeichnen.

16.

a) Untergeordnete Eigenschaften der logischen und grammatischen Richtigkeit der Form.

Die untergeordneten Eigenschaften der logischen und grammatischen Richtigkeit der Form sind:

1) die Deutlichkeit. Sie besteht in der Wahl und in dem Gebrauche derjenigen Wörter, durch welche der vorgestellte Gegenstand nach seinem Wesen, nach seiner Eigenthümlichkeit, und nach seiner Verschiedenheit von andern Gegenständen am bestimmtesten bezeichnet wird, um den darin enthaltenen Sinn sogleich zu fassen, zu verstehen und zu behalten. Sie schließt die Angemessenheit des Ausdruckes in sich ein, indem dieselbe in der Wahl des passendsten Ausdruckes für den Gegenstand besteht, welcher bezeichnet werden soll.

2) die Klarheit. Sie ist diejenige Eigenschaft der Darstellung, nach welcher man nicht nur den vorgestellten Gegenstand an sich deutlich wahrnimmt und erkennt, und ihn von den übrigen Theilen der Darstellung genau unterscheidet, sondern auch die einzelnen Merkmale desselben (die Theilvorstellungen) mit Sicherheit auffassen kann. (So wie der Deutlichkeit die Undeutlichkeit und Unverständlichkeit gegen über steht; so der Klarheit die Dunkelheit.)

3) die Reinheit. Sie verlangt die Wahl und den Gebrauch solcher Wörter, die der Sprache, in welcher man spricht oder schreibt, eigenthümlich angehören und nicht aus andern Sprachen entlehnt sind, so wie die Festhaltung desjenigen Periodenbaues (in syntactischer Hinsicht), welcher erfahrungsmäßig bei den Klassikern der Sprache angetroffen wird. Doch darf der Purismus in Hinsicht der Wahl der Wörter nicht so weit getrieben werden, daß er die Gesetze der Deutlichkeit und Klarheit beleidigt, welches geschehen würde, sobald man unrichtig oder einseitig bezeichnende, nicht nach den empirischen Gesetzen der Ableitung (Etymologie) und Aehnlichkeit (Analogie) gebildete, und durch die Neuheit ihrer Ausprägung den Gegenstand mehr verdunkelnde, als deutlich und klar darstellende Wörter gebrauchen wollte. (Davon weiter unten unter dem Purismus.) In Hinsicht des Periodenbaues aber muß die Nachahmung und Nachbildung einer fremdartigen, dem eigenthümlichen Charakter der Sprache widerstreitenden Perio-

dirung sorgfältig vermieden werden. (In der teutschen Sprache gilt dies letztere vorzüglich von der ihr aufgedrungenen Nachahmung des lateinischen und französischen Periodenbaues, welche man bei den bessern teutschen Schriftstellern des 16ten Jahrhunderts — z. B. bei Luther u. a. — noch nicht, wohl aber seit dem 17ten Jahrhunderte findet, wo man sich besonders in der Nachäffung der französischen Sprachformen gefiel.)

4) die Ordnung. Sie besteht in derjenigen bestimmt berechneten und festgehaltenen logischen Anordnung, Stellung und Aufeinanderfolge der einzelnen Begriffe und Sätze, welche aus der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des Vorstellungsvermögens selbst hervorgehet, und welche die Prüfung nach den drei Denkgesetzen besteht. Uebrigens hängt es von dem Umfange der darzustellenden Vorstellungen ab, ob diese Anordnung und Aufeinanderfolge der Begriffe und Sätze einfach, oder mehr zusammengesetzt und künstlich ist.

5) die Treue. Sie zeigt sich in derjenigen Behandlung des Stoffes, nach welcher er ganz so, wie er in dem Kreise des Vorstellungsvermögens enthalten ist, in die Darstellung übergeht; mithin ohne Verminderung und Vermehrung, ohne Verschönerung und Uebertreibung.

6) die Vollständigkeit. Sie beruht darauf, daß durch die Darstellung die Vorstellung von dem Gegenstande ganz erschöpft wird.

7) die Kürze (Präcision). Sie besteht darin, daß in die Darstellung nicht mehr und nicht weniger aufgenommen wird, als zur Bezeichnung des gedachten Gegenstandes gehört, wodurch eben so die Ueberladung, Weitschweifigkeit und Wiederhohlung mit andern Worten, wie die absichtlich gesuchte Kürze ausgeschlossen wird.

8) die logische und grammatische Einheit. Im Gegensatze der ästhetischen Einheit, beruht die logische und grammatische Einheit auf der innern und nothwendigen Verbindung aller einzelnen Theile des Stoffes (nach

Begriffen, Sätzen und Perioden) zu Einem in sich abgeschlossenen Ganzen, welches dem Gesetze der logischen und grammatischen Richtigkeit durchgehends entspricht, und den Kreis der Darstellung des Gegenstandes völlig erschöpft.

17.

b) Untergeordnete Eigenschaften der Schönheit der Form.

So vielfach auch die Bezeichnung: daß etwas schön sey, in der Sprache genommen wird, und so mannigfaltig verschieden der Ausdruck des Schönen in der Form seyn mag; so läßt sich doch — da der Unterschied zwischen dem Naturschönen und dem Kunstschönen nicht der Philosophie der Sprache, sondern der Aesthetik überhaupt angehört — in stylistischer Hinsicht das Schöne auf vier wesentliche Kennzeichen (Kriterien) zurückführen:

1) daß nämlich die Form in der Anschauung einen wohlthuenden Reiz auf den äußern oder innern Sinn bewirke;
2) daß sie in dem Gefühlsvermögen eine höhere Bewegung und Rührung hervorbringe;
3) daß sie die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetze; und
4) daß der Stoff, vermittelst der Form, idealisirt erscheine.

Die idealisirte Darstellung des vorgestellten Gegenstandes ist daher der höchste Maasstab für die Schönheit der Form. Allein nach der Verschiedenartigkeit der darzustellenden Stoffe, so wie nach der Verschiedenheit der darstellenden Schriftsteller, werden und können von den folgenden untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form nicht alle in jeder einzelnen stylistischen Form vorhanden seyn; ja, wie weiter oben bemerkt ward, schließt sogar das Daseyn einiger dieser Eigenschaften die Aufnahme gewisser andrer von der stylistischen Form aus. — Sobald aber, wie

hier, überhaupt eine Uebersicht über die gesammten Bedingungen der Schönheit der Form gegeben werden soll; sobald müssen auch die sämmtlichen untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form aufgeführt, und nach ihrer Eigenthümlichkeit bezeichnet werden. Sie sind:

1) die freieste Versinnlichung des Stoffes. Ein dargestellter Gegenstand wird vermittest der Form frei versinnlicht, sobald die Einbildungskraft denselben, nach seiner bestimmt ausgedrückten Eigenthümlichkeit und nach seiner ganzen stylistischen Umgebung, unter der Einheit eines vollendeten Bildes aufzufassen und festzuhalten vermag, so daß er für die innere Anschauung ein vollständiges Bild vermittelt, das alle Lücken, alle Verworrenheit und Dunkelheit von sich ausschließt. (Z. B. Klopstocks Messias; Wielands Oberon.) Der niedere Grad dieser Versinnlichung (wie er gewöhnlich in der Sprache der Prosa getroffen wird,) heißt Lebhaftigkeit, der höhere Grad, der nicht selten die Gebilde aus der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit bezeichnet, heißt Feuer. Wo dieser Grad der stylistischen Versinnlichung getroffen wird; da wirkt die stylistische Form gewöhnlich nicht blos auf das Gefühlsvermögen, sondern auch auf das Bestrebungsvermögen. (Z. B, Cicero's catilinarische Reden; — Reinhard's Predigt am Johannisfeste 1816.)

2) die Natürlichkeit. Sie besteht darin, daß die einzelnen Theile der stylistischen Form so leicht an einander sich anschließen, und so unvermerkt in einander verschmelzen, daß man die Uebergänge der Verbindung so wenig, wie in den organischen Formen der Natur, zu erkennen vermag. So wie nämlich in den Gebilden der Natur alle einzelne Theile aufs innigste zu Einem Ganzen verbunden sind, der eine Theil nur um des andern willen da ist, und durch und mit dem andern bestehet, und nirgends Zwang, Härte, Erkünstelung, Schwerfälligkeit und Trockenheit getroffen wird; so soll auch in der stylistischen Form alles Einzelne einfach, leicht, zwanglos und innig zum Ganzen verbunden seyn. (z. B. das

neue Lied von Herder; — Rosen auf den Weg gestreut rc. von Hölty.)

3) die Mannigfaltigkeit. Sie beruht darauf, daß, abgesehen von der ästhetischen Einheit der Form, die einzelnen Theile derselben durch die innere Ausbildung der zu ihnen gehörenden Vorstellungen und Merkmale, durch die Abwechslung und den Reichthum ihrer Gegenstände, so wie durch ihre ästhetische Verhältnißmäßigkeit gegen einander, auch als Theile wohlgefallen, und auf Gefühl und Einbildungskraft einen wohlthuenden Eindruck machen, ohne daß dadurch der Gesammteindruck der ganzen stylistischen Form vereinzelt oder gehemmt würde. (z. B. Kosegartens Arkona.)

4) die ästhetische Einheit. Wenn die grammatische und logische Einheit der stylistischen Form zunächst technisch ist, und auf der nothwendigen, in sich abgeschlossenen, Verbindung aller einzelnen, den Gegenstand erschöpfenden, Theile des Stoffes beruht; so kündigt sich die ästhetische Einheit in derjenigen Vollendung der stylistischen Form an, nach welcher dieselbe als ein organisches Ganzes wahrgenommen wird, in welchem alle Theile unzertrennbar verbunden und aufs innigste verschmolzen sind (z. B. Stolbergs Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhunderte.)

5) die Schattirung (das Nüanciren). Sie bezeichnet in der stylistischen Form die unmerklichen, und nur dem feinern Gefühle erkennbaren, Unterschiede zwischen einzelnen dargestellten Begriffen, versinnlicht durch den mit möglichster Zartheit gehaltenen Ausdruck dieser Unterschiede vermittelst der Sprache, und durch die fast unsichtbare Abwechslung, Verschmelzung und Steigerung derselben in dem stylistischen Ganzen. Nur einem sehr zarten, feinen und gebildeten Geschmacke werden diese Schattirungen gelingen; allein eben so wird zur Wahrnehmung, Auffassung und richtigen Würdigung derselben ein sehr geläutertes Gefühl verlangt. (z. B. Voßens Frühlingsliebe). *)

*) In Tönen, Farben und mimischen Zeichen ist dieses Nüanciren leichter darzustellen, als in stylistischen Formen, und in der De-

6) Die Vertheilung von Licht und Schatten (die ästhetische Farbengebung) besteht in der, von dem echten Schönheitssinne und dem geläutertsten Geschmacke bewirkten, idealischen Hervorhebung und erhöhten Versinnlichung des Hauptgegenstandes in der Form, im Gegensatze gegen die, nach ästhetischen Gesetzen berechnete, absichtliche Verdunkelung derjenigen Theile der Form, welche den Hauptgegenstand blos unterstützen und leiten. Die Kraft und der sichere Tact des Stylisten bewährt sich daher in der bestimmten Festhaltung der Bezeichnung der einzelnen Theile in der Darstellung, auf welche, nach ästhetischen Gesetzen, Licht oder Schatten fallen soll. Denn da der Schatten nicht seiner selbst, sondern des Lichts wegen da ist; so verlangt der Ausdruck des Verhältnisses zwischen beiden — besonders aber des sogenannten Helldunkels — eine sehr sorgfältige Behandlung, und setzt eben so ein tiefes Gefühl und eine schöpferische Phantasie, wie eine gebildete und gereifte Urtheilskraft voraus. (z. B. der Schwur des Messias bei Klopstock.) Die größte und sicherste Behandlung des ästhetischen Lichts in der stylistischen Form nennt man den ästhetischen Glanz.

7) Der Kontrast besteht in der Versinnlichung des Entgegengesetzten von dem, was als Hauptgegenstand in der stylistischen Form erscheint, und zwar nach dem sorgfältig berechneten Verhältnisse zwischen dem Hauptgegenstande und dem, welcher mit ihm kontrastirt. So wie bei der Vertheilung von Licht und Schatten der Schatten des Lichtes wegen da ist; so ist auch der Kontrast nur ein ästhetisches Mittel zu einem ästhetischen Zwecke. In der Vollendung

---

clamation. In der Malerei versteht man darunter theils die Steigerung, durch welche eine Farbe entweder von ihrer höchsten Helle allmählig in ihr tiefstes Dunkel übergeht; theils das Zusammenstimmende und Harmonische in mehrern, neben einander bestehenden, Farben. — Im Style wird diese Schattirung am meisten in der Sprache der Dichtkunst, seltener in der Sprache der Beredsamkeit, am wenigsten aber in der Sprache der Prosa angetroffen.

der Form muß der Kontrast zuletzt als mit dem Hauptgegenstande in Harmonie aufgelöset, oder doch als mit dem ästhetischen Zwecke des Ganzen ausgeglichen erscheinen; denn an sich bleibt der Kontrast nur ein untergeordnetes Merkmal der Schönheit der Darstellung, durch welches die Hauptwirkung der Form befördert werden soll. Ein unaufgelöseter und unaufgeklärter Kontrast wäre in der stylistischen Darstellung das, was eine unaufgelösete Dissonanz in der Tonkunst seyn würde. (Karl und Franz Moor in Schillers Räubern.)

8) Das Witzige und Scharfsinnige. Man kann (mit Jean Paul) den Witz in der Darstellung den ästhetischen Schein nennen, inwiefern er das Verhältniß der Aehnlichkeit gewisser Gegenstände, die einander an sich ungleich sind, auffindet und versinnlicht. Er gehört eben so der Sprache der Prosa, wie der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit an, weil er eben sowohl Begriffe des Verstandes und Ideen der Vernunft, wie Bilder der Einbildungskraft, bei aller ihrer ursprünglichen Verschiedenartigkeit und Ungleichheit, doch in Wortspielen, Gegensätzen (Antithesen), Anspielungen u. s. w. zur Aehnlichkeit bringen kann. — Nur muß der echte Witz, welcher leicht, gewandt, ungesucht, vielseitig, treffend, kurz und kräftig ist, von dem unechten genau unterschieden werden, der sich schwerfällig, erkünstelt, dürftig, verfehlt, gesucht und matt ankündigt. Mit Ausnahme kleiner stylistischer Formen (z. B. des Epigramms u. a.), kann der Witz gewöhnlich nur einzelne Theile und Gegenstände, nicht aber das größere Ganze einer stylistischen Darstellung bezeichnen. — Im Gegensatze des Witzes zeigt sich der Scharfsinn in der Auffindung und Versinnlichung der Unähnlichkeit gewisser Gegenstände, die einander an sich gleich sind, oder gleich zu seyn scheinen (z. B. in der Synonymik). Der Witz verbindet also das scheinbar Unähnliche; der Scharfsinn trennt das scheinbar Aehnliche. Daher wirkt der Witz im Ganzen mehr für das

Anschauungsvermögen, für Gefühl und Einbildungskraft, und der Scharfsinn mehr für Verstand, Urtheilskraft und Vernunft. Aus demselben Grunde kann der Witz in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit gleichmäßig walten, während der Scharfsinn sich zunächst auf die Prosa beschränkt, und in der Sprache der Beredsamkeit gewöhnlich nur in didactischer Beziehung wirkt. (Lessing, Kästner, Lichtenberg, Jean Paul; — Eberhard, Maaß, beide in der Synonymik.)

9) Das Neue in der stylistischen Darstellung beruht entweder auf der Neuheit des Stoffes, oder auf der Neuheit der Form. Die erstere schließt die letztere in sich ein. Denn wenn der Dichter und Redner, seltner der Prosaiker, einen neuen, vor ihm noch nie behandelten Stoff darstellt (z. B. Jean Paul — Christuspredigt von den Welten herab: es sey kein Gott); so muß nothwendig auch die stylistische Form das Gepräge der Neuheit erhalten. — Allein wenn der Stoff bereits von Andern dargestellt ward; so beruht die Neuheit der Form (z. B. in Schillers Jungfrau von Orleans) auf der noch nie so da gewesenen, und in sich zur ästhetischen Einheit verbundenen, Form der Darstellung, unter welcher der Stoff erscheint. In diesem ästhetischen Charakter des Neuen zeigt sich besonders die Stärke und Vielseitigkeit der erfindenden Einbildungskraft. Da aber für den Menschen in dem Kreise des Lebens und der Weltbegebenheiten vieles Neue erfolgt, welches nichts weniger als ästhetisch ist; so beruht das ästhetische Neue zunächst auf der Möglichkeit der idealisirten Haltung und organischen Vollendung der dargestellten Form.

10) Die Anmuth, Lieblichkeit und Grazie (der Liebreiz) in der stylistischen Darstellung unterscheiden dadurch sich von einander, daß die Anmuth zunächst das Zufällige in dem dargestellten Gegenstande belebt und höher bewegt (z. B. in Matthissons Landschaftsgemählden); die Lieblichkeit ausschließend auf dem Sanften und Milden im Umrisse und Ausdrucke der einzelnen

Formen beruht (z. B. in vielen weiblichen Charakteren von Göthe); und die Grazie den idealisirten Ausdruck der Liebe, — gegründet auf Unschuld und Reinheit des Herzens — in der Darstellung bezeichnet (z. B. in Kosegartens Geständniß).

11) Das Naive zeigt sich (nach Schiller) in einer Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann deshalb im strengen Sinne der wirklichen Kindheit nicht beigelegt werden. Auch beruht das Naive nicht auf dem, was gesagt wird (dem Stoffe), sondern zunächst auf dem, wie etwas gesagt oder gethan wird (auf der Form). Das Naive steht mit der Erkünstelung und mit den steifen Formen des bürgerlichen Lebens im schneidenden Kontraste, und gewinnt, durch die Einfachheit des in ihm vorherrschenden Tones der Natur, der Unschuld und des unverdorbenen Gefühls, den Sieg über sie. Das Naive belustigt, (z. B. in Kotzebue's Gurli), wenn es, sich selbst unbewußt, siegreich über die gewöhnlichen Formen, Schwächen und Thorheiten des Herkommens sich erhebt; es rührt aber, (z. B. in Geßners Idyllen), wenn es sich in Hinsicht auf sittliche Verhältnisse auf eine Weise äußert, die wir in der wirklichen Welt vergeblich suchen, und deren Ausdruck so erscheint, als könnte er in der Ordnung der Natur nicht anders seyn.

12) Das Unerwartete und Wunderbare. Das Unerwartete in der stylistischen Darstellung kann theils dem Stoffe, theils der Form zukommen; das Wunderbare aber beruht zunächst auf dem Stoffe, weil die Form an sich nichts Wunderbares enthalten kann. Das Unerwartete im Stoffe besteht in einer solchen Ankündigung des Gegenstandes, die an sich, und nach der daraus hervorgehenden ganzen Umgebung des Gegenstandes, in dem gewöhnlichen und natürlichen Gange der Dinge nicht erwartet wird (z. B. die Erscheinung des Kapuziners in Schillers Räubern); das Unerwartete in der Form aber enthält eine solche überraschende und neue Behandlung einzelner Theile der stylistischen Darstellung, oder

auch des ganzen Ausdruckes derselben, welche von der Art und Weise, wie man die Darstellung der Form *erwarten konnte*, wesentlich abweicht. (z. B. der Gott und die Bajadere von *Göthe*.) — Das *Wunderbare* hingegen, das *blos im Stoffe* liegen kann, kündigt sich entweder in dem Ungewöhnlichen und Seltnen desselben, oder in dem alle unsere Vorstellungen von Ursache und Wirkung Uebersteigenden an (z. B. *Schubarts* ewiger Jude; der *schwarze Ritter* in *Schillers* Jungfrau von Orleans ꝛc.) Zu dem ersten gehören Aeußerungen, Vorgänge und Erscheinungen, die in dem gewöhnlichen Leben selten, oder gar nicht vorkommen, aber doch nach den Gesetzen des Causalzusammenhanges vorkommen können (z. B. in unzähligen Romanen); zu dem letzten hingegen gehört der ganze Kreis übersinnlicher Wesen und Erscheinungen, welcher über den erkennbaren Causalzusammenhang der sinnlichen und sittlichen Welt hinausliegt, von dem Dichter aber nach diesem Causalzusammenhange behandelt wird. — Das *Abenteuerliche* ist eine Abart des Unerwarteten und Wunderbaren, inwiefern nämlich der dargestellte Stoff an das Widersinnige und Zweckwidrige zu gränzen scheint, sich aber doch noch auf der Linie des Schönen erhält, (z. B. *Hüon* im Oberon).

13) Die *edle Einfalt* (die edle Simplicität) kündigt sich in der stylistischen Darstellung unter der höchst einfachen, kunst- und anspruchlosen Behandlung des Stoffes an, wodurch aber derselbe, eben wegen der Abwesenheit alles ästhetischen Schmuckes, unmittelbar gefällt, und einen tiefen Eindruck auf Einbildungskraft und Gefühl bewirkt. (z. B. *Heydenreichs* Volkslied auf Leopolds 2 Tod.)

14) Die *Kraft* in der Darstellung beruht *theils* auf der nachdrucksvollen und das Gefühl unmittelbar ergreifenden Zeichnung und Haltung einzelner Gegenstände und Abschnitte einer stylistischen Form; *theils* auf derjenigen Durchführung einer ganzen stylistischen Form, durch welche das Gefühlsvermögen in einem ungewöhnlichen Grade bewegt und erschüttert wird. Obgleich die Kraft in der

Darstellung zunächst auf das Gefühlsvermögen wirkt; so kann doch auch durch dieselbe, besonders in der Sprache der Beredsamkeit, vermittelst des Gefühlsvermögens das Bestrebungsvermögen aufgeregt, erschüttert und zu Entschlüssen und Handlungen veranlaßt werden. (So herrscht Kraft in den Gedichten von Voß: Mit Eichenlaub den Hut bekränzt ꝛc. und: Der Geisteswildheit Nacht voll Grauen ꝛc. — und eben so in vielen einzelnen Stellen von Predigten J. Andr. Cramers, Reinhards ꝛc., in Fichte's Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten u. s. w.)

15) Das Kühne in der Darstellung kann entweder zunächst dem Stoffe, oder zunächst der Form, oder beiden zugleich angehören. Im Allgemeinen besteht es daher entweder in der gewagten Schilderung eines Gegenstandes, der bisher in der herrschenden Meinung von der entgegengesetzten Seite gefaßt ward; oder in der gleichfalls gewagten und gelungenen Durchführung gewisser noch nicht auf diese Weise in der stylistischen Form zu Einem Ganzen vereinigter Bilder. Es schließt in den meisten Fällen die stylistischen Eigenschaften des Neuen und der Kraft in sich ein; nur daß das Wohlgefallen an dem dargestellten Gegenstande durch den unverkennbaren und gelungenen Ausdruck des Gewagten in der Form begründet und erhalten wird. (Dahin gehören die drei Flugschriften Luthers vom Jahre 1520: an den christlichen Adel teutscher Nation; von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, und wider die Bulle des Antichrists, nach Stoff und Form; und der Tyrannentod von Schink nach der Form u. a.)

16) Das Edle und Würdevolle. Das Edle ist, im Gegensatze des Gemeinen, das Höhere und Vortreffliche; überhaupt das Vernünftige, im Gegensatze des Sinnlichen. Die Würde aber beruht auf dem Moralisch-Edlen, und daher in der stylistischen Form auf dem Ausdrucke desselben in der Darstellung. Wird das Edle dem Stoffe beigelegt; so kann nur der Mensch, nach seinen geistigen Zu-

ständen und Wirkungen, der Gegenstand desselben seyn (z. B. in Mahlmanns Größe im Unglücke). Wird das Edle von der Form ausgesagt; so ist es von der Reinheit, Vernunftmäßigkeit und sittlichen Güte des darstellenden Schriftstellers ausgegangen (z. B. in den religiösen Liedern Gellerts). Selbst der Ausdruck der Leidenschaften kann edel seyn, wenn die Leidenschaft in der Darstellung als der Vernunft untergeordnet erscheint (z. B. Max Piccolomini in Schillers Wallenstein). — Eben so beruht die Würde auf dem dargestellten Stoffe, wenn der Gegenstand nach dem Ausdrucke reiner Sittlichkeit erkannt wird (z. B. Klingemanns Luther), und auf der Form, wenn vermittelst der Darstellung der reine sittliche Sinn des Schriftstellers sich offenbart — (z. B. in Schillers drei Worten des Glaubens). Der höchste Grad der Würde ist das Majestätische, das in der Darstellung nur dem Heiligen beigelegt werden kann (z. B. in Klopstocks Hymnus: Wie Gott belohnt, belohn', o Vater, deinen Sohn).

17) Das Große. Die Größe ist entweder (wie die der Natur) extensiv, oder intensiv (wie die Größe des Geistes); die letztere schließt die moralische Größe in sich ein. In jeder Größe wird eine Einheit gedacht, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden sind. Die Größenmessung entsteht aus der Bestimmung des Unterschieds, je nachdem mehr oder weniger Theile in der Größe vereinigt sind. Alle Größenmessung führt aber nur auf comparative, nie auf absolute Größe hin. — In ästhetischer Hinsicht bezieht sich die Größe auf die Wirkung, welche ein dargestellter sinnlicher oder übersinnlicher Gegenstand auf die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen hervorbringt. Bei gleicher Kraft des Schriftstellers in Hinsicht der Darstellung, wird aber die dargestellte große Idee tiefer auf den Menschen wirken, als ein dargestellter großer Naturgegenstand. Immer bleibt die vollendete Einheit des großen Gegenstandes in der Darstellung die Hauptbedingung, daß der-

selbe ästhetisch wirkt, und in der Anschauung ein reines Wohlgefallen hervorbringt. (Eine gelungene Schilderung der Naturgröße findet sich in Joh. v. Müllers Schweizergeschichte, wo er Eingangsweise die Alpen darstellt: Im Norden des Landes Piemont rc. — Die Größe der Idee herrscht in J. Georg Jacobi's Gedicht: die Tempel. — Moralische Größe legte Schiller in seinen Dialog zwischen Cäsar und Brutus: Wer mit Schritten eines Niebesiegten rc.)

18) Das Erhabene ist zum Theile dem Großen verwandt; denn es muß nach Stoff und Form über das Gewöhnliche hervorragen. Allein es unterscheidet sich vom Großen wesentlich dadurch, daß in demselben der Kontrast zwischen der Naturwelt und der Welt der Freiheit, zwischen der Ankündigung des Endlichen und Unendlichen innerhalb des Gefühlsvermögens versinnlicht, und dadurch in dem Gefühlsvermögen das gemischte Gefühl der Lust und Unlust angeregt und unterhalten wird, das aber, bei dem gefühlten Uebergewichte der Vernunft und Freiheit über das Sinnliche und über die Nothwendigkeit in der Naturwelt, so wie des Unendlichen über alle Bedingungen und Schranken des Endlichen, in das siegende Gefühl der Lust über das Gefühl der Unlust sich zuletzt auflöset. Es kann also eigentlich von keinem objectiven, sondern nur von einem subjectiven Erhabenen geredet werden, inwiefern es auf einer Erschütterung des Gefühls, und in demselben auf einer Mischung des Gefühls der Lust und Unlust beruht, die entweder von einer äußern, oder von einer innern Anschauung bewirkt wird. Es gibt daher ein Erhabenes in der Natur nur in dem Sinne, daß, vermittelst eines äußern Gegenstandes, in unserm Gefühlsvermögen der mächtige Gegensatz der Freiheit gegen die Naturnothwendigkeit, und des gefühlten Unendlichen gegen das angeschaute Endliche angeregt wird. Auf gleiche Weise gelangen wir zum Bewußtseyn des Erhabenen in der übersinnlichen, und namentlich in der sittlichen Ordnung der Dinge, wenn

wir an den, durch den innern Sinn angeschauten und zum Gefühle gebrachten, übersinnlichen und sittlichen Gegenstand den Gegensatz des Endlichen, Bedingten und Nothwendigen halten, und beide Gefühle, das Gefühl der Lust und der Unlust, so lange gegen einander anwogen, bis endlich die gefühlte Ueberlegenheit des Unendlichen über das Endliche für den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust entscheidet. In dem Erhabenen siegen also die dargestellten Ideen der Vernunft und die Ideale der Einbildungskraft über den gleichstark versinnlichten Gegensatz des Endlichen und Bedingten, vermittelst der vollendeten Form der Darstellung (z. B. Hallers Unendlichkeit [Fragment]; Kosegartens Ode: die Unsterblichkeit.) — Das Feierliche ist eine Abart des Erhabenen, und besteht in derjenigen Darstellung eines Gegenstandes, wodurch derselbe aus der Reihe des Gewöhnlichen gehoben und das Gefühl von seiner höhern Bedeutsamkeit und Wichtigkeit in uns geweckt wird, ohne daß dabei der Gegensatz des Endlichen und Unendlichen, wie im Erhabenen, nothwendig versinnlicht werden müßte. (So nennen wir z. B. Einweihungsreden eines Tempels, Jubelreden u. s. w. feierlich, ohne daß sie auch zugleich erhaben seyn müßten. Allein in vielen Klopstockischen Oden (z. B. der Seraph stammelts rc.) sind das Erhabene und Feierliche verbunden.)

19) In dem Rührenden (Sentimentalen) unterscheiden wir Wehmuth und Lust, und zwar die Lust hervorgebracht durch die Wehmuth. Der Zustand der Rührung wird nämlich im Gefühle bewirkt durch die Anschauung eines entweder schon verlornen Gutes, oder eines Gutes, dessen Verlust uns droht. Der bereits erlittene, oder bevorstehende Verlust regt zunächst das Gefühl der Wehmuth auf, mit welchem sich aber sogleich das Gefühl der Lust vergesellschaftet, welches aus der Betrachtung des Gutes selbst entspringt. (z. B. Matthissons Kinderjahre; Klopstocks frühe Gräber; Schillers Ideale rc.) Ist gleich, nach der Mischung des Gefühls der

Unlust und der Lust, das Rührende dem Erhabenen nahe verwandt; so unterscheidet sich doch das Rührende von dem Erhabenen dadurch, daß in demselben nicht der Kontrast des Endlichen und Unendlichen versinnlicht, sondern gewöhnlich nur ein bedrohtes oder verlornes Gut des Lebens dargestellt wird, und selbst der Ton der Darstellung im Rührenden nicht die Stärke und Gewalt des dargestellten Erhabenen erreicht.

20) Das **Pathetische** in der ästhetischen Form beruht auf dem Ausdrucke des gemischten Gefühls der Lust und Unlust, welches durch die Betrachtung des Kampfes des Geistigen und Sittlichen mit dem Sinnlichen und Unsittlichen, überhaupt durch die Versinnlichung des Ankampfes der Freiheit gegen die Macht des Schicksals, angeregt wird. Es sind die Leiden edler, sittlich guter und großer Menschen, die sie des Guten selbst wegen erdulden, welche im Pathetischen versinnlicht werden. Da aber das Leiden nicht an sich, sondern nur durch den geistigen Widerstand, durch die sittliche Kraft, die ihm entgegengesetzt wird, in den Kreis des Aesthetischen gehört; so beruht auch das Gefühl der Lust zunächst auf der Versinnlichung dieses Widerstandes und dieser sittlichen Kraft, und das Gefühl der Lust siegt zuletzt eben so über das Gefühl der Unlust, wie überhaupt die Vernunft über das Sinnliche, und wie das Unendliche über das Endliche; sey es auch, daß der im Kampfe mit dem Schicksale dargestellte Held zuletzt physisch unterliege. (**Ramlers** Tod Jesu. — **Schillers** Marquis Posa im Dom Karlos. — **Klingers** Raphael des Aquilas und Giafar der Barmecide).

21) Das **Romantische** bezeichnet in der Natur, wie in der Kunst, und also auch in der stylistischen Darstellung, das mit Lieblichkeit gemischte Große und Edle. Es kann daher der Stoff des Romantischen in der ästhetischen Form das Neue, das Unerwartete, das Wunderbare, selbst das Abenteuerliche in sich auffassen; nur muß es innerhalb der Darstellung mit dem Lieblichen und Milden gemischt erscheinen, und die Darstellung selbst darf das Gefühl nicht tief erschüttern,

sondern nur sanft ansprechen und bewegen, wenn gleich gewöhnlich in dem Ausdrucke des Romantischen das gemischte Gefühl der Lust und Unlust gefunden wird. (z. B. in Matthissons Landschaftsgemählden; in Herders Paramythieen und Legenden; in Krummachers Parabeln; in Bürgers Romanzen u. s. w.)

22) Das Bildliche in der Darstellung beruht auf der Thätigkeit der Einbildungskraft, den dargestellten Gegenstand entweder nur unter einzelnen stärker versinnlichenden Eigenschaften und Merkmalen erscheinen zu lassen, oder denselben innerhalb der Darstellung mit dessen Bilde selbst zu vertauschen. (Darauf gründet sich die Eintheilung der Sphäre des Bildlichen in die Figuren und Tropen, von welchen in der Folge besonders gehandelt wird.)

23) Das Scherzhafte beruht auf dem Ausdrucke einer absichtlichen Verstellung, die denjenigen vergnügt, welcher scherzt, und demjenigen ein Gefühl von Lust vermitteln soll, welchem der Scherz gilt. Der Scherzende tritt, indem er einem in ihm angeregten Gefühle der Lust folgt, aus seinem natürlichen und bekannten Charakter heraus, um durch einen angenommenen Ton den Andern, der diesen Ton sogleich, nach dem was er seyn soll, erkennt und versteht, auf eine angenehme Weise für den Augenblick zu täuschen. (z. B. viele Briefe Rabeners an Gellert; viele kleinere Gedichte von Christ. Felix Weiße. u. a.) — (Ueber die Theorie des Scherzhaften vergl. Heydenreichs Grundsätze des Lächerlichen, S. 141 ꝛc.)

24) Das Lächerliche und Komische. Ursprünglich bezeichnet das Wort lächerlich blos das, was Lachen erregt, oder erregen kann. So wie der Mensch nur zu lachen vermag; so kann auch er nur belacht werden. Finden wir eine Erscheinung in der Natur- oder Thierwelt lächerlich; so geschieht es nach einer vergegenwärtigten Aehnlichkeit aus dem Kreise der Menschheit. Lächerlich kann aber blos der Verstand und der Geschmack des Men-

schen werden, inwiefern beide sich in seinen Handlungen ausdrücken; nicht natürliche Gebrechen, nicht sittliche Verirrungen, blos Thorheiten, Gewohnheiten, individuelle Schwächen sind lächerlich. Die Darstellung des Lächerlichen beruht daher auf einer lebhaften, und ein reines Wohlgefallen in der Anschauung erregenden Darstellung irgend eines Widersinnigen, Zweck- und Verhältnißwidrigen in der äußern Ankündigung des Menschen, soweit dasselbe nicht aus körperlichen Unvollkommenheiten, und nicht aus sittlicher Verirrung stammt. Der Grund des Wohlgefallens am Lächerlichen liegt aber in einem, durch die Darstellung zum Bewußtseyn gebrachten, Uebergewichte über den lächerlichen Gegenstand, und nur ein Nebenbegriff des Lächerlichen ist es, wenn das dargestellte Individuum dadurch verächtlich wird. — Im Gegensatze des Lächerlichen, beruht das Komische darauf, daß es zwar auch das Wohlgefallen anregt, welches wir beim Lächerlichen empfinden, daß aber mit der Wahrnehmung dieses Wohlgefallens kein gefühltes Uebergewicht über den komischen Gegenstand vergesellschaftet wird. In dem Komischen wird uns das Unvollkommene, Geschmacklose, Einseitige und Thörichte in Angewöhnungen, Meinungen und Schwächen als Gegenstand des unmittelbaren Wohlgefallens daran dargestellt, wobei wir uns nicht unser Uebergewicht über den belachten Gegenstand, sondern nur den Abstand desselben von einer höhern Idee der Vernunft (der Idee des Schicklichen, des Geschmackvollen ꝛc.) vergegenwärtigen. (Lächerlich ist uns der getäuschte Geizige, Eifersüchtige u. s. w im Lustspiele; komisch aber z. B. Plumper in: Er mengt sich in alles, von Jünger; Langsalm in dem Wirrwarr von Kotzebue ꝛc.) — Man theilt das Komische, nicht ohne Grund, in das höhere und niedere. Das höhere Komische kündigt sich, in der Darstellung, mit einem Anstriche von Feinheit, und mit einer sorgfältig berechneten Haltung des Gegenstandes für den gebildeten Geschmack an; in dem niedern Komischen hingegen fehlt es nicht an gröbern und

rohern Aeußerungen, welche zwar auch Lachen erregen, aber nicht selten gegen den bessern Geschmack verstoßen und das richtig gebildete ästhetische Gefühl beleidigen. — Wird das Lächerliche so ins Uebertriebene (*Groteske*) gezeichnet, daß durch die Darstellung desselben die Gedenkbarkeit einer solchen Erscheinung in der wirklichen Welt ausgeschlossen und die Ungereimheit gleichsam *idealisirt* wird; so verdient eine solche ästhetische Form den Namen: *Karikatur* *).

25) Das *Launichte* (*Humoristische*), wesentlich verschieden von dem Launischen und Launenhaften, ist ganz individuell, und besteht in *Sonderbarkeiten*, die zwischen dem Komischen und Ernsthaften gleichsam die Mitte halten, und, in stylistischer Hinsicht, in dem Ausdrucke gewisser eigenthümlicher, von Andern weit abweichender Ansichten, Meinungen, Urtheile und Grundsätze, die aber, vermittelst der Form, unter welcher sie erscheinen, wohlgefallen. Der Humoristische gibt und äußert sich gewöhnlich mit aller Unbefangenheit des Natürlichen, ob er gleich nicht selten dem Ernsthaften und Feierlichen einen Anstrich des Komischen, und dem Komischen und Lächerlichen einen Anstrich des Ernsthaften, Wichtigen und Feierlichen beilegt. Dabei ist es ihm gleichgültig, wie diese seine eigenthümliche Ankündigung von Andern genommen und beurtheilt werden wird; nur daß, in Hinsicht der Darstellung, das Gesetz des Schicklichen und Schönen nicht verletzt werden darf, und die Form in sich Einheit haben muß. Mag also auch das, was der Humorist sagt und schreibt, in der That lächerlich seyn; so unterscheidet es sich doch dadurch wesentlich von dem Lächerlichen, und gehört zur eigenthümlichen Form des Humoristischen, daß der Humorist dadurch keinesweges Lachen erregen will, sondern nach Stoff und Form ernsthaft ist und ernsthaft sich ausdrückt. (Die vorzüglichsten humoristischen Schriftsteller hat, unter den

---

*) Es verdient verglichen zu werden: K. Heinr. *Heydenreich*, Grundsätze der Kritik des Lächerlichen. Leipz. 1797. 8. — Steph. *Schütze*, Versuch einer Theorie des Komischen. Lpz. 1817. 8.

Neuern, die brittische Nation; — unter den Teutschen gehört vorzüglich Jean Paul hieher.)

26) Das Satyrische, wesentlich verschieden vom Lächerlichen, Komischen und Humoristischen, enthält den Ausdruck eines gemischten Gefühls der Lust und Unlust bei der Wahrnehmung des Kontrastes zwischen der wirklichen und der idealischen Welt, inwiefern durch die Vergegenwärtigung der geistigen und sittlichen Unvollkommenheiten in der wirklichen Welt das Gefühl der Unlust, durch den Gegensatz der Ideale des Wahren, Schönen und Guten gegen diese Unvollkommenheiten aber das Gefühl der Lust angeregt wird, und das Gefühl der Lust das Gefühl der Unlust eben so weit übertrifft, als die idealische Welt über die wirkliche erhaben ist. Das Satyrische, als Eigenschaft des Schönen, entspringt daher nicht aus der Beleidigung unserer Persönlichkeit durch irgend einen Vorgang in der wirklichen Welt, sondern aus der reinen Auffassung jenes Kontrastes zwischen der wirklichen und idealischen Welt, und wirkt um so stärker, je mehr es nicht blos intellectuelle Thorheiten und Verirrungen, sondern die Entfernungen der menschlichen Freiheit von dem Ideale der Sittlichkeit, vermittelst einer vollendeten stylistischen Form, zur Anschauung bringt; mag übrigens der Ton des Satyrikers verspottend oder strafend seyn. Das Satyrische enthält daher die indirecte Darstellung des sittlichen Ideals, und die Ahndung der Verletzung dieses Ideals an den entarteten Individuen. (Rabener, Lichtenberg, Friedrich u. a.)

18.

Die Lehre von den Figuren und Tropen.

Unter der fehlerhaften Benennung der sogenannten rhetorischen Figuren wird, in der richtigern und höhern Bedeutung, die Gesammtheit des bildlichen Ausdruckes in der Sprache verstanden, inwiefern in

jeder nur einigermaßen ausgebildeten todten oder lebenden Sprache, neben der bestimmten eigentlichen Bezeichnung der darzustellenden Gegenstände, eine uneigentliche Bezeichnung, vermittelst gewisser bildlicher Ausdrücke, angetroffen wird. Diese bildliche Bezeichnung der Gegenstände geschieht aber nicht ausschließend in der Sprache der Beredsamkeit; sie steht vielmehr auch der Sprache der Prosa und besonders der Sprache der Dichtkunst zu, und schon deshalb ist der gewöhnliche Ausdruck: rhetorische Figuren für diese bildliche Bezeichnung unrichtig, einseitig und fehlerhaft. Eben so unbestimmt und unrichtig war bisher der Gebrauch der Ausdrücke Figuren und Tropen, welche nicht selten mit einander verwechselt wurden, obgleich der Kreis beider von einander genau unterschieden werden muß.

Sollen nun die herrschenden Irrthümer und Einseitigkeiten in dieser Lehre vermieden, und soll der Gebrauch der sogenannten rhetorischen Figuren, — wie er in den Schriften der Klassiker wirklich daliegt, — gleichmäßig der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit zugesprochen, so wie durch diese Lehre die ästhetische Eigenschaft des Bildlichen (§ 17 unter 22), und, mit derselben, das Gesetz der Form in Hinsicht auf die Schönheit in der stylistischen Darstellung erschöpft werden; so muß man 1) von der Entstehung des bildlichen Ausdrucks in der Sprache ausgehen; 2) die Entwickelung dieses bildlichen Ausdruckes zu einer selbstständigen Form der Bezeichnung in jeder fortgeschrittenen und fortgebildeten Sprache nachweisen; 3) das Nebeneinanderbestehen zweier verschiedenen Bezeichnungsarten der Gegenstände, der eigentlichen (nicht bildlichen) und der uneigentlichen (oder bildlichen), in jeder gereiften Sprache geschichtlich begründen, und 4) die einzelnen Figuren und Tropen, als die Gesammtheit des bildlichen Ausdruckes in der Sprache, theils nach der Verschiedenheit der Figuren und Tropen von einander,

theils nach der Geltung und Anwendung der einzelnen Figuren und Tropen näher bezeichnen. —

Die Entstehung des bildlichen Ausdruckes in der Sprache reicht in die Zeit ihres Ursprungs, mithin in die Zeit ihrer Armuth und Unvollkommenheit zurück, wo der Kreis geistiger Bildung bei den Völkern noch klein und sehr beschränkt, und die Bezeichnung durch Sprache zunächst an den Ausdruck sinnlicher Wahrnehmungen und Zustände gebunden war, bis allmählig und langsam Verstand und Vernunft über die Sinnlichkeit sich erhoben, und für ihre eigenthümlichen Schöpfungen (für abstracte Begriffe und Ideen) auch einer eigenthümlichen Bezeichnung in der Sprache bedurften. Bis dahin nahm man das zur Bezeichnung des Sinnlichen vorhandene und einmal in der Sprache ausgeprägte Wort zugleich auch für die Darstellung des Nichtsinnlichen, mithin figürlich; man bekleidete das Nichtsinnliche im Begriffe und in der Idee mit einer sinnlichen Hülle, so wie schon in der Darstellung selbst, als sinnlichem Laute und äußerm Zeichen, der Grundcharakter des Figürlichen liegt.

War aber diese figürliche Bezeichnung des Nichtsinnlichen in der Sprache einmal vorhanden; so erhielt sie sich auch in dem Zeitraume der höhern Sprachbildung, wo für die Darstellung des Nichtsinnlichen bereits eine eigenthümliche wörtliche (nichtbildliche) Bezeichnung ausgemittelt worden war. Was also früher die Armuth der Sprache beurkundete; das diente jetzt zu ihrem Reichthume; denn man fand, daß es in der Sprache eine zweifache Bezeichnung des Nichtsinnlichen, eine nichtbildliche und eine figürliche, gebe, und daß, wenn gleich beide von einander verschieden wären, und beide, bei den Fortschritten der Sprache, sich selbstständig zu einer gewissen Vollkommenheit ausgebildet hätten, doch beide neben einander bestehen könnten. So bestehen also wirklich in allen gereiften Sprachen zwei Darstellungsformen neben einander: die eigentliche und nichtbildliche Be-

zeichnung der Gegenstände durch die Sprache des Verstandes und der Vernunft, und die uneigentliche und bildliche Bezeichnung derselben durch die Sprache der Einbildungskraft, welche, wegen ihrer stärkern Versinnlichung, zunächst auf Anschauung und Einbildungskraft, zugleich aber auch vermittelst des höhern Lebens, das in ihr herrscht, auf die Rührung und Erschütterung des Gefühlsvermögens und auf die Anregung des Bestrebungsvermögens zu wirken vermag.

Das Bildliche in der Darstellung überhaupt beruht auf dem ästhetischen Bedürfnisse, entweder einen Gegenstand blos unter einzelnen versinnlichenden Eigenschaften und Merkmalen darzustellen, oder denselben ganz mit dessen Bilde in der Darstellung zu vertauschen. Mit diesem doppelten Verhältnisse wird theils der ganze Kreis der bildlichen Darstellung in der Sprache erschöpft, theils der wissenschaftliche Unterschied zwischen Figuren und Tropen von selbst gegeben. Die Bildersprache ist aber nicht Sache des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft, sondern der, von der Anschauung des äußern und innern Sinnes zunächst abhängigen, Einbildungskraft, welche wieder, vermittelst ihrer lebensvollen bildlichen Darstellung, auf Anschauung, Gefühl und Bestrebung zurückwirkt. Höhere Versinnlichung, lebendigere Darstellung des Gegenstandes, und tieferer Eindruck desselben auf das Gefühlsvermögen, sind daher die Hauptzwecke, welche durch die bildliche Darstellung erreicht werden sollen; und Aehnlichkeit des eigentlichen Gegenstandes mit dem Bilde ist die Hauptbedingung, unter welcher das Bildliche ästhetisch wirken kann.

Aus diesen Vordersätzen erhellt, daß, wenn gleich die Figuren und Tropen in wissenschaftlicher Hinsicht einzeln entwickelt werden, sie doch nicht in ihrer armseligen Vereinzelung, sondern als der Umfang der gesammten lebensvollen Bildersprache, in der Philosophie des

Styls dargestellt werden müssen; daß es ferner keine Anweisung für den Gebrauch und die Anwendung der einzelnen Figuren und Tropen in der stylistischen Form geben kann, wohl aber eine Nachweisung, wie dieselben von den Klassikern, nach der ihnen einwohnenden reichen geistigen Kraft, und ohne die bestimmte Absicht, eben Figuren und Tropen anzuwenden, gebraucht worden sind; und endlich, daß, wenn gleich die Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit zunächst und hauptsächlich den Gebrauch der Figuren und der Tropen verstattet und dieser Anwendung bedarf, sie doch von der Sprache der Prosa (besonders in der mittlern und höhern Schreibart derselben) nicht völlig ausgeschlossen werden.

19.

Fortsetzung.

Durch Figuren und Tropen wird daher in der stylistischen Form der dargestellte Gegenstand unter einem veränderten, und zwar unter einem höher versinnlichten Verhältnisse, das blos mechanische Leben des abgezogenen Begriffs als ein organisches, so wie die grammatische und logische Nothwendigkeit in der Verbindung der Begriffe und Ideen als ein Spiel der Einbildungskraft erscheinen. In einer reichen und ausgebildeten Sprache, wo beide Kreise der Darstellung, die eigentliche und uneigentliche, neben einander zur Vollendung ausgebildet worden sind, kann aber jede Figur, und jedes Ganze von Figuren in deutliche Begriffe aufgelöset werden, doch nur mit Verlust des darin enthaltenen Bildes, und der durch dasselbe bewirkten höhern Versinnlichung. Denn der Gedanke selbst bleibt im bildlichen Ausdrucke derselbe; allein das Medium wechselt, das ihn darstellt, und die Umgebung, unter welcher der Begriff er-

scheint. Weil aber die Aehnlichkeit des Bildes mit dem dadurch bezeichneten Gegenstande, so wie die Uebereinstimmung der im bildlichen Ausdrucke dem Gegenstande beigelegten Merkmale mit dessen wesentlichen Eigenschaften, die Hauptwirkung der bildlichen Bezeichnung begründen müssen; so folgt von selbst, daß jedes aufgenommene Bild nicht nur dem dargestellten Gegenstande völlig entsprechend seyn, sondern auch in den ganzen Kreis der Darstellung passen muß, innerhalb welcher der Gegenstand erscheint. Ohne diese Bedingungen wird die Anschauung des bildlich dargestellten Gegenstandes kein reines Wohlgefallen an demselben vermitteln; so wie der Reiz an dem bildlichen Ausdrucke verschwinden muß, sobald es eines besondern Nachdenkens über die Aehnlichkeit des Bildes mit dem Gegenstande bedarf.

Bei der wissenschaftlichen Eintheilung der bildlichen Darstellungsweise ergeben sich zwei Hauptklassen derselben:

1) entweder der Subjectsbegriff bleibt in der stylistischen Darstellung unverändert stehen, und blos die Prädicatsbegriffe desselben werden unter bildlichen Ausdrücken versinnlicht; dann wird die bildliche Darstellung Figur genannt;
2) oder der Subjectsbegriff selbst erscheint in der Darstellung unter einer uneigentlichen, bildlichen Bezeichnung, wodurch gewöhnlich auch der ganze Kreis der Prädicate desselben, oder seine stylistische Umgebung, den bildlichen Charakter erhält. Diese Art der bildlichen Darstellung geschieht durch die Tropen.

(Der Begriff: der blühende Jüngling, enthält eine Figur, weil nur im Prädicat: blühend ein bildlicher Ausdruck liegt. Allein Schillers Ausspruch:

Des Lebens Lenz blüht einmal, und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht;

ist tropisch, weil hier der Subjectsbegriff: die Jugend selbst in das Bild des Lenzes verwandelt, und mit demselben auch die stylistische Umgebung bildlich geworden ist.)

20.

a) Die Figuren.

Das Eigenthümliche der Figuren, nach ihrer Verschiedenheit von den Tropen, beruht darauf: daß in denselben der Subjectsbegriff unverändert in seiner eigentlichen Bedeutung stehen bleibt, und die bildliche Bezeichnung blos den Prädicatsbegriff betrifft. Dies letzte kann aber auf doppelte Weise geschehen:

A) Es wird entweder dem Subjectsbegriffe in der Darstellung blos ein versinnlichendes Prädicat beigelegt;

B) oder es wird, zugleich mit der bildlichen Bezeichnung des Prädicats, die ganze stylistische Umgebung um den, in eigentlicher Bedeutung stehen bleibenden, Subjectsbegriff verändert und stärker versinnlicht.

Nach dieser Ansicht zerfallen die Figuren in zwei Klassen.

A) Zur ersten Klasse, in welcher dem Subjectsbegriffe versinnlichende Prädicate beigelegt werden, ohne dadurch die ganze stylistische Umgebung zu verändern, gehören:

1) das Epitheton, wo, durch die bildliche Bezeichnung des Prädicats, der Prädicatsbegriff in der Versinnlichung erhöht und gesteigert,

2) die Emphasis, wodurch der Prädicatsbegriff verstärkt,

3) die Exergasie, durch welche der Subjectsbegriff, vermittelst der Vergleichung desselben mit synonymen Begriffen, erweitert, und von mehrern

Seiten dargestellt, und

4) die Congruenz (Harmonie), wodurch der Subjectsbegriff mit Naturgegenständen in der Darstellung zusammengehalten, und in der Versinnlichung eine äußere Aehnlichkeit zwischen beiden ausgemittelt wird.

B) Die zweite Klasse der Figuren hingegen umschließt solche, durch welche nicht nur der Prädicatsbegriff versinnlicht, sondern auch die stylistische Umgebung des Subjectsbegriffes verändert wird. Dahin gehören:

1) die Frage;

2) die Anrede;

3) der Ausruf;

4) die Anspielung, wo man die Eigenthümlichkeit eines Gegenstandes, durch seine Vergleichung mit einem andern, bestimmter und versinnlichter hervorhebt; (z. B. Jean Paul: „Sünden und Igel werden ohne Stachel gebohren; wie sie aber nach der Geburt stechen, wissen wir alle." — Derselbe: „Zwischen Postmeister und Postpapier kann man sich den Unterschied ersinnen, daß letztes nicht grob ist.")

5) das Beispiel, wo man den dargestellten Begriff durch einen ähnlichen erläutert und anschaulich macht, (z. B. in Schillers Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager);

6) das Gleichniß, wo dem Subjectsbegriffe ein anderer ähnlicher Gegenstand in der Darstellung gegen über gestellt und mit demselben kurz, und gewöhnlich in Einem wesentlichen Puncte, verglichen wird; (z. B. Ramler im Tode Jesu: „So stehet ein Berg Gottes, — — so steht der Held aus Canaan.")

7) die Vergleichung (Parallele), wo der Subjectsbegriff mit einem andern ähnlichen Gegenstande nach den einzelnen Eigenschaften und Verhältnissen zusammengestellt wird, um die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit beider auszumitteln (z. B.

Marc-Aurel und Friedrich 2.);

8) das Antitheton, wo man zwei Gegenstände vergleicht, die nur in einigen Merkmalen einander ähnlich, in den andern aber verschieden sind (z. B. in Blumauers Glaubensbekenntnisse);

9) die Antithese, wo die mit einander verglichenen Gegenstände nach ihren Prädicaten wirklich sich entgegengesetzt sind, oder wo einem und demselben Gegenstande zwei einander widersprechende Prädicate beigelegt werden (z. B. der Friede in der Natur nährte den Frieden in seiner Brust);

10) die Wiederhohlung. Sie heißt a) Epizeuxis, wenn man, der Verstärkung wegen, dasselbe Wort wiederhohlt (z. B. Auferstehn, ja auferstehn wirst du ꝛc.); b) Anaphora, wenn mehrere auf einander folgende Sätze mit einem und demselben Wort anfangen (z. B. Kosegarten: Und was wegwelkt aus den Erdenthalen, schwindet darum nicht aus Gottes Welt, nicht des Morgenroths verstrahlte Strahlen, nicht die Blume, die in Staub zerfällt ꝛc.); c) Epiphora, wenn mehrere Sätze auf eine und dieselbe Weise sich endigen (z. B. in Ramlers Tod Jesu: „Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder ꝛc.“);

11) die Description (verschieden von ihrer logischen Bedeutung), die weiter durchgeführte Darstellung der einzelnen versinnlichenden Merkmale eines Gegenstandes (z. B. vieler Naturgegenstände bei Jean Paul);

12) die Inversion, wo man die gewöhnliche Folge der Wörter verändert, um die Aufmerksamkeit auf ein besonders wichtiges Prädicat zu lenken; doch darf sie nicht Dunkelheit veranlassen, in Spielerei übergehen, oder Manier werden;

13) die Ellipse, wenn man, bei der Stärke des bewegten Gefühls, ein Wort, oder mehrere, aus dem

Zusammenhange der Rede hinwegläßt. Sie heißt: Interruptio, wenn man, wegen der Stärke des Gefühls oder der Leidenschaft, nicht fortsprechen kann, und Aposiopesis, wenn man den Faden der begonnenen Wortfolge ganz fallen läßt, ohne den Sinn zu vollenden, und zu einem andern Begriffe übergeht (besonders in dramatischen Monologen — z. B. Karl Moor in den Räubern);

14) das Asyndeton, wenn man, wegen der Stärke des Gefühls, blos die in kurzen Sätzen bestehenden Hauptbegriffe, mit Uebergehung der zwischen sie gehörenden Partikeln, darstellt;

15) das Polysyndeton, wenn man die Partikeln in der Darstellung häuft, um gleichsam den raschen Gang der Vorstellungen und Gefühle zu hemmen;

16) die Epanorthosis, (Correctio), wenn man das, was man bereits gesagt hat, durch die Verstärkung des Begriffs gleichsam verbessert;

17) die Präoccupatio, wenn man gegen seine eigenen Behauptungen Zweifel aufstellt und diese selbst beantwortet, zugleich aber durch diese Zweifel und die Beantwortung derselben die Darstellung des Gegenstandes stärker versinnlicht;

18) die Concessio, wenn man etwas zugesteht, davon aber sogleich, vermittelst einer unerwarteten Wendung, zu einem andern Gegenstande übergeht;

19) die Präteritio, wenn man durch einen unvorbereiteten Uebergang sogleich eine andere Gedankenreihe an die vorhergehende anknüpft;

20) die Cumulatio (Amplificatio), wenn man einen Gegenstand durch die Erweiterung und Häufung seiner Merkmale stärker versinnlicht. Sie heißt Distributio (auch Individualisirung), wenn man, durch die Angabe der einzelnen Merkmale, die Gesammtvorstellung gleichsam in ihre Theile auflöset;

21) die Gradation (Klimax und Antiklimax), wenn man entweder aufwärts, oder abwärts die Begriffe steigert, indem man sie nach dem innern Verhältnisse ihres Ranges auf einander folgen läßt;

22) die Hyperbel, wenn man, in der Stärke des Gefühls und der Leidenschaft, den Gegenstand entweder größer oder kleiner darstellt, als er wirklich ist. — Stellt man einen Gegenstand aus Bescheidenheit kleiner dar, als er ist; so heißt die Figur: Litotis.

23) die Ironie, wenn man, bei der Versinnlichung der Thorheiten und Fehler der Menschen, das entgegengesetzte Verhältniß von dem aufstellt, das man eigentlich meint, mit der gewöhnlichen Nebenabsicht, den Gegenstand lächerlich zu machen. Der Ton der Ironie muß ernst, dieser Ernst aber nur Schein seyn. Dahin gehören a) Mimesis, wenn man die Worte eines Andern spöttisch wiederhohlt; b) Diasyrmus, wenn man überhaupt Lebende verspottet; c) Sarkasmus, wenn man Sterbende und Todte verspottet. — Bisweilen kann die Ironie, wie die Allegorie, zu einem größern Ganzen erweitert und ästhetisch durchgeführt werden.

24) die Hypallage (Umänderung), wenn man die gewöhnliche Bezeichnung der Begriffe verähdert, um einen Begriff besonders hervorzuheben (z. B. die Umschattung des Waldes statt: der schattigte Wald; der Geist der Empörung statt: das empörte Volk).

Man kann zu den Figuren auch noch den Wunsch, die Betheurung, die Beschwörung, die Verwünschung und die Parenthese zählen.

21.

b) Die Tropen.

Das Eigenthümliche der Tropen, (Vorstellungen und Bilder, die sich gegenseitig darstellen können, — von τροπος Umkehrung —) nach ihrer Verschiedenheit von den Figuren, beruht darauf: daß durch dieselben der Subjectsbegriff selbst in der Darstellung unter einer bildlichen Darstellung erscheint, wodurch gewöhnlich auch die ganze stylistische Umgebung das Gepräge des Bildlichen erhält. Daraus ergeben sich die zwei Klassen der Tropen, wo

A) entweder die eigentliche Bezeichnung des Subjectsbegriffes mit einer uneigentlichen, bildlichen vertauscht wird;

B) oder wo, durch die bildliche Bezeichnung des Subjectsbegriffs, zugleich die ganze stylistische Umgebung das Gepräge des Bildlichen erhält.

A) Zu den Tropen der ersten Klasse gehören:

1) die Metonymie, wenn man, statt des eigentlichen Subjectsbegriffes, einen ihm ähnlichen bildlichen gebraucht. Dies geschieht: a) wenn man die Wirkung statt der Ursache, b) wenn man die Ursache statt der Wirkung, c) wenn man das Vorhergehende statt des Nachfolgenden, d) wenn man das Nachfolgende statt des Vorhergehenden*), e) wenn man die Eigenschaften des Subjects statt des Subjects selbst, f) wenn man den Ort an die Stelle der darin befindlichen Gegenstände, g) wenn man die Gegenstände statt des Ortes, h) wenn man die Zeit statt der Begebenheiten setzt;

2) die Synekdoche, wenn man Begriffe an die Stelle der andern setzt, welche entweder als Theile in einem andern Begriffe enthalten sind, oder sich gegenseitig wie Gattung und Art verhalten. In der Synekdoche werden

*) In diesen beiden Fällen wird die Metonymie Metalepsis genannt.

daher die Theile, das Ganze, das Geschlecht, die Gattung und das Individuum gegen einander vertauscht. Diese Verwechselung tritt ein: a) wenn man das Ganze statt der Theile, b) den Theil statt des Ganzen, c) das Geschlecht statt der Gattung, d) die Gattung statt des Geschlechts, e) die Gattung statt der Art, f) die Art statt der Gattung, g) die Art statt des Individuums, h) das Individuum statt der Art *), i) die einzelne Zahl statt der Mehrheit, k) eine bestimmte Zahl (numerus rotundus) statt der unbestimmten, l) die Eigenschaften statt des Wesens, und m) das Wesen statt der Eigenschaften setzt.

3) die Metapher, welche den Subjectsbegriff mit einem ähnlichen bildlichen Begriffe in der Darstellung verbindet, und also Bild und Gegenbild zusammenstellt, so daß die Prädicate des Gegenbildes an die Stelle der Prädicate des eigentlichen Subjectsbegriffes treten. (Die Metapher ist eine abgekürzte Allegorie.)

4) die Periphrasis, wenn man einen Gegenstand, ohne ihn bei seinem eigentlichen Namen zu nennen, nach seinen Eigenschaften, Verhältnissen, Umgebungen und Wirkungen darstellt (so z. B. Matthisson im Elysium; Göthe: Kennst du das Land ꝛc.) — Die Periphrasis wirkt blos als Figur, und nicht als Trope, wenn man an die Stelle eines matten und gemeinen Wortes ein lebhafteres und verschönerndes, an die Stelle eines unanständigen und harten ein schickliches und milderndes setzt, und heißt dann Euphemismus. Uebrigens ist sie wesentlich von der Paraphrase verschieden, welche in der Umschreibung eines Begriffes und seiner Merkmale der Deutlichkeit wegen besteht und also logischen Gesetzen folgt.

5) die Personification (Prosopopöie), wenn man leblosen Gegenständen Eigenschaften von belebten und vernünftigen Wesen beilegt, oder sie selbst als wirkend darstellt und anredet;

*) In diesen beiden Fällen wird die Synekdoche Antonomasie genannt.

6) die Sermonication, wenn leblose Gegenstände, oder abwesende Personen, Verstorbene, Geister einer andern Welt ꝛc. redend eingeführt werden.

B) Zu den Tropen der zweiten Klasse gehören:

1) die Allegorie. Das Wesen der Allegorie besteht darin, daß der eigentliche Gegenstand, welcher versinnlicht wird, in der allegorischen Darstellung nicht selbst erscheint, wohl aber dessen Bild, unter dessen Versinnlichung man den gemeinten Gegenstand erkennen, und ihn, in der innern Anschauung, mit dem dargestellten Bilde zusammenhalten und vergleichen, und, durch die ästhetisch durchgeführte Schilderung des Bildes, von der Aehnlichkeit beider ergriffen, und mit einem reinen Wohlgefallen erfüllt werden soll. — Die Aehnlichkeit des Gegenbildes ist also die Hauptbedingung der ästhetischen Berechnung und Wirkung der Allegorie. — Da gewöhnlich die Allegorie nicht blos auf einzelne Ausdrücke und einzelne stylistische Sätze sich beschränkt, sondern ein verhältnißmäßig größeres und durchgeführteres Ganzes bildet; so wird sie auch, nach ihrem ästhetischen Gehalte, als eine besondere dichterische Form unter den einzelnen Arten und Formen der Dichtkunst aufgeführt.

2) die Vision. In derselben werden abwesende Gegenstände und Personen, Verstorbene und Geister als gegenwärtig dargestellt, und zwar so, daß sie in der Darstellung selbst als redend oder wirksam eingeführt werden, weil der Darstellende, fortgerissen von seiner Begeisterung, mit ihnen in Gemeinschaft zu stehen glaubt. (Dahin gehört besonders die Schilderung der Erscheinung in Schillers Jungfrau von Orleans, welche Johanna unter der Wundereiche gehabt hatte, und Orests Erscheinung in Göthe's Iphigenie.)

Blos grammatische Figuren sind folgende: Prosthesis, Aphäresis, Paragoge, Apokope, Epenthesis, Synkope, Krasis, Anastrophe, Metathesis. Ihr Gebrauch ist in den meisten Fällen die

die Folge der Unkunde und des Mangels an grammatischer Richtigkeit, oder eines einseitigen, ungeläuterten Geschmackes.

Als bloße Wortspiele, die in den meisten Fällen gegen das Gesetz der Schönheit der Form verstoßen, und nur dann zulässig sind, wo ein Wortspiel von einiger Wirkung seyn kann, erscheinen: die Alliteration, Annomination, Onomatopöie, die Echo. — Die Parodie und Travestirung (welche weiter hinten als dichterische Ganze in der Sprache der Dichtkunst besonders aufgestellt werden), und das Anagramm gehören auch in einem gewissen Sinne hieher.

Manche Theoretiker haben selbst die Mythologie in der Lehre von den Figuren aufgeführt. An sich bildet sie, nach ihrem innern Zusammenhange, ein geschichtliches Ganzes, das nicht unter ästhetischen Gesetzen steht. Wenn sie aber in die ästhetische Form aufgenommen wird; so erscheint sie entweder unter einzelnen Ausdrücken, oder unter einem größern Ganzen, in welchem mehrere in sich zusammenhängende mythologische Stoffe innig verbunden werden (z. B. die Götter Griechenlands von Schiller). Werden blos einzelne Gegenstände und Begriffe aus der griechischen, römischen, indischen, skandinavischen u. a. Mythologie in die stylistische Form aufgenommen; so gelten diese entweder figürlich oder tropisch; d. h. sie bewirken entweder, wie die Figuren, eine bildliche Bezeichnung der Prädicate des in dem stylistischen Zusammenhange in der eigentlichen Bedeutung erscheinenden Gegenstandes; oder sie setzen, wie die Tropen, ein aus der Mythologie entlehntes Bild an die Stelle des eigentlichen Begriffs. Wird aber die mythologische Darstellung als ein zusammenhängendes ästhetisches Ganzes dargestellt; so ist der ganze Stoff der Darstellung aus der Mythologie entlehnt, (wie er z. B. in der epischen Dichtkunst aus andern geschichtlichen Vorgängen entlehnt werden kann) und dann gilt von dem Verhält-

nisse dieses mythologischen Stoffes zur Form, und von der Vollendung der Form alles ohne Ausnahme, was überhaupt von beiden bereits aufgestellt worden ist.

22.

Das Verhältniß der Philosophie der Sprache zum Gesetze der Form.

Das Gesetz der Form, welches auf der innigsten und unauflöslichsten Verbindung der Richtigkeit und Schönheit innerhalb der Form beruht, ist das höchste und letzte Gesetz für alle Sprachdarstellung, und begründet zugleich das wissenschaftliche Gebiet einer Philosophie der Sprache überhaupt.

Das Gesetz der Form ist das höchste und letzte für alle Sprachdarstellung; denn es gilt 1) allgemein, ohne Ausnahme und Einschränkung, von allen einzelnen durch Sprache dargestellten Formen, ihr Stoff mag entlehnt seyn, woher er wolle, und sie selbst mögen dem Umfange nach als klein, oder in ganzen größern Werken ausgeführt erscheinen. Wo das Gesetz der Form nicht anwendbar ist; da kann von einer vollendeten Sprachdarstellung nicht geredet werden; es mag nun dieselbe entweder der Richtigkeit, neben manchen einzelnen der Eigenschaft des Schönen sich annähernden Stellen, oder der Schönheit, neben der Erfüllung der Bedingungen für die Richtigkeit in grammatischer und logischer Hinsicht, oder beider zugleich, der Richtigkeit und der Schönheit, ermangeln. Die vollendete Darstellung durch Sprache beruht einzig auf der völligsten Haltung und innigsten Verschmelzung beider Eigenschaften innerhalb der Form. — Das Gesetz der Form gilt aber auch 2) nothwendig, weil es in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit der geistigen Vermögen selbst, und namentlich in der Wirksamkeit der Vernunft und der Phantasie begründet, mithin von unnachlaßlicher und alle einzelne Sprachdarstellungen umschließender Gültigkeit ist. — Das

ist, weil, bei der Verschiedenheit der Individualität, nothwendig theils die ursprüngliche Anlage der Phantasie und des Gefühlsvermögens, theils die Entwickelung und Ausbildung beider, so wie die von beiden abhängenden Ankündigungen des Geschmacks, sehr verschieden sind, und auf den Geschmack, Klima, Gewohnheit, Erziehung, Religion, Staatsverfassung, Sitten und Volkscharakter einen wesentlichen Einfluß behaupten.

Demungeachtet gibt es einzelne Formen der Sprachdarstellung, welche nach dem Urtheile aller Zeiten und der gebildeten Männer aller Völker für klassisch gelten, inwiefern die hohe Vollendung ihrer Form über die Wandelbarkeit der besondern, auf das Geschmacksurtheil einwirkenden, Bedingungen und Verhältnisse weit sich erhebt. Dahin gehören die einzelnen Schriften des Homer, Plato, Cicero, Horaz, Petrarca, Tasso, Shakespeare, Milton, Thomson, Schiller, Göthe u. a.

J. Gtfr. Herder, Ursachen des gesunden Geschmackes bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet. (Preisschrift) Berl. 1775. 8.

Marc. Herz, Versuch über den Geschmack und die Ursache seiner Verschiedenheit. 2te Aufl. Berl. 1790. 8.

Archib. Alison, essays on the nature and principles of taste. Lond. 1790. Teutsch, und mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitet von K. Heinr. Heydenreich. 2 Th. Lpz. 1792. 8.

Fr. Schiller, Briefe über die ästhetische Erziehung; im dritten Theile seiner kleinen prosaischen Schriften; und: über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen; Ebend. Th. 2. S. 355.

24.

Anwendung des Gesetzes der Form auf das Empirische in der Sprache, besonders in der teutschen.

Obgleich das Gesetz der Form, schon nach seiner Abstammung aus der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes, das höchste, so wie das allgemein und nothwendig geltende Gesetz für alle Darstellung durch Sprache ist und bleibt, und daher auch auf alles in den einzelnen, todten oder lebenden, Sprachen enthaltene Besondere und Eigenthümliche angewandt werden muß; so läßt sich doch dieses Besondere und Eigenthümliche der einzelnen Sprachen nicht unmittelbar aus dem Gesetze der Form ableiten, weil es blos erfahrungsmäßig und geschichtlich aufgefaßt und erlernt werden kann. Dahin gehören:

1) der Sprachgebrauch;
2) die Sprachreinigkeit in empirischer Hinsicht;
3) die Sprachrichtigkeit in empirischer Hinsicht, und
4) die Sprachschönheit in empirischer Hinsicht.

25.

1) Der Sprachgebrauch.

Der Sprachgebrauch ist das höchste empirische Gesetz für die Richtigkeit und Schönheit in der Darstellung der einzelnen wirklich vorhandenen, todten oder lebenden Sprachen. Er steht nur insofern unter dem Gesetze der Form, inwiefern alles, was diesem Gesetze in dem Gebrauche der einzelnen Sprache gerade zuwider wäre, und das Gesetz der Form selbst in seiner allgemeinen Geltung entweder aufheben oder beschränken würde (z. B. ein Gebrauch der Redetheile gegen die allgemeine Sprachlehre,

eine Verbindung der Begriffe, Urtheile und Sätze gegen die Denkgesetze, und eine Versinnlichung der Stoffe in der Form der Darstellung gegen das Idealisch-Schöne), als fehlerhaft und verwerflich aus dem Gebiete der empirischen Sprache verwiesen werden müßte. Dagegen muß alles das im Sprachgebrauche anerkannt werden, was, so eigenthümlich und verschieden von andern ausgebildeten Sprachen es sich auch ankündigen mag, dem Gesetze der Form nicht widerspricht, und unter die Bedingungen desselben gebracht werden kann.

Es kann aber der Sprachgebrauch nicht a priori aufgestellt werden, weil er weder aus dem ursprünglichen Wesen des menschlichen Geistes, noch aus der Sprachfähigkeit überhaupt abgeleitet, sondern blos durch die genaueste Bekanntschaft mit dem Geiste einer geschichtlich vorhandenen Sprache, wie dieser Geist in den klassischen Schriftstellern derselben sich ankündigt, erlernt werden kann; denn nur die klassischen Schriftsteller können den Maasstab für das darbieten, was wirklich in dem Sprachgebrauche als höchster empirischer Grundsatz gelten soll. — Mag also auch der Sprachgebrauch in jeder Sprache nach ganz eigenthümlichen Ankündigungen erscheinen; mag er, in den verschiedenen Zeiträumen der Sprachbildung, zwar unmerklich, aber doch allmählig, sich verändern, und überhaupt der eigenthümlichen Richtung der gesammten Ausbildung und Kultur der einzelnen Völker folgen; mag er also, in Hinsicht auf Wahl und Gebrauch, auf Geltung und Stellung der Wörter, und in Hinsicht des Periodenbaues im Ablaufe der einzelnen Bildungszeiträume der Sprache sich bedeutend verändern, bis endlich die Sprache das goldene Zeitalter ihrer Klassiker erreicht; so ist er doch das höchste empirische Gesetz in jeder gegebenen Sprache, das der einzelne Schriftsteller anerkennen, und dem er nach dem Vorgange der Klassiker seines Volkes folgen muß. Daher enthält denn auch der Sprachgebrauch bei den gereiften Sprachen den höchsten Maasstab der em-

pirischen Sprachvollendung, über welche hinaus kein Warum? in Hinsicht auf höhere Gründe für das geschichtlich Vorhandene versucht werden darf.

Die Sprachähnlichkeit (Analogie) kann mit dem Grundsatze des Sprachgebrauches nicht auf gleiche Linie der Geltung unter den empirischen Grundsätzen gestellt werden, weil sie, wie mehrere andere aus der Erfahrung abgeleitete Grundsätze für die Sprache, nur einen dem Sprachgebrauche untergeordneten Grundsatz für die Ableitung und Verwandlung der Wörter, so wie für die Bildung neuer Wörter und neuer Wortformen im Periodenbaue enthält. Durchgehends muß dabei der unter den Klassikern feststehende Sprachgebrauch, der Geist der Sprache selbst, und, als höchster Maasstab, das Gesetz der Form berücksichtigt werden, wodurch die Abhängigkeit des empirischen Grundsatzes der Sprachähnlichkeit von höhern Gesetzen von selbst entschieden wird.

26.

2) Die Sprachreinigkeit in empirischer Hinsicht.

Die Sprachreinigkeit, im strengsten Sinne genommen, verlangt, daß in einer ausgebildeten Ursprache alle ausländische, alle wegen ihre Unvollkommenheit veraltete, alle blos landschaftliche und nicht in die Schriftsprache der Klassiker übergegangene, und alle fehlerhaft neugebildete Wörter vermieden und von der sorgfältigen mündlichen und schriftlichen Darstellung ausgeschlossen werden. Allein dieses Ideal der Sprachreinigkeit ist, schon als Ideal, bei jeder jüngern abendländischen, und namentlich bei der teutschen Sprache, im Ganzen unerreichbar, wenn es gleich möglich und nöthig ist, die Sprache diesem Ideale anzunähern. Denn obgleich die teutsche Sprache eine ursprüngliche (und nicht, wie die Sprachen des europäischen Westen, aus der römischen hervorgegangen), so wie im Laufe des achtzehenten Jahrhunderts zu einer hohen Stufe klassischer Bildung und Vollendung fortgeführt worden ist; so

bestätigt es doch die Geschichte des teutschen Volkes seit seinem Erscheinen in Europa bis auf unsere Zeiten, daß dieses Volk und seine Sprache viele Jahrhunderte hindurch unter den Einflüssen derjenigen jüngern europäischen Völker (besonders Frankreichs und Italiens) stand, welche früher, als das teutsche, ihre politische Verfassung, ihre Religion, ihre Sitten ausbildeten, und dadurch die Fortschritte in ihren Sprachen begründeten. Dasselbe war, nach demselben Gesetze der Entwickelung und Ausbildung der Individuen und der Völker, schon in der Welt des Alterthums geschehen. Denn wäre die Geschichte derselben nicht voller einzelner Dunkelheiten und Lücken; so würde sich noch bestimmter, und noch mehr ins Einzelne fortgeführt, nachweisen lassen, wie auch die Sprachen der Griechen und Römer — die jetzt als unvergängliche Muster klassischer Darstellungsformen gelten, — unter den Einflüssen früher kultivirter Völker und deren Sprachen auf sie, zu ihrer höhern Vollkommenheit sich ausbildeten und klassisch gestalteten. Nur solche Völker, welche, nach ihrer örtlichen Lage, sich ganz oder doch lange Zeit vor der Wechselwirkung mit andern Völkern bewahren konnten (z. B. die alten Aegypter bis auf des Psammetichus Zeit, die Indier, die Sinesen rc.), vermochten den ursprünglichen Charakter ihrer Bildung und Sprache am treuesten zu bewahren, wenn gleich auch, durch dieselbe Absonderung von allen andern gebildeten Völkern, ihre Entwickelung und Kultur selbst auf den Stufen der Kindheit und Unvollkommenheit stehen blieb. Völker hingegen, die durch ihre Oertlichkeit, durch ihre Betriebsamkeit, durch ihren Handel, durch ihre Kriege und durch ihren gesammten auswärtigen Verkehr mit andern Völkern und Staaten in vielfache Berührung und Verbindung kommen, können in ihrer Bildung und Sprache nicht alles durch sich selbst werden; wohl aber besteht ihr Verdienst darin, daß sie das fremdher Entlehnte in ihre Eigenthümlichkeit verwandeln, und demselben das selbstständige Gepräge ihrer Kultur und Sprache aufdrücken.

Eine unbedingte Reinigkeit ist daher bei der teutschen Sprache geschichtlich eben so unmöglich, wie bei der griechischen, römischen, französischen, italienischen, englischen, spanischen u. a. Es muß also der Purismus, oder das Bestreben, der teutschen Sprache ihre möglichste Reinigkeit zu bewirken, als ein bedingter Sprachgrundsatz aufgestellt, und dahin gestellt werden: daß man in der klassischen Sprachdarstellung alle fehlerhaft gebildete veraltete Wörter ganz der Geschichte der Sprachbildung früherer Zeiten überläßt; daß man in der Schriftsprache (d. i. dem Hochteutschen, über welches bei allen klassischen Schriftstellern eine stillschweigende Uebereinkunft statt findet), die blos landschaftlichen Wörter und Wortformen (Provinzialismen) möglichst vermeidet; daß man alle fremdher stammende Wörter ausbürgert, welche durch ein richtig gebildetes, den Gegenstand deutlich und bestimmt bezeichnendes, wohlklingendes und den bezeichneten Begriff völlig erschöpfendes einheimisches Wort vertreten und ersetzt werden können, und nur diejenigen ausländischen Wörter noch so lange beibehält, bis auch sie allmählig durch solche inländische verdrängt werden können; und daß man endlich nur diejenigen neugebildeten Wörter und Wortformen (an welchen es keiner lebenden Sprache bei der fortschreitenden Entwickelung des Volkes, das sie redet, ganz fehlen kann,) in die Schriftsprache aufnimmt, welche den Reichthum der Begriffsbezeichnungen und den Umfang der Sprache selbst wirklich vermehren, indem sie richtig gebildet, den Gegenstand deutlich und bestimmt bezeichnend, wohlklingend sind, und den bezeichneten Begriff in der Darstellung, es sey in der Sprache der Prosa, Dichtkunst oder Beredsamkeit, völlig erschöpfen.

Die Sprachreinigkeit im Teutschen besteht daher, kurz ausgedrückt, im Gebrauche des Hochteutschen im schriftlichen und mündlichen Ausdrucke, so daß die schriftliche Darstellung in den Werken der Klassiker der

höchste empirische Maasstab der Sprachreinigkeit theils für den schriftlichen Ausdruck des heranwachsenden jüngern Geschlechts unsers Volkes, theils für den mündlichen Ausdruck überhaupt bleibt, dessen Vollendung, in der gegenseitigen Unterhaltung und Mittheilung, von der möglichsten Annäherung an die klassisch ausgebildete Schriftsprache abhängt. — Das Hochteutsche aber, in diesem Sinne als die Schriftsprache aller wahren Klassiker des teutschen Volkes genommen, gehört keinesweges einer einzelnen Gegend Teutschlands ausschließend an, weil die Klassiker unsers Volkes sich nicht auf einen einzelnen teutschen Staat und dessen Landschaften beschränken, wenn gleich, der Zahl nach, dieser oder jener teutsche Staat eine größere Masse trefflicher Schriftsteller aufweisen mag.

In der Geschichte der teutschen Sprache muß, auf Thatsachen der Geschichte gestützt, die Entscheidung des langen Streits über das Hochteutsche versucht werden, der nicht ohne Mißverständnisse und Bitterkeit von beiden Seiten geführt ward. Dahin gehört auch die ausführliche Literatur darüber. Vergl.

Adelung, über den Styl. Th. 1. S. 80. ff.

Joach. Heinr. Campe, Grundsätze, Regeln und Grenzen der Verteutschung; vor dem ersten Theile seines Verteutschungswörterbuches, S. 1—114.

J. F. A. Kinderling, über die Reinigkeit der teutschen Sprache, und die Beförderungsmittel derselben. Berl. 1795. 8.

K. W. Kolbe, über den Wortreichthum der teutschen und französischen Sprache, 2 Thle. Lpz. 1807. 8. — Verbesserungen und Zusätze dazu. 1808. — Zweite Auflage in drei Bänden. Berl. 1819 f. — Ueber Wortmengerei, Lpz. 1809. 8. 2te Aufl. 1812. — Abgerissene Bemerkungen über Sprache. Ein Nachtrag zu der Schrift: über Wortmengerei. Lpz. 1813. 8.

K. Heinr. Wolke, Anleit zur deutschen Gesamtsprache,

oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart. Dresden, 1812 8. (Die gründliche Beurtheilung dieses Werkes in der Jen. L3. 1814, Ergänzbl. N. 79 ff. darf nicht übersehen werden. Sie weiset die vielen Verirrungen des gutmeinenden Verf. nach, und seine Bemühungen in ihre Grenzen zurück.)

27.

Fortsetzung. Barbarismen.

Unter **Barbarismen** verstehen wir im Allgemeinen diejenigen Wörter, Wortformen und Redensarten, welche **theils** bei den anerkannten Klassikern des teutschen Volkes nicht getroffen werden, **theils** überhaupt in dem Zeitalter der höhern Reife der teutschen Sprache mit den Fortschritten der schriftlichen Darstellung, in Hinsicht auf das Gesetz der Form, nicht zu vereinigen sind. Es gehören dahin:

1) **Archaismen**, d. h. **veraltete Wörter**, welche man als unrichtig, oder als unedel aus der Schriftsprache entfernt und verdrängt hat, und die sich höchstens nur noch in der Sprache der niedern Volksklassen und des gemeinen Lebens erhalten haben. Von solchen **veralteten Wörtern** (verba exoleta oder antiquata), welche gegen das Gesetz der Form verstoßen, müssen **alte Wörter** (verba obsoleta) genau unterschieden werden. Diese stammen aus den frühern Jahrhunderten der Sprachbildung, haben ihre Kraft und Würde durch keinen Nebenbegriff verloren, und vielmehr eben durch ihr Alter eine bestimmte Deutlichkeit und Verständlichkeit gewonnen. Doch sind allerdings auch mehrere alte richtig gebildete und bestimmt bezeichnende Wörter **zufällig** veraltet, welche mit den eigentlichen Archaismen nicht zu verwechseln sind, deren Wiederbelebung Gewinn für die Sprache seyn würde, und zum Theile schon geworden ist. Eben so wenig kann die Wie-

dererneuerung derselben, sobald sie nur überhaupt für die gegenwärtige Bildungsstufe der Sprache sich eignen, dadurch verhindert werden, daß sich für den Begriff, den sie bezeichnen, bereits ein anderes Wort in der Sprache vorfindet; denn, bei der großen Verschiedenheit der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit von einander, wird nicht selten das alte und wiedererneuerte Wort besser, als das vorhandene, in den eigenthümlichen Kreis einer dieser drei verschiedenen Sprachdarstellungen passen. Nur solche veraltete Wörter, durch welche weder die bestimmte Begriffsbezeichnung, noch der Wohlklang und der Reichthum der Sprache selbst gewinnen würden, sind ihrem Schicksale des Verschwindens aus dem Umfange der Sprache zu überlassen. — Als eigentliche Archaismen sind aber zu betrachten: alle unwürdige Schimpfwörter und niedrige Ausdrücke, deren sich blos der Pöbel bedient; solche, deren Bau unregelmäßig ist (z. B. benahmsen st. benennen; zweene st. zwei; Gelahrtheit st. Gelehrsamkeit); solche, deren Bau verstümmelt ist (fertigen st. verfertigen; Heinz st. Heinrich; waser st. was für); solche, deren Bau überflüssige Sylben hat (dahero; anheute; alldieweil; zumalen; benebst); solche, an deren Stelle edlere getreten sind (Buhler st. Liebhaber; kiesen st. wählen; kriegen st. erhalten); solche, die entweder mehrere Bedeutungen haben, oder die mit andern Wörtern gleichlautend sind (so das Wort Acht; Mitgift; Maul [auch Maulthier]; Afterwelt); und solche, deren Begriff sich geändert hat (Krebs st. Harnisch), wohin viele Wörter aus der alten Gerichts- und Kriegsverfassung gehören. (Vergl. Adelung über den Styl, Th. 1. S. 82 ff. — Derselbe, von veralteten Wörtern; im Magazine für teutsche Sprache, 1. B. 2. St. S. 61 ff. — Kinderling, über die Reinigkeit 2c. S. 27 ff.)

2) Provinzialismen (landschaftliche oder Bezirks-Wörter) sind solche Wörter, Ausdrücke und Wortformen, die nur gewissen Gegenden eigenthümlich, der Schriftsprache der Klassiker aber fremd, und dem Gesetze der Form zuwider sind. Statt ihrer, finden sich im Hochteutschen bessere (d. h. richtigere und edlere) Wörter und Wortformen. — Die Provinzialismen finden sich entweder nur in dem Munde der Bewohner einzelner Gegenden, oder auch theilweise bei den Schriftstellern dieser Gegenden, welche aus Gewohnheit derselben sich bedienen. Weil aber, bei einer gleichmäßig zur Reife fortgeführten Sprache, die Klassiker derselben stillschweigend sich über das vereinigt haben, was zur vollendeten Schriftsprache gehört, und diese, namentlich das Hochteutsche, nicht an die Schriftsteller nur einer Gegend und Landschaft Teutschlands gebunden ist; so müssen auch von der Schriftsprache alle Provinzialismen, in oben bezeichnetem Sinne, ausgeschlossen werden. Gewiß würde auch die Schriftsprache durch sie, dem Umfange nach, wenig bereichert werden, (wie Campe *) und einige andere behaupteten), weil sie gewöhnlich fehlerhaft gebildet, ohne Wohlklang, und an ihrer Stelle bereits andere Wörter und Ausdrücke im Hochteutschen vorhanden sind, welche den Begriff bestimmt bezeichnen, richtig gebildet, wohlklingend und für die Sprachen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit hinreichend sind. (z. B. Samstag st. Sonnabend; Köthe statt Schrank; frug oder frägte statt fragte, Herzöge st. Herzoge; die Mädchens st. Mädchen; des Churfürstens st. Churfürsten ꝛc.) Die Provinzialismen heißen auch Idiotismen, und werden in den sogenannten Idioticis gesammelt.

(Eine Uebersicht über die Idiotica der teutschen Sprache folgt in der Geschichte derselben, nach der

*) in seinem Verteutschungswörterb. Th. 1. S. 62.

Verschiedenheit der beiden Hauptmundarten dieser Sprache. Mag gleich ein **blos auf möglichste Vollständigkit** berechnetes Wörterbuch der teutschen Sprache aus diesen Idioticis einen ansehnlichen Zuwachs an Masse gewinnen können; so wird doch die Schriftsprache selbst durch die Aufnahme von Provinzialismen verlieren, weil unter tausend Provinzialismen kaum zwei unter das Gesetz der Form gebracht werden dürften, und, bei der Ausschließung derselben aus der klassischen Darstellung, in der That das Gefühl und das richtige Urtheil über ihren Unwerth gewiß eben so viel, als der Zufall gewirkt hat.)

3) **Ausländische Wörter** (es mögen griechische, englische, französische ꝛc. seyn), an deren Stelle wir im Hochteutschen ein richtig gebildetes, erschöpfend bezeichnendes und wohlklingendes Wort bereits haben, oder allmählig erhalten. Denn so wenig fremde Wörter in der Sprache eines später zur Bildung und Reife gelangten Volkes befremden dürfen, weil mit dem von einem früher gebildeten Volke entlehnten Gegenstande und Begriffe der Kultur auch das denselben bezeichnende Wort auf das jüngere Volk übergeht; so sind doch die lebenden Sprachen so bildsam, und stehen, wie der menschliche Geist selbst, so unter dem Gesetze des allmähligen Fortschreitens, daß nach und nach sehr viele fremdher stammende Wörter durch neugebildete einheimische ersetzt werden, woraus für die Sprachreinigkeit von selbst folgt, daß gegen das neue, in jeder Hinsicht genügende, Wort das ausländische verdrängt und ausgebürgert werde. — Dagegen **geht der Purismus** in der Entfernung auswärtiger Wörter **zu weit**, sobald an der Stelle des fremden Wortes entweder ein einheimisches noch ganz fehlt, (wo denn, mit dem ausgestoßenen Worte, auch der in den Ideenkreis des Volkes übergegangene Begriff verdrängt werden würde,) oder das neugeprägte Wort den Begriff nur theilweise, unbestimmt und einseitig bezeichnet, oder

dieses neue Wort weder nach der Etymologie und Sprachähnlichkeit gebildet, noch seiner Ankündigung nach wohlklingend ist.

Nur das neue Wort darf an die Stelle des fremden treten, welches, nach richtiger Bildung, erschöpfender Begriffsbezeichnung und Wohlklang, ein Gewinn für die klassische Darstellung in der Schriftsprache ist. (Nach diesem Grundsatze scheinen folgende teutsche Wörter die Stelle der ausländischen völlig zu ersetzen: Naturkunde st. Physik; Erdkunde st. Geographie; Zeitvertreib st. Amüsement; Wuchs st. Taille; der Kranke st. Patient; Hochschule st. Universität; Zeitrechnung st. Chronologie 2c. — Verunglückt scheinen dagegen folgende Verteutschungen zu seyn: Alterthumsdenkmalskunst st. Archäologie; Ankindung st. Adoption; Hinterstrich st. Apostroph; Platzkugel st. Bombe; Feuerschlund st. Kanone; Bücherei st. Bibliothek [besser: Büchersammlung]; Hämmling st. Kastrat; Fängerin st. Coquette; Dörrleiche st. Mumie; Fernschaulichkeit st. Perspective 2c. — Gewisse wissenschaftliche Terminologieen scheinen bis jetzt gar keiner gelungenen Verteutschung (ohne Umschreibung) fähig zu seyn: z. B. Philosophie, Kritik, Literatur, Ideal, Definition, Skepticismus, Mechanismus, lyrisch, romantisch 2c.

Bei der Menge der in unserer Sprache vorhandenen fremden Wörter sind aber solche Hand- und Wörterbücher nöthig und brauchbar, welche — ohne die Absicht zu haben, ihre Verteutschungen der hochteutschen Sprache selbst aufzubringen, — blos die Bestimmung sich vorhalten, die fremden Wörter, welche unsre Sprache aufgenommen hat, durch teutsche Wörter zu erklären, und den Umfang des dadurch bezeichneten Begriffs befriedigend darzustellen. Dahin gehören: das encyclopädische Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung

aller Wörter aus fremden Sprachen ꝛc. 10 Theile. Zeitz 1793. ff. 8. — F. A. Schröter's terminologietechnisches Wörterbuch ꝛc. 2. Th. 3te Aufl. Erfurt, 1805. 8. — J. Fr. Heynatz, Versuch eines teutschen Antibarbarus. 2. Th. Berl. 1796. f. 8. — und die ähnlichen Werke von J. Fr. Roth, Nitsche, Heyse, Oertel, Voigt, Petri u. a. Die meisten derselben folgten dabei Joach. Heinr. Campe's Wörterbuch zur Erklärung und Verteutschung der unsrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. 2 Th. Braunschw. 1801. 4., in welchem er drei früher herausgegebene Schriften über denselben Gegenstand neu verarbeitet hatte. —

Noch weiter aber, als Campe, trieb den Purismus: Karl Müller, in s. allgemeinen Verteutschwörterbuch der Kriegsprache. Leipz. 1814, im Verschleis bei Bruder u. Hofmann. 8.

4) Neologismen, oder verunglückte neugebildete Wörter. Eine lebende Sprache steht unter dem Einflusse der Veränderungen, denen das Volk, welches diese Sprache redet, in geistiger, sittlicher und politischer Hinsicht unterworfen ist. Mit neuen Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaften und Künste, mit Veränderungen in Lebensweise und Sitten, mit Umbildungen der Verfassung und Verwaltung von innen heraus oder von außen her, wird nothwendig der Umfang der Sprache erweitert, und die Geltung vieler Wörter verändert. (Dies zeigte die Sprache der Teutschen seit der Zeit der kritischen Philosophie und seit der Einführung stellvertretender Verfassungen in einzelnen teutschen Staaten; dasselbe die französische Sprache seit der französischen Revolution u. s. w.) Allein außer den neuen Wörtern und Wortformen, welche aus den Veränderungen und Fortschritten der Völker in wissenschaftlicher, künstlerischer, sittlicher und politischer Hinsicht hervorgehen, prägen zunächst die Dichter, und nicht selten auch

die Redner, bisweilen selbst die Prosaiker, in den lebenden Sprachen neue Wörter aus, welche allmählig, bei fortgesetztem Gebrauche, in die Schriftsprache der Klassiker übergehen, und dadurch das Bürgerrecht erhalten. Endlich kann man auch die von Puristen versuchten neuen Wörter, wodurch auswärtige Wörter verdrängt werden sollen, (s. unter 3) dahin rechnen. — Ob nun gleich an sich das Entstehen, die Aufnahme und weitere Verbreitung neuer Wörter in einer lebenden Sprache nicht befremden darf, die noch kein solches in sich abgeschlossenes Ganzes, wie eine todte Sprache, bildet; und obgleich durch alle richtig gebildete, bestimmt bezeichnende und wohlklingende neue Wörter der Umfang des Sprachgebiets erweitert und vervollkommnet wird; so gibt es doch auch unter diesen neugebildeten Wörtern solche, welche man als Neologismen, als verunglückte neue Wörter bezeichnen, und sie von der Aufnahme in die Schriftsprache ausschließen muß. Dahin gehören: die ganz unnöthigen neuen Wörter, wenn nämlich, zur Bezeichnung des Begriffes, in den Sprachen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit bereits bessere Wörter vorhanden sind, welche durch die neugebildeten verdrängt, oder mit denselben wenigstens verwechselt werden könnten; denn das Grundgesetz für die Aufnahme neuer Wörter muß seyn, daß die Sprache durch sie in irgend einer Hinsicht gewinnt; — weiter gehören dahin die sprachwidrig (gegen Etymologie und Sprachähnlichkeit) gebildeten Wörter, durch deren Aufnahme die Sprachreinigkeit leiden müßte; dann die unbestimmt, einseitig und schielend bezeichnenden, und endlich die gegen das Gesetz des Wohlklanges streitenden neugeprägten Wörter, (z. B. Wahrheiten anwinken; die Reine des Himmels; durchdämmern; Veredlung der Menschheit zum Menschthume; die Nachkinder; der Wohlwünscher u. a.)

28.

3) Die Sprachrichtigkeit in empirischer Hinsicht.

Wenn gleich die aus der allgemeinen Sprach- und aus der Denklehre stammenden formellen Grundsätze für die Richtigkeit der Darstellung, entwickelt in den untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit innerhalb des Gesetzes der Form (§. 16.), selbst für die empirische Richtigkeit in einer geschichtlich vorhandenen Sprache der höchste Maasstab sind und bleiben; so gibt es doch auch in empirischer Hinsicht eine Sprachrichtigkeit, die sich zunächst auf den Gebrauch, die Geltung und Verbindung der einzelnen Wörter und Wortformen bei den Klassikern gründet. Sie zeigt sich theils in der Synonymik; theils innerhalb der empirischen Sprachlehre in der Flexions-, Rections- und Constructionslehre; theils in der Orthographie und in der Interpunction.

29.

a) Die Synonymik.

Wenn die Sprache von den Menschen erst in dem Zeitalter ihrer geistigen Reife erfunden würde; so würde in derselben keine Mehrheit von Wörtern sich finden, die entweder zur Bezeichnung eines und desselben Gegenstandes dienten, und deren Geltung und empirischer Gebrauch schwankend und unbestimmt sich zeigte, oder die einander, dem Sinne nach, sehr ähnlich und verwandt wären. Da aber der Ursprung und die erste Entwickelung der Sprache in ein Zeitalter der geistigen Unmündigkeit der Individuen und Völker gehört; so darf das Vorhandenseyn solcher ähnlicher und verwandter Wörter nicht befremden. Sie stammen theils aus der ältesten Sprachbezeichnung, und aus dem wörtlichen Ausdrucke für sinnliche Gegenstände, welcher Ausdruck später auf die Bezeichnung nichtsinnlicher Dinge überging, und also in der Sprache eine doppelte Bedeutung erhielt; theils aus der allmähligen Verschmelzung meh-

rerer einzelnen Stämme zu Einem Volke, nach welcher sich doch in der Sprache die ältern, bei den einzelnen Stämmen vorhandenen, Wörter für die Bezeichnung eines und desselben Gegenstandes erhielten. Allein die höhere Bildung und Vollkommenheit einer Sprache verlangt nicht nur, daß für jeden darzustellenden Begriff ein richtig gebildetes, bestimmt bezeichnendes und wohlklingendes Wort vorhanden sey, sondern daß auch jedes vorhandene Wort, nach seinem empirischen Gebrauche, so bestimmt werde, daß nicht zwei Wörter in derselben sich völlig gleich, wohl aber verwandt seyn dürfen. Es muß daher eine Lehre geben, in welcher das Verhältniß der sinnverwandten Wörter unter sich selbst, sowohl nach dem Sprachgebrauche, als nach ihrer philosophischen Geltung, zur Bezeichnung der Begriffe bestimmt festgesetzt wird. Diese Lehre heißt die Synonymik. Sie hält sich an die in der Sprache vorgefundenen Wörter; sie nimmt dieselben nach dem empirischen Sprachgebrauche; allein sie prägt die Bestimmungen dieses Sprachgebrauches — d. h. das gegenseitige Verhältniß sinnverwandter Wörter — philosophisch aus, und wendet dabei die Grundsätze der Denklehre und der allgemeinen Sprachlehre auf die empirisch vorhandenen Wörter an. Es kommt daher in der Synonymik nicht auf Aehnlichkeit und Gleichheit des wörtlichen Lautes und Schalles (wie in den gleichlautenden Wörtern), nicht auf die Uebersetzung fremdher entlehnter Kunstausdrücke und ausländischer Wörter in teutsche (denn Geographie und Erdkunde bezeichnen dasselbe, und sind nicht sinnverwandt), sondern auf die Aehnlichkeit und Verwandtschaft des innern Sinnes zwischen einzelnen Wörtern und Begriffen an. Synonymen sind also nicht gleichlautende und gleichbedeutende, sondern sinnverwandte Wörter, welche verschiedene Bedeutungen haben, wo aber diese Bedeutungen einander so nahe liegen, daß deren Verschiedenheit nicht leicht zu bemerken ist.

Die Bekanntschaft mit den Synonymen, als in der Sprache vorhandenen Wörtern, kann nur durch genaue Erforschung des empirischen Theiles der Sprache und durch lange Uebung erworben werden; allein zur bestimmten Bezeichnung der Verschiedenheit ihrer Begriffe gehört tiefes Eindringen in den Geist der Sprache selbst, und namentlich in die Lehre der Logik von der Eintheilung, von den Gattungen und Arten der Begriffe und der daraus folgenden Unterordnung oder Gleichordnung derselben (die Subordination und Coordination der Begriffe in Hinsicht auf die Lehre von genus und species).

Denn nie können Eigennamen (nomina propria) sinnverwandt seyn; nur appellativa enthalten Synonymen. Nie können blos gleichlautende (abreisen und abreißen, bezeigen und bezeugen, erliegen und erlügen, der Greis und der Kreis), oder gleichgeltende (identische) Wörter (Statistik und Staatskunde, Medicin und Heilkunde, Verbum und Zeitwort, Periode und Zeitraum) als Synonymen gelten; vielmehr müssen die Begriffe, welche die Synonymen bezeichnen, eine verschiedene Bedeutung haben, aber in gemeinschaftlichen Merkmalen übereinkommen; und je größer dieses Uebereintreffen ist, desto ähnlicher werden unter sich die Bedeutungen der Wörter seyn, die sie bezeichnen. Sie werden daher am ähnlichsten seyn, wenn sie den nächsten höhern Begriff (genus proximum) mit einander gemein haben (Fluß und Strom sind synonym, nicht aber Meer und Fluß). Haben sie nur einen entferntern höhern Begriff (genus remotum) mit einander gemein; so wird ihr Unterschied leichter erkannt werden. Uebrigens eignen sich eben sowohl die gleichgeordneten Begriffe, wie die untergeordneten zu Synonymen, weil auch die untergeordneten Begriffe einen nächsten höhern Begriff mit einander gemein haben können. (Gleichgeordnete Begriffe sind: Vaterliebe, Mutterliebe, Kindesliebe, Aeltern-

liebe; ihr nächster höherer Begriff ist: Liebe. — Untergeordnete Begriffe von ändern sind: abändern, verändern, umändern u. s. w.)

Die Zergliederung der Begriffe ist daher die Hauptsache, auf welche es bei der Synonymik ankommt; denn nicht selten ist ein Wort mehrern Wörterfamilien verwandt, sobald es nämlich mehrere Bedeutungen hat, wo es nach der einen an diese, nach der andern Bedeutung aber an eine andere Wörterfamilie grenzet. (So ist z. B. betrachten von der einen Seite mit besehen, von der andern mit überlegen, — Geschäft von der einen Seite mit Arbeit, von der andern mit Angelegenheit, — begegnen, mit entgegenkommen und mit ereignen verwandt.) Oft aber besteht ein zusammengesetzter Begriff selbst aus mehrern Merkmalen, wo er nach dem einen Merkmale an das eine, nach dem andern an ein anderes Wortgebiet grenzt. In diesem Falle wird es nöthig, den Begriff in beiden Rücksichten, jedesmal unter einer besondern Vergleichung, zu zergliedern. —

Doch nicht blos Wörter, welche gleichgeordnete oder untergeordnete Begriffe bezeichnen, sondern auch solche, welche widerstreitende oder Wechselbegriffe andeuten, können sinnverwandt seyn*); doch gilt dies von den widerstreitenden Begriffen nur in einzelnen Fällen. (Recht und Befugniß z. B. bezeichnen Wechselbegriffe, und sind sinnverwandt; Dorn und Stachel sind ebenfalls sinnverwandt, ob sie gleich in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung widerstreitende Begriffe ausdrücken, indem, was in dieser Bedeutung ein Stachel ist, nicht zugleich ein Dorn seyn kann.) Es erhellt aus diesem allem, daß unter Synonymen solche Wörter verstanden werden, deren Bedeutungen durch einerlei nächsten Hauptbegriff einander ähnlich, aber durch solche Nebenbegriffe unterschieden

*) Diese Erweiterung der Synonymik, so wie einige andere Zusätze zu der von Eberhard aufgestellten Theorie der Synonymik, hat Maaß in dem, unter der Literatur angeführten, Werke versucht.

sind, die nicht ohne genaue Zergliederung entwickelt werden können. Mögen also immer diejenigen Wörter, welche in den spätern Zeiten der fortgeschrittenen Sprachbildung als Synonymen erscheinen, in frühern Zeiten theilweise gleichbedeutend gewesen seyn; so ist dadurch für den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Sprache überhaupt, besonders aber für die Farbengebung in den einzelnen Sprachen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit viel gewonnen worden, weil mehrere bildliche Wörter durch die in ihnen enthaltene sinnliche Bezeichnung sich mehr für die Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit eignen, während ihre Synonymen in der nichtsinnlichen Bezeichnung zunächst der Sprache der Prosa angehören. Daraus ergibt sich zugleich, wie genau, von dieser Seite betrachtet, die Synonymik mit der Lehre von den Figuren und Tropen zusammenhängt, wenn gleich die erste empirische Grundlage der Synonymik auf der Etymologie — zur Ausmittelung der Wörterfamilien, zu welchen die Synonymen gehören — die zweite auf dem Gebrauche der synonymen Wörter bei den Klassikern, und die dritte auf der logischen Zergliederung der Synonymen, gestützt auf die Abstammung derselben und auf ihre Anwendung von den Klassikern, beruht. Der Gewinn der Synonymik wird daher zunächst unter die Eigenschaft der Richtigkeit innerhalb des Gesetzes der Form gehören; doch muß auch die Eigenschaft der Schönheit in diesem Gesetze in allen den Fällen berücksichtigt werden, wo durch die Synonymen — sobald sie als Figuren und Tropen gelten — eine höhere Versinnlichung des Gegenstandes, vermittelst der sinnlichen Bezeichnung desselben, bewirkt wird.

Der zweckmäßigere Anbau der Synonymik gehört der neuern Zeit an. Gottsched und Stosch in ihren hieher gehörenden Schriften nahmen sinnverwandte Wörter noch für gleichbedeutende Wörter.

J. Chstph Gottsched, Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler teutschen Wörter und Redensarten. Straßb. und Lpz. 1758. 8.

S. J. E. Stosch, Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter in der teutschen Sprache. 4 Theile. Frkf. 1770 — 75. 8. — Der erste Theil, N. A. 1777. Der vierte Theil mit dem besondern Titel: kritische Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der teutschen Sprache.

Teutsche Synonymen, oder sinnverwandte Wörter. 2 Th. Frkf. und Lpz. 1774. 8. (auch 9. und 10. Theil der: Schriften der churfürstl. teutschen Gesellschaft zu Mannheim — bearbeitet von Petersen, Fischer, Sander und Schlüter.)

J. Fr. Heynatz, Versuch eines möglichst vollständigen synonymischen Wörterbuches der teutschen Sprache. 1 B. Berl. 1795 8. 2ten Bds. 1ste Abth. 1798. — (Mehr ist nicht erschienen. Das Werk geht bis in den Buchstaben E.)

J. Aug. Eberhard, Versuch einer allgemeinen teutschen Synonymik, in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochteutschen Mundart. 6 Theile. Halle und Leipzig 1795 — 1802. 8. (Eine neue Auflage dieses Hauptwerkes ist von Maaß angekündigt.) Aus diesem Werke erschienen zwei Auszüge:

J. Aug. Eberhard, synonymisches Handwörterbuch der teutschen Sprache. Halle 1802. 8. (Diesen Auszug schrieb der Vf. selbst; er ist in mehrern Auflagen erschienen.)

Kurzgefaßtes Handbuch der allgemeinen teutschen Synonymik, nach Eberhard. Halle, 1802. 8.

Zu dem Hauptwerke gehört als 7ter 8ter 9ter Theil (Zusätze zu A — L) eine Ergänzung von Maaß; auch mit dem besondern Titel:

Sinnverwandte Wörter, zur Ergänzung der Eberhardischen Synonymik, verglichen von J. Gebh. Ehrenr. Maaß. 3 Theile. Halle 1818 f. 8.

30.

b) Solöcismen.

Verschieden von der, aus der allgemeinen Sprachlehre und aus der Denklehre hervorgehenden, Bezeichnung, Geltung und Verbindung der Wörter und Wortformen, wodurch das Gebiet des höhern Syntaxes bestimmt wird, welcher zunächst die Verbindung der einzelnen Wörter und Redetheile, nach ihrem innern nothwendigen Zusammenhange, zu Perioden lehrt, enthält der niedere Syntax die blos empirisch zu erlernende Verbindung und Zusammensetzung der Redetheile nach dem in einer gegebenen Sprache vorhandenen Sprachgebrauche. Dieser niedere Syntax zerfällt in die Rections- und Constructionslehre; denn nur die beiden Begriffe selbst: Rection und Construction, nicht aber die Anwendung derselben, gehören der allgemeinen Sprachlehre an. Der Begriff der Rection sagt aus, daß die einzelnen Redetheile, nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse, durch sich selbst verändert, und dadurch von einander abhängig werden, und die Rection besteht daher in derjenigen empirischen Verbindung der Wörter einer Sprache, nach welcher das eine Wort die Ursache der Form des andern wird. Dasjenige Wort, welches die Form des andern bestimmt, heißt regierend; dasjenige aber, dessen Form durch ein anderes bestimmt wird, heißt regiert. Allein das Wie? dieser Veränderungen ist in jeder gegebenen Sprache sehr von einander verschieden; auch lassen sich die Regeln für dieselben nur aus dem Sprachgebrauche bei den Klassikern ab-

leiten, und mit Hinsicht auf den eigenthümlichen Geist der Sprache selbst festsetzen.

Eben so liegt in dem Begriffe der Construction blos im Allgemeinen, daß, nach dem innern und nothwendigen Verhältnisse der Redetheile gegen einander, die allgemeinen, besondern und einzelnen Urtheile, und die allgemeinen, die untergeordneten und gleichgeordneten Sätze gebildet und mit einander verbunden werden sollen. Wie aber diese Bildung und Verbindung in dem Sprachgebrauche der einzelnen Sprachen begründet sey; das lehrt nur die empirische Sprachlehre. Denn mag auch die Logik über den Umfang und die Grenzen der zu einer Periode verbundenen Sätze, und über deren allgemeines gegenseitiges Verhältniß der Abhängigkeit von einander und ihrer Aufeinanderfolge, entscheiden; so zeigt doch schon die große Verschiedenheit des Periodenbaues in der griechischen, römischen, teutschen, französischen, englischen n. a. Sprache, daß das Einzelne der Constructionslehre nur nach empirischen Gesetzen aufgestellt werden kann.

Alle absichtliche oder unabsichtliche Verstöße gegen die empirische Sprachrichtigkeit in Hinsicht der Rections- und Constructionslehre (oder gegen den niedern Syntax) werden aber Solöcismen*) genannt, zu welchen, im weitern Sinne, auch sämmtliche Provinzialismen gehören.

Es gehören zu den Solöcismen:

1) alle Verstöße gegen die empirische Flexion (gegen Declination und Conjugation); z. B. Generäle, Täge, Pläne, st. Generale, Tage, Plane; — frug statt fragte; schwätzte st. schwatzte u. s. w. —

2) die Verwandlung der regelmäßigen Verba in unregelmäßige, und der unregelmäßigen in regelmäßige (z. B. er briet

*) Dieser Name rührt von der cilicischen Stadt Soli oder Soles her, deren Bewohner, wegen ihrer weiten Entfernung von der Hauptstadt, sehr unrichtig sprachen.

st. er bratete; er schmelzte vor Hitze statt er schmolz u. s. w.)

3) die fehlerhafte Verwechselung der Hülfswörter: seyn und haben (z. B. er hat bei mir eingekehrt, st. er ist ꝛc.; er hat mir begegnet, st. er ist mir begegnet; der Baum ist abgeblüht, st. er hat abgeblüht u. s. w.)

4) die fehlerhafte Verwechselung und Stellung der Redetheile unter sich. Dies geschieht durch Verwechselung des bestimmten und unbestimmten Artikels; durch fehlerhafte Stellung des Pronomens, daß man nicht errathen kann, auf welches Subject dasselbe geht; durch unrichtig gewählte und gebrauchte Präpositionen (z. B. ich habe nebst ihm, st. mit ihm, die Reise gemacht; oder während dem Monate st. während des Monates soll er diese Arbeit vollenden); durch fehlerhafte Stellung des Verbums in den Perioden; durch Verwechselung der Adjectiven und Adverbien; durch Verwechselung der Conjunctionen u. s. w.

5) der fehlerhafte Gebrauch veralteter Wörter und unrichtig angewandten Constructionen (besonders durch Inversion). — z. B. es hat mich höchlich gefreut, Sie wohl zu sehen; — ich habe gesehen sein Bild st. ich habe sein Bild, gesehen ꝛc.

6) die fehlerhafte Häufung gewisser Wörter. (z. B. er ist seiner Mutter ihr liebstes Kind; — er sagt Niemandem nichts ꝛc.)

7) der fehlerhafte Gebrauch des Wortes: thun, weil schon in jedem Verbum adjectivum der Begriff des Handelns liegt. (er thut schön singen; — insinuiren thut er sich damit nicht).

8) die fehlerhafte Anwendung provinzieller Eigenheiten (z. B. ich habe es dich

(statt dir) gegeben. — Es freut mich, Ihnen (st. Sie) wohl zu sehen.)

9) der fehlerhafte Gebrauch zweideutiger Ausdrücke (z. B. die ganze Gesellschaft war zerstreut; er ist unverbesserlich.)

10) der Gebrauch überspannter oder schiefer Ausdrücke (z. B. er tanzt göttlich; er schrie abscheulich rc.)

11) der fehlerhafte Gebrauch unrichtiger Neologismen (z. B. die Fleischeslustanwandlung; der Lebensfadensabschnitt.)

12) der fehlerhafte Gebrauch solcher Prädicate, deren Begriff schon im Subjecte oder im Verbo liegt (z. B. der tapfere Held; er hat ihm das erzwungene Bekenntniß abgenöthigt rc.)

13) der Gebrauch nichtssagender (leerer) Wörter und Tautologieen (z. B. Ihr werther Brief ist angekommen; — Ihre Freundschaft ist unbegrenzt, sie kennt keine Schranken, hört nie auf rc.)

14) das Unterbrechen des einmal begonnenen stylistischen Zusammenhanges (z. B. wenn im Vordersatze entweder steht, und im Nachsatze oder fehlt; — u. s. w.)

15) die Einmischung von unedeln, oder nicht in den stylistischen Zusammenhang passenden Gleichnissen (z. B. er ist mit einem blauen Auge weggekommen. — Es hat sich in der Leipziger Völkerschlacht bestätigt: viele Hunde sind der Hasen Tod rc.)

16) die Häufung von Wörtern mit gleicher Länge oder von demselben Sylbenfalle (z. B. Enthaltsamkeit, Frömmigkeit, Standhaftigkeit wohnen in ihm; — Seine Lieder tönten von dem Hügel wieder).

17) der fehlerhafte Gebrauch der Participien und Infinitiven (z. B. in das Anschauen der Gegend versinkend, und in dem Meere der Betrachtung untergehend; — Dieses Buch würde verbessert werden zu können scheinen.)

18) das fehlerhafte Häufen oder Weglassen der Hülfswörter (z. B. Ob ich ihn gleich nie gesehen habe; so habe ich doch an ihn geschrieben, und habe ihm ein Buch geschickt, das ich so eben erhalten hatte; — Ob ich ihm gleich geschrieben und den Tod des Vaters gemeldet (hatte); so ist er mir doch die Antwort schuldig geblieben.)

19) die fehlerhafte Häufung derselben Wörter, oder Wörter von demselben Tone (z. B. Sein Freund L. und mein Freund K. gingen in den freundschaftlichen Zirkel; — Nur die Standhaftigkeit, die ihm sein Stand einflößte, bewirkte, daß er sein Unglück muthig bestand ꝛc.)

20) die Nachahmung ausländischen, besonders, französischer, Wortfügungen (z. B. es ist viel kalt; — es macht heute sehr warm).

31.

c) Die Orthographie.

Im Gegensatze der mündlichen Darstellung, welche das Hörbare in sich faßt, umschließt die schriftliche Darstellung das Sichtbare. Unter den Schriftzeichen verstehen wir daher die schriftliche Darstellung unsrer in Worten ausgedrückten Begriffe. Es gehört nicht in eine wissenschaftliche Uebersicht der teutschen Sprache, das Verhältniß der Hieroglyphenschrift zur Buchstabenschrift näher zu bestimmen, weil das teutsche Volk nie Hieroglyphenschrift kannte, und selbst seine

Buchstabenschrift nicht ursprünglich bildete, sondern von den Römern erhielt; allein der kurze Umriß der allgemeinsten Regeln für die teutsche Orthographie muß von dem Satze ausgehen: daß die Erfindung der Schriftzeichen überhaupt ganz zufällig und willkührlich war; daß, außer dem Begriffe der schriftlichen Darstellung, die Orthographie ganz auf empirischen Zeichen beruht, und nur durch Uebung erlernt und angewandt werden kann. Denn der Zusammenhang des schriftlichen Zeichens mit dem durch das Zeichen dargestellten Begriffe kann weder aus der Natur des bezeichneten Begriffes, noch aus der Natur des Zeichens selbst abgeleitet und nachgewiesen werden.

Wenn nun gleich die schriftlichen Zeichen in allen Sprachen aus einem Zeitalter stammen, in welchem die Sprache noch der innern Ausbildung und der philosophischen Behandlung ermangelte; so gründet sich doch allmählig die Summe dieser empirischen Schriftzeichen, bei einem in seiner Entwickelung fortschreitenden Volke, zu einem in sich abgeschlossenen und zusammenhängenden Ganzen, durch welches der darzustellende Kreis menschlicher Begriffe wirklich so deutlich, umschließend und erschöpfend vergegenwärtigt werden kann, daß jeder, der die Sprache nach ihrer empirischen Geltung versteht, in sich vermittelst dieser Zeichen diejenigen Begriffe hervorzubringen vermag, welche der Darstellende durch dieselben ausdrückte und ausdrücken wollte. Die Anweisung aber, den Umfang aller dieser Zeichen und ihren Gebrauch völlig kennen zn lernen, nennt man iu der empirischen Sprachlehre Orthographie.

32.

Fortsetzung.

Ist gleich die teutsche Sprache eine ursprüngliche; so ist doch das teutsche Alphabet aus dem römischen hervorgegangen; denn die Franken in Gallien, die Westgothen im

südlichen Gallien und Spanien, die Angelsachsen in Britannien, und die Gothen und Langobarden in Italien nahmen von den besiegten Römern allmählig Religion, Sitten und Buchstabenschrift an. Der Gebrauch der letzten beschränkte sich aber bei den Teutschen, in der Zeit nach der Völkerwanderung, zunächst auf den geistlichen Stand, dessen nothdürftige Kultur von den Römern entlehnt, und, nach der Verbreitung des Christenthums unter den im eigentlichen Teutschlande zurückgebliebenen Stämmen der Ostfranken, Thüringer, Bayern, Alemannen, Sachsen und Friesen, auch mit dem geistlichen Stande selbst zu diesen Völkerschaften gekommen war.

Schon aus diesem geschichtlichen Grunde, noch mehr aber daraus, daß die geistige Kultur der Teutschen im Mittelalter, so lange der dritte Stand fehlte, nur sehr langsame Fortschritte machte, läßt sich erklären, warum die Entwickelung der teutschen Sprache überhaupt zu einer vollkommenern Form, und mit ihr auch die teutsche Orthographie, hinter der Ausbildung der französischen, italienischen, spanischen, und englischen Sprache zurückblieb, wo das von den Siegern mitgebrachte Teutsch, mehr oder weniger, mit der bei den Besiegten vorgefundenen römischen Sprache zu Einem Ganzen verschmolz. Daraus folgt zugleich von selbst, warum die teutsche Buchstabenschrift seit der Zeit ihres Gebrauches, theils Ueberfluß, theils Mangel an Zeichen hat. Allein weil die Ausgleichung dieser Unvollkommenheiten in frühern Zeiträumen nicht erfolgte, und die teutsche Buchstabenschrift mit allen ihren Vorzügen und Fehlern, ohne wesentliche Veränderungen im Ganzen, auf das goldene Zeitalter der teutschen Klassiker überging, und selbst von diesen beibehalten ward; so darf auch nunmehr der einzelne Schriftsteller es nicht versuchen, mit wirklichen oder scheinbaren Verbesserungen derselben durchdringen zu wollen. Denn die Erfahrung zeigt, daß die deshalb gemachten Versuche (von Klopstock und andern) sämmtlich fehlgeschlagen sind. Es

bleibt daher nichts übrig, als die teutsche Orthographie, nach ihrer empirischen Beschaffenheit, und nach ihrem Gebrauche von den entschiedenen Klassikern unsers Volkes, sorgfältig kennen zu lernen, dieselbe sich anzueignen, und bei der Anwendung derselben folgende allgemeine Regeln festzuhalten, über welche die meisten Theoretiker mit einander übereinstimmen:

1) Schreibe, wie du nach dem Hochteutschen aussprichst. Das Hochteutsche ist die allgemeine Büchersprache, über welche die meisten Klassiker des teutschen Volkes sich vereinigt haben. Die Aussprache und die Orthographie müssen daher dem Hochteutschen folgen; denn weder in der Aussprache, noch in der Orthographie darf der Gebrauch des gemeinen Lebens, oder dieser und jener Provinz, sondern blos das auf Gründen beruhende Ansehen wahrer Klassiker entscheiden.

2) Sobald die Aussprache etwas unentschieden läßt; so schreibe, wie es die nächste Abstammung des Wortes verlangt. (z. B. Aeltern, nicht: Eltern; die Liste und die Lüste; Endzweck, nicht: Entzweck; Chur, Cur und Cour u. s. w.)

3) Reichen weder Aussprache, noch Rücksicht auf die nächste Abstammung aus; so folge dem allgemein angenommenen Gebrauche im Schreiben. So wie es einen Sprachgebrauch gibt, dessen letzte Begründung nicht philosophisch erwiesen, und der nur empirisch erlernt werden kann; so gibt es auch einen Schreibegebrauch, der durch die Mehrheit der Klassiker des teutschen Volkes bestimmt wird. Dieser Schreibegebrauch gilt für die Orthographie das, was der Sprachgebrauch für die Aussprache und empirische Sprachlehre überhaupt gilt. Der einzelne Schriftsteller darf sich keine Abweichungen von demselben erlauben, ohne dem Verdachte

der Unkenntniß, der Sonderbarkeit und des Eigensinns sich auszusetzen.

4) Gebrauche bei allen fremden, in die teutsche Sprache aufgenommenen, Wörtern teutsche Buchstaben, außer wenn ganze Wortformen, Redensarten und Stellen aus fremden Sprachen (z. B. mens agitat molem, oder das non plus ultra ꝛc.) entlehnt werden.

5) Schreibe diejenigen aus andern Sprachen stammenden Wörter, welche ihre ursprüngliche fremde Form beibehalten haben, mit den Buchstaben, die ihnen in der Sprache eigen sind, aus welcher sie stammen. (z. B. Philosophie nicht Filosofie; Physik nicht Fisik; Korinth nicht Corinth; Ceremonie nicht Zeremonie; Aegypten nicht Egypten ꝛc.)

6) Folge den versuchten Veränderungen und Verbesserungen in der Orthographie nur mit Vorsicht, weil, nach der Erfahrung, nur sehr wenige derselben von den bessern Schriftstellern allgemein angenommen worden sind, und überhaupt die Orthographie in jeder Sprache, welche ihr goldenes Zeitalter erreicht hat, einen gewissen festen Charakter behaupten muß.

Wenn gleich Adelung in der Orthographie an einigen Eigenheiten hing; so gehört ihm doch das Verdienst, in der Theorie, deutliche und bestimmte Regeln aufgestellt, und diese in der Praxis genau befolgt zu haben. Deshalb behaupten seine hieher gehörenden Schriften noch immer ihren Werth.

J. Chph. Adelung, Grundsätze der teutschen Orthographie. Lpz. 1782. 8. (aus dem zweiten Theile s. umständl. Lehrgebäudes der teutschen Sprache besonders abgedruckt.) — Vollständige Anweisung zur teutschen Orthographie, nebst einem teutschen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung. 2 Thle. 3te Aufl. Lpz. 1812. 8.

G. M. Roth, Anfangsgründe der teutschen Orthographie. Gießen, 1803. 8.

33.

d) Die Interpunction.

Für das richtige Verstehen des Sinnes der Sätze und zur Erleichterung des Lesens überhaupt, sind in den neuern Sprachen Zeichen der Verbindung und der Unterscheidung eingeführt worden, welche das Alterthum gar nicht kannte. Da in dem Zeitalter der Entstehung dieser Zeichen eben so, wie bei der Orthographie, zunächst die Willkühr und der Zufall dieselben bestimmte, und da man in spätern Zeiten für diesen Theil der Sprachrichtigkeit verhältnißmäßig am wenigsten that; so läßt sich daraus erklären, warum die innere Ausbildung der Interpunctionslehre hinter allen übrigen Zweigen der Sprachwissenschaft zurück blieb. Demungeachtet ist sie für das richtige Denken und Auffassen des Sinnes, so wie für das richtige Lesen und Declamiren von großer Wichtigkeit. Denn wenn überhaupt die Interpunction in der Fertigkeit des Gebrauches gewisser Zeichen besteht, die zwischen einzelne Wörter, ganze Sätze und vollständige Gedankenreihen (Perioden) gesetzt werden, um durch eine sinnliche Bezeichnung das zu verbinden, was dem Sinne nach zusammengehört, und das zu trennen, was den Begriffen nach von einander getrennt ist; so ergibt sich schon aus dieser Begriffsbestimmung, daß zwar die Interpunctionszeichen an sich nur empirisch erlernt werden können, daß aber ihre Geltung von dem logischen Verhältnisse der Begriffe und Sätze gegen einander selbst abhängt. Es müssen daher diejenigen Interpunctionszeichen, deren Gebrauch blos aus diesem Verhältnisse der Begriffe und Sätze gegen einander bestimmt werden kann, von denjenigen unterschieden werden, die nur als willkührlich angenommene Zeichen gelten. Denn während die ersten aus

der Denklehre hervorgehen, gehören die letzten ausschließend der empirischen Sprachlehre an.

Diejenigen Interpunctionszeichen, welche unmittelbar die Verbindung der zusammenhängenden Begriffe und Sätze, mittelbar aber die Trennung der nicht zusammenhängenden Begriffe und Sätze erleichtern, (welche also in Hinsicht der Verbindung positiv, in Hinsicht der Trennung negativ gelten,) sind: 1) das Komma (,) 2) das Semikolon (;) 3) das Kolon (:) 4) der Punct (.) 5) das Einschließungszeichen oder die Parenthese () 6) der Gedankenstrich (—) 7) die Eintheilungszeichen, wo entweder durch Zahlen oder durch Buchstaben die Eintheilungen, mit ihren Ab- und Unterabtheilungen, nach dem logischen Verhältnisse der generischen und speciellen Begriffe, versinnlicht werden; 8) das Tonzeichen 9) das Ausrufungszeichen (!) 10) das Fragezeichen (?) 11) das Zeichen des Abschnitts oder des Paragraphs (§) 12) das Anmerkungszeichen (*) (†) — Von diesen Zeichen gelten aber die sechs ersten in einem höhern logischen Sinne, als die sechs letzten, weil die letzten zwar auch von dem Sinne der Begriffe und Sätze abhängen, im Ganzen aber doch nur als versinnlichende Zeichen, und nicht zur Verdeutlichung des logischen Sinnes selbst dienen.

Als blos empirische und willkührlich angenommene Zeichen gelten: 1) das Theilungszeichen (= oder -); 2) das Anführungszeichen („ “); 3) das Abkürzungszeichen ('); 4) das Zeichen der abgebrochenen Rede (- - - oder . . . .); 5) das Ergänzungszeichen (ꝛc. etc.); 6) das Fortweisungszeichen (f. ff. sq.); 7) die puncta diaereseos (in Michaëlis, Phaëton ꝛc.); 8) der Accent (z. B. Vendée); 9) das Häkchen unter dem ç (cedille — z. B. in façon ꝛc.); 10) die Abbreviaturen (D. statt Doctor; Rc. st. Recensent; Ew. st. Euer; wohin auch die mathematischen Zeichen: z. B. 30° 15′ N. B.

— das Zeichen der Gleichheit (=) u. s. w., und die Correcturzeichen in den Druckereien gehören).

J. Fr. Heynatz, Lehre von der Interpunction. 2te Aufl. Berl. 1782. 8.

K. Heinr. Ludw. Pölitz, kurze Theorie der Interpunction nach logischen Grundsätzen. Lpz. 1801. 8. 2te umgearbeitete Aufl. 1812.

W. G. E. Richter, die Interpunction, aus allgemeinen Grundsätzen hergeleitet und durch Beispiele erläutert. Lpz. 1819. 8.

34.

4) Die Sprachschönheit in empirischer Hinsicht. — Klang. Numerus. Symmetrie.

Abgesehen von denjenigen Eigenschaften der Schönheit, welche das Gesetz der Form für die Vollendung jeder einzelnen stylistischen Form in ästhetischer Hinsicht aufstellt (§ 13 und 17), gibt es eine äußere Schönheit in der Darstellung, welche zunächst auf musikalischen Verhältnissen der articulirten Laute und Töne gegen einander beruht, die in den einzelnen Sätzen und Perioden mit einander abwechseln, auf einander folgen, und zu einem musikalischen Ganzen verbunden werden. Diese äußere Schönheit in der Darstellung ist aber, nach ihrer Abhängigkeit von den in einer Sprache vorhandenen articulirten Lauten und Tönen, ganz empirisch. Doch gilt dabei im Allgemeinen die Regel: daß, je mehr eine Sprache sogleich in den ersten Zeiträumen ihrer Ausbildung (wie z. B. die griechische) unter dem Einflusse der Tonkunst stand, sie auch selbst in ihren Lauten und Tönen desto mehr das musikalische Gepräge trägt; daß aber eine Sprache, die zunächst unter dem Einflusse des Verstandes (wie z. B. die teutsche) sich bildete, verhältnißmäßig weit weniger einen ursprünglich musikalischen Charakter behauptet.

Wenn nun gleich in den spätern Zeiten der Sprachbildung der ursprüngliche, mehr oder weniger musikalische, Charakter einer Sprache nicht ganz zu verändern ist; so ist es doch denkbar, daß eine ursprünglich wenig musikalische Sprache, wie die teutsche, allmählig in Hinsicht des Wohlklanges eben so bedeutend gewinnen und fortschreiten kann, wie die ursprünglich musikalische Sprache der Griechen in spätern Zeiten von diesem Volke für die abgezogensten Begriffe des Verstandes und für die erhabensten Ideen der Vernunft in der Philosophie, Mathematik u. a. ausgebildet und gebraucht ward.

Zu dieser Fortbildung einer Sprache in musikalischer Hinsicht trägt aber unverkennbar viel bei, ob das Volk, das dieselbe spricht, an sich lebhaft und für Tonkunst empfänglich ist; ob es in der mündlichen, geselligen Unterhaltung (Conversation), und in der Erziehung Werth auf richtige Betonung legt; ob bei demselben, neben der geistlichen Beredsamkeit, eine politische Beredsamkeit (z. B. in stellvertretenden Verfassungen, beim mündlichen gerichtlichen Verfahren) sich entwickelt, und namentlich ob seine Schriftsteller und Redner (auf Katheder und Kanzel) musikalische Kenntniße und Bildung besitzen. In letzter Hinsicht dürfte sich ohne Schwierigkeit bei den meisten Klassikern, und zwar nicht blos in der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit, sondern selbst in der Sprache der Prosa, nachweisen lassen, ob eine musikalische Ausbildung ihrer mündlichen und schriftlichen Darstellung und ihrem Periodenbaue zum Grunde liegt.

Die Hauptbedingung der empirischen Sprachschönheit beruht also auf dem Wohlklange, und dieser wieder auf drei untergeordneten Merkmalen: dem Klange, dem Numerus und der Symmetrie des Styls.

a) Der Klang (Euphonie — Wohllaut) hängt ab von dem Verhältnisse der Vocale und Consonanten, und der langen und kurzen Sylben gegen einander; von ihrer Abwechselung; von der Rün-

dung der einzelnen Sätze unter sich, und namentlich von ihrem Schlußfalle am Ende der Perioden. Auf dem Klange beruht die Melodie in der Sylben- und Wortfolge, mithin die Grundlage des musikalischen Charakters einer Sprache. Er schließt alle Härten, allen Gleichklang in unmittelbar auf einander folgenden Buchstaben, Sylben und Worten, und alle Eintönigkeit (Monotonie) von sich aus; selbst das Zusammentreffen der Vocale (Hiatus) muß in den meisten Fällen vermieden werden.

b) Der Numerus (wesentlich von dem Rhythmus der Dichter verschieden,) ist der Wohlklang, sobald die Melodie der einzelnen Laute und Töne auf die Folge und Verbindung ganzer Sätze und Perioden ausgedehnt, besonders aber das Verhältniß der Vorder- und Nachsätze gegen einander berechnet wird, und so das Ganze der stylistischen Form vermittelst des Numerus für die declamatorische Darstellung sich eignet. (Von der periodischen Schreibart wird die sogenannte zerschnittene Schreibart [le style coupé] unterschieden, die entweder aus lauter einfachen, von einander unabhängigen, oder auch aus längern Sätzen besteht, welche aber sämmtlich einen für sich bestehenden Sinn haben. Nur selten, und zur Abwechselung, darf diese Form an die Stelle des höhern und sorgfältigern Periodenbaues treten).

c) Die Symmetrie des Styls endlich beruht auf dem innern Ebenmaaße und Gleichgewichte aller einzelnen Theile eines größern stylistischen Ganzen (z. B. einer ganzen Abhandlung, einer Rede ꝛc.), nach den beiden Grundbedingungen des Klanges und Numerus, inwiefern durch die Symmetrie die stylistische Form, nach ihrem äußern Mechanismus, zu einem in sich vollendeten lebensvollen Organismus, wo alle Theile durch und für einander da sind, erhoben wird.

J. Fr. Chstph. Gräffe, Anweisung zum Periodenbau in homiletischer Hinsicht. Gött. 1807. 8. — Anweisung zum Rhythmus in homiletischer und liturgischer Hinsicht. Gött. 1809. 8.

35.

Fortsetzung. Prosodie.

Die Sprache der Griechen war unter dem Einflusse der Tonkunst, und namentlich des allgemein herrschenden Hexameters, gebildet worden. Ihre Dichtkunst gestaltete sich daher unter dem Einflusse des musikalischen Rhythmus, und ihre Prosodie ward auf die Quantität der Sylben gegründet.

Dieser äußere Charakter der Sprache und Dichtkunst veränderte sich aber bei der mit der Völkerwanderung über Europa hereinbrechenden Barbarei. Die Sprache der siegreichen germanischen Völker war in der damaligen Zeit entfernt von aller innern und äußern Ausbildung, und blos das Mittel der gegenseitigen Verständigung, welche von dem Accente, ohne Rücksicht auf den Wohllaut, geleitet ward. Diese Herrschaft des Accents blieb aber selbst in den spätern Zeiten, wo die Sprachen der germanischen Stämme zur höhern Reife fortgebildet wurden. Der wesentliche Unterschied der neuern abendländischen Sprachen beruht also darauf, daß ihre Prosodie nicht von der Quantität der Sylben, sondern zunächst von dem Accente ausging, wodurch zugleich die Dichtkunst der jüngern abendländischen Völker ihren eigenthümlichen äußern Charakter erhielt. Allein für den, der teutschen Sprache versagten, Wohlklang der quantitirenden Sprachen fanden ihre Dichter einen Ersatz in dem Gleichklange der Sylben, mit welchem sich die einzelnen Zeilen schlossen. Dies ist der Reim in seiner ursprünglichen Gestalt, der nicht erst von den Arabern zu den Teutschen kam, sondern viel früher bereits von den

Teutschen gebraucht ward, bevor der Einfluß der Araber auf Europa begann, wenn gleich das erste auf unsere Zeit gekommen gereimte teutsche Gedicht, die evangelische Geschichte des Weissenburger Mönchs Otfried, ins neunte Jahrhundert gehört. Allein die altsächsische Dichtkunst, welche von Holstein nach England gebracht ward, kannte so wenig den Reim, als die Dichtersprache des skandinavischen Nordens, in welcher nur die Alliteration (der Gleichklang in den Anfangsbuchstaben der Wörter) getroffen wird *).

Wenn also auch der Reim einzelnen teutschen Völkerstämmen bereits frühzeitig bekannt war; so verbreitete sein allgemeiner Gebrauch sich doch erst später über das eigentliche Teutschland mit der Ritterpoesie, welche von den Arabern zu den Franzosen ins südliche Frankreich (Troubadours), und von diesen zu den Teutschen kam, die seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts mit glücklichem Erfolge in derselben sich versuchten.

Der Reim der damaligen Zeiten **), so viel auch durch die lyrischen und epischen Dichter für ihn geschah, konnte im Ganzen nicht vollkommner seyn, als die Sprache selbst in jenem Zeitalter war. Seine freiere und mannigfaltigere Gestaltung mußte nothwendig von der höhern Reife der Sprache selbst abhängen, und nur nach seiner Ankündigung in diesem spätern und gereiftern Zeitalter kann über ihn entschieden werden, wenn man nicht ungerecht über diese eigenthümliche äußere Form der teutschen Dichtkunst absprechen will.

*) Die Assonanz, oder der bloße Gleichklang der Vocale in den Reimsylben der Verse ist in den Sprachen des südlichen Europa's gewöhnlich, und neuerlich — aber nicht mit Erfolg — auf die teutsche Sprache übergetragen worden.

**) Daß der Reim in der Natur der teutschen Sprache selbst gegründet sey, und nicht erst aus der Fremde gehohlt werden durfte, und daß die Kirchenväter des vierten Jahrhunderts bereits, nach Art der neuern Völker, lateinische Lieder reimten; darüber vergl. Grotefends Anfangsgründe der teutschen Prosodie, S. 163 ff.

Denn allerdings war die Accentuation der teutschen Sprache, als prosodischer Grundcharakter derselben, bereits bestimmt, bevor die ersten Gesänge der teutschen Dichter ertönten. Diese Dichter waren daher, sogleich bei ihrem ersten Auftreten in der Mitte des Volkes, in Hinsicht der Länge und Kürze der Sylben an die vorgefundene Herrschaft des Accents gebunden. Wenn nämlich in quantitirenden Sprachen der Accent, zu Gunsten des Rhythmus, von seinem Sitze auf der Sylbe verdrängt werden kann, so daß in denselben der Rhythmus über den Accent entscheidet; so gilt in den accentuirten Sprachen der entgegengesetzte Grundsatz. Hier wird durch den Sinn und durch die Bedeutung der Sylben in den Wörtern der Sitz des Accents unwiderruflich bestimmt, und dadurch die Abhängigkeit des Rhythmus von dem Accente entschieden. Dies ist denn der Grundcharakter der teutschen Prosodie.

36.

Fortsetzung.

Schon aus diesem wesentlichen Unterschiede zwischen den quantitirenden und accentuirten Sprachen erhellt, daß die Prosodie, welche diesem Unterschiede folgen muß, nicht aus dem ursprünglichen Wesen des Menschen und aus dem Gesetze der Form selbst hervorgehet, sondern zunächst an die empirische Sprachlehre gebunden ist. Denn die Prosodie enthält die systematisch geordnete Darstellung des in der Sprache empirisch entstandenen, und für die äußere und zufällige Schönheit der Form ausgebildeten Sylbenmaaßes. Die Länge und Kürze der Sylben ist in keiner Sprache a priori festgesetzt; der Zufall und die besondern Verhältnisse der Volksbildung haben darüber entschieden, und spätere Zeiten können wohl an dem Sylbenmaaße fortbilden, nicht aber dessen Grundcharakter verändern, der mit dem Eigenthüm-

lichen des Volkes selbst verschmolzen ist. Wenn also auch der Unterschied zwischen quantitirenden und accentuirten Sprachen, und das Eigenthümliche beider nur empirisch aufzufinden und auszumitteln ist; so kann doch die wissenschaftliche Anordnung des innern Gebietes der Prosodie blos durch philosophische Grundsätze befriedigend geschehen, und eben so muß, bei der Entscheidung über den Wohlklang in empirischer Hinsicht, das Gesetz der Schönheit der Form in jedem zweifelhaften Falle den Ausschlag geben. Denn was gegen dieses Gesetz der Form verstößt, kann unmöglich in empirischer Hinsicht als schön gelten.

Nach dem geschichtlichen Charakter der teutschen Sprache, als einer accentuirten, sind aber, in der Prosodie derselben, accentuirte Sylben lange, und accentlose Sylben kurze Sylben. Der Zeit nach füllen die ersten zwei Theile aus, während den letzten nur ein Theil zukommt, so daß für eine jede lange Sylbe zwei kurze, und für zwei kurze eine lange stehen können. Es erscheint aber, nach dem prosodischen Verhältnisse, die rhythmisch accentuirte Sylbe als Grund, die rhythmisch accentlose als Folge, und durch die Verbindung beider in der Rede entsteht eine rhythmische Sylbenreihe. Weil aber, ihrem Grundcharakter nach, in der teutschen Sprache der Accent nur auf Sylben gelegt wird, welchen die Bezeichnung des Sinnes der Rede zukommt; so hängt auch in der teutschen Sprache das Verhältniß der accentuirten und accentlosen Sylben, oder der Rhythmus, ganz von dem Wortverstande ab, und nie kann in derselben der Wortaccent dem rhythmischen aufgeopfert werden. — Neben den langen und kurzen Sylben stehen aber in der Sprache gewisse Sylben gleichsam in der Mitte, die, unter gewissen Umständen, entweder gedehnt, oder beschleunigt werden, und deshalb mittelzeitige heißen. Zweizeitige (ancipites) werden sie nur im Allgemeinen genannt, weil sie, bei ihrem Gebrauche, jedesmal sogleich entweder lang oder kurz sind.

Ist aber in der teutschen Sprache der Rhythmus abhängig von dem Accente; so ist auch das Metrum (das Versmaas) davon abhängig; denn das Metrum besteht in einem rhythmischen Ganzen aus abwechselnden Zeitfüßen, die zu einem bestimmten Schritte verbunden werden, und dessen Umfang, wenn er nicht zu klein ist, in Absätze und Einschnitte (Cäsur) getheilt, und durch einen sinnlich hervortretenden Schlußfall geendigt wird. Vermittelst des Rhythmus wird also ein dichterisches Ganzes, nach der Ankündigung seiner äußern Glieder, abgetheilt, und in dieser Abtheilung das Verhältniß der Hebung und Senkung der einzelnen Glieder festgehalten. Deshalb kann denn, im strengern Sinne, auch nur in der Sprache der Dichtkunst vom Rhythmus die Rede seyn, welcher mit dem Tanze und der Tonkunst aus Einer Quelle stammt, während der Numerus in der Sprache der Beredsamkeit und der Prosa durch vielseitige ausdrucksvolle Bewegung, durch sorgfältige Berücksichtigung des Wohlklanges in der Wahl und Stellung der einzelnen Wörter, und durch glückliche Berechnung der Symmetrie des Periodenbaues, sich zwar einigermaßen dem Rhythmus des Dichters nähert, in seinem Grundcharakter aber eben so, wie nach seiner Hauptbestimmung, von dem Rhythmus verschieden ist *).

---

*) Sehr wahr sagt darüber Grotefend in seinen Anfangsgründen der teutschen Prosodie, S. 10. „Der Rhythmus des Tanzes und der Musik mißt die Bewegungen in der Zeit arithmetisch genau. Ihm kommt in der Sprache der dichterische Rhythmus gleich, welchem sich der rednerische Rhythmus, unter der Benennung des oratorischen Numerus, blos annähert durch eine Bewegung, die nur versähnlich, nicht versmäßig im streng berechneten Sylbenmaaße fortschreiten soll. — Wenn gleich der dichterische Rhythmus weder die Bedeutung der Worte, noch die Beschaffenheit ihrer Grundlaute vernachlässigen darf; so beruht er doch weder auf dieser noch auf jener, sondern allein auf dem abgezählten Zeitmaaße der Sylbenaute. Die Worte sind nur der Text, welchen man der rhythmischen Composition unterlegt; der Rhythmus selbst muß für sich ohne Worte gedacht werden, wie ein in bestimmte Schritte geordneter Tanz, dessen Bewegung sich dem Ohre mit bloßen Tactschlägen, dem Auge mit bloßer Bezeichnung des Sylbenmaaßes darstellen läßt."

Denn Hebung oder Senkung, Steigen oder Fallen in abwechselnden Verhältnissen, ist der allgemeinste Charakter des Sylbenmaaßes. So einfach dieser Grundsatz an sich ist; so viel Mannigfaltigkeit und Abwechselung erhält er in der Anwendung auf die Darstellung der Versfüße. Jede Zusammensetzung mehrerer Sylben muß sich nämlich entweder mehr zum Falle, oder mehr zum Sprunge neigen. Zum Falle neigt sie sich, wenn das Lange vorangeht und das Kurze nachtönt (Trochäus); zum Sprunge, wenn das Kurze vorangeht und das Lange nachtönt (Jambus). Selbst zwei lange Sylben neigen sich, wegen ihrer Langsamkeit, mehr zum Falle, als zum Sprunge (Spondeus); zwei kurze Sylben hingegen neigen sich, ihrer Schnelligkeit wegen, mehr zum Sprunge, als zum Falle (Pyrrhichius), ob sie gleich in Hinsicht ihrer Dauer völlig gleich sind.

(Die Ausführung der mannigfaltigen Unterarten der Versfüße im Einzelnen gehört in die wissenschaftliche Darstellung der Prosodie.)

37.

Schluß. Der Reim.

Das Wesen des Reims, welcher bei den jüngern abendländischen Sprachen sogleich in den ersten Zeiten ihrer Entwickelung angetroffen wird, und, mit der allmähligen Fortbildung derselben, zu einer höhern technischen Vollkommenheit gelangte, besteht darin: eine Reihe von Vorstellungen dichterisch so zu ordnen, daß, mit Festhaltung gewisser Ruhepuncte, bestimmte Sylbenreihen mit solchen Worten schließen, welche im Gleichklange stehen. Der Reim ist also das Zusammentreffen zweier verschiedener Vorstellungen in zwei gleichklingenden Wörtern, durch welche die äußere und zufällige Schönheit der Form bewirkt, und eben so ein reines Wohlgefallen an dem empirischen Wohlklange der articulirten Töne, wie an den, unter

der Hülle gleichklingender Töne versinnlichten und in Vorstellungen übergegangenen, Gefühlen des Dichters vermittelt wird.

Ursprünglich kannte die teutsche Sprache zwar blos den Reim als sichtbaren Charakter ihrer Prosodie; allein bei der hohen Bildsamkeit derselben war es möglich, auch (schon vor Klopstock) die griechischen Sylbenmaaße in die Mitte derselben zu verpflanzen. Ob nun gleich dadurch der Umfang der teutschen Prosodie erweitert, und vieles in derselben nach der Aufnahme dieser Sylbenmaaße neugestaltet werden mußte; so hat doch durch diese Erweiterung die Sprache der teutschen Dichtkunst selbst an Mannigfaltigkeit, Abwechselung und Reichthum wesentlich gewonnen. Zwar schien es eine Zeitlang, als ob der Gebrauch des Reims, bei der lebhaften Anwendung der fremdher entlehnten Sylbenmaaße, allmählig ganz verdrängt werden sollte; allein die Fortbildung beider, des ursprünglich in der teutschen Sprache einheimischen Reims, und der in dieselbe aufgenommenen und eingebürgerten fremden Sylbenmaaße, hat nun wohl zu dem Resultate geführt: daß beide neben einander bestehen können und bestehen werden; daß durch die Anwendung beider der Reichthum der empirischen Sprachformen vermehrt worden ist; daß aber für gewisse Formen der Darstellung mehr der Reim, und für andere wieder mehr die entlehnten Sylbenmaaße sich zu eignen scheinen. (So wird nie das religiöse und das Volkslied, die Cantate u. s. w. des Reims entbehren können; wohl aber scheint im Epos die Anwendung der neuaufgenommenen Sylbenmaaße erfordert zu werden. Ausgezeichnete Dichter, wie Klopstock, Ramler, Voß, Heydenreich, Kosegarten u. a. haben beide Formen angewandt.)

In Hinsicht ihres ästhetischen Werthes für die Dichtkunst und für die äußere und zufällige Schönheit der Form, darf weder dem Reime, noch den entlehnten Sylbenmaaßen

ein Vorzug vor dem andern beigelegt werden; denn die teutsche Dichtkunst besitzt Meisterstücke in beiden Formen.

Die metrischen Schriften Hermanns gehören, streng genommen, nicht hieher, weil er in denselben auf die teutsche Verskunst keine Rücksicht nimmt.

Klopstock, über Sprache und Dichtkunst. Fragmente. Hamb. 1779. 8. (Erstes Fragment: vom teutschen Hexameter.)

Aug. Fr. Bernhardi, Sprachlehre, 2 Theile. Berl. 1801 und 1803. 8. (handelt im 2ten Theile mit Scharfsinn von der Prosodie.)

Karl Phil. Moritz, Versuch einer teutschen Prosodie. Berl. 1786. 8. (durch spätere bessere Arbeiten nun überflüssig.)

K. Fr. Wilh. Kadisch, über die prosodischen Grundsätze. Halle, 1796. 8.

F. H. L(indemann,) das Accentuationssystem der teutschen, englischen und französischen Sprache. Hannover, 1797. 8.

J. Heinr. Voß, Zeitmessung der teutschen Sprache. Königsb. 1802. 8.

J. Steph. Schütze, Versuch einer Theorie des Reims, nach Inhalt und Form. Magdeb. 1802. 8.

Ludw. Hörstel, practischer Versuch einer teutschen Verskunst. Leipz. 1805. 8.

J. Chstph. Vollbeding, kurze Uebersicht der Lehre vom Accent und Ton. Magdeb. 1806. 8.

N. Müller, über den Rhythmus. Köln, 1810. 8. (unbedeutend — Vergl. Heidelb. Jahrb. 1810, N. 43)

Fr. Aug. Wolf, über ein Wort Friedrichs 2 von teutscher Verskunst. Berl. 1811. 8.

G. Fr. Grotefend, Anfangsgründe der teutschen Prosodie. Gießen, 1815. 8.

J. Heinr. Fr. Meineke, die Verskunst der Teutschen, aus der Natur des Rhythmus entwickelt, in Vergleichung mit der griechisch-römischen. 2 Theile.

Quedlinb. und Leipz. 1817. 8. (Vergl. damit die interessante Rec. in der Jen. LZ. 1818, N. 74.)

Karl Besseldt, Beiträge zur Prosodie und Metrik der teutschen und griechischen Sprache. Halle 1813. 8. (Vergl. Jen. LZ. 1814, N. 233.)

Aug. Apel, Metrik. 2 Th. Lpz. 1814 ff. 8. (Der Tod des Verfassers unterbrach die Vollendung. — Schon vorher hatte er seine Grundsätze in den Jahrgängen 1807 und 1808 der musikal. Zeit. aufgestellt. — Seine Absicht war, den wahren Rhythmus der Verse aus ihnen selbst, abgesehen von den Deutungen der Grammatiker und Philologen, herzustellen, und zugleich zu beweisen, daß eine allgemeine Theorie des Rhythmus dieselben Rhythmen a prioi entwickelt, welche wir a posteriori theils in den unverderbten alten und neuen Versen, theils in unserer Tonkunst finden.)

38.

Styl.

Die Richtigkeit und Schönheit im innigsten Zusammenhange, **theils** wie sie a priori in dem Gesetze der Form enthalten, **theils** wie sie in empirischer Hinsicht an die besondere Ausbildung jeder einzelnen gegebenen Sprache gebunden sind, begründen einzig und ausschließend den Charakter des **klassischen Styls**, oder der vollendeten Form der Darstellung durch Sprache. Der Begriff **Styl** ist daher, als solcher, der **höchste Gattungsbegriff** für alle **einzelne Gattungen, Arten und Formen** der mündlichen und schriftlichen Darstellung durch Sprache; denn, völlig abgesehen von ihrer Eintheilung im Einzelnen, wird eben so vom Style im Volksliede, wie in der Recension, eben so vom Style im Briefe, wie in der Predigt, eben so in der Idylle, wie in der Bekanntmachung einer Regierung, eben so in einem Kriegsmanifeste, wie in einer Biographie gehandelt, und der höhere oder geringere styli-

stische Werth jeder einzelnen Darstellung durch Sprache nach ihrer Angemessenheit oder Nichtangemessenheit zu dem Gesetze der Form beurtheilt. Im Allgemeinen wird also unter Styl der Ausdruck und die Darstellung eines menschlichen Zustandes durch Sprache überhaupt, im Besondern aber das Verhältniß verstanden, in welchem jede Sprachdarstellung, als Ausdruck innerer Zustände, zu dem Gesetze der Form stehet. Weil nämlich jedes einzelne Erzeugniß der Sprachdarstellung dem Gesetze der Form, als dem höchsten Gesetze für die Darstellung innerer Zustände durch articulirte Töne, angemessen seyn soll; so wird sogleich, sobald vom Style die Rede ist, das einzelne Erzeugniß der Sprachdarstellung an das Gesetz der Form gehalten, und ausgesagt, ob in demselben der unzertrennliche Zusammenhang der Richtigkeit und Schönheit angetroffen wird, oder nicht.

39.

Gattungen und Arten des Styls.

Allein die Unterordnung der einzelnen stylistischen Erzeugnisse unter das Gesetz der Form setzt voraus, daß diese Erzeugnisse eben so nach der Verwandtschaft des dargestellten Stoffes unter sich, wie nach dem eigenthümlichen Gepräge der Darstellung selbst, wissenschaftlich geordnet und eingetheilt werden.

Fragen wir daher nach dem Grundsatze für die Eintheilung der in der Sprachdarstellung vorhandenen Massen stylistischer Erzeugnisse; so kann dieser Grundsatz nicht im empirischen Begriffe des Styls gegeben seyn; er muß vielmehr aus der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes — nach deren Ankündigung im Bewußtseyn — und aus dem Gesetze der Form hervorgehen. Denn wenn gleich alle Darstellung in der Sprache nur durch Worte möglich ist, und die wörtliche Darstellung zunächst von der vorhergegangenen Vorstellung

des Gegenstandes abhängt; so stammt doch der in der Sprache dargestellte Stoff keinesweges aus bloßer Vorstellung. Vielmehr sind es die drei geistigen Vermögen, — das Vorstellungs- Gefühls- und Bestrebungsvermögen, — welche gleichmäßig die Quelle aller durch Sprache darstellbaren Stoffe sind, so daß in der Sprache eben so gut Gefühle und Bestrebungen, wie unmittelbare Vorstellungen (nur freilich die beiden ersten Zustände vermittelst der Form der Vorstellung) dargestellt werden können, und daß selbst in der Art und Weise (in der Form) der Darstellung die ursprüngliche Quelle und Beschaffenheit des Stoffes unmöglich zu verkennen ist, ob er zunächst aus dem Vorstellungsvermögen, oder zunächst aus dem Gefühls- oder aus dem Bestrebungsvermögen hervorgehet. Zwar gehören diese drei Vermögen Einem und demseben geistigen Subjecte an, und kein menschlicher Zustand kann ganz rein und ausschließend aus der Wirksamkeit des einen Vermögens, bei völliger Unthätigkeit der beiden andern Vermögen, abgeleitet werden; allein die überwiegende Wirksamkeit des einen geistigen Vermögens kündigt sich in jedem einzelnen Zustande an, der zum Bewußtseyn gelangt, und nach dieser überwiegenden Wirksamkeit wird der einzelne Zustand als Vorstellung, oder als Gefühl, oder als Bestrebung bezeichnet. Wird aber, nach den Wahrnehmungen des Bewußtseyns, das ursprüngliche Wesen des menschlichen Geistes durch die drei geistigen Vermögen — das Vorstellungs- Gefühls- und Bestrebungsvermögen, erschöpft; so kann es auch, für die Darstellung der Zustände dieser drei Vermögen durch Sprache, nur drei Gattungen des Styls geben: die Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit. An der ersten hat das Vorstellungsvermögen, an der zweiten das Gefühlsvermögen, und an der dritten das Bestrebungsvermögen den nächsten Antheil. Jede einzelne Form der Darstellung durch

Sprache muß also entweder zur Sprache der Prosa, oder zur Sprache der Dichtkunst, oder zur Sprache der Beredsamkeit gehören, — obgleich diese drei Gattungen des Styls unter sich eben so nahe verwandt sind, wie die drei geistigen Vermögen selbst.

Die einzelnen stylistischen Formen in der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit sind aber, nach dem eigenthümlichen Gepräge der Darstellung und nach den Schattirungen im Tone, sehr von einander verschieden, und jene Eigenthümlichkeit, so wie diese Schattirungen in der größern oder geringern Stärke des Tones der Darstellung, sind zwar zunächst von der Individualität des Schriftstellers, nicht selten aber auch von dem dargestellten Stoffe, so wie von dem, bei der Darstellung beabsichtigten, äußern Zwecke abhängig. Es gibt daher in diesen Hinsichten, in allen drei Sprachen der Darstellung, einen dreifach verschiedenen Ton des Ausdruckes: die niedere, die mittlere und die höhere Schreibart, welche schon von den Theoretikern des Alterthums *) unterschieden wurden, und nach deren Festhaltung im Einzelnen jeder klassische Schriftsteller erkannt werden kann. (So z. B. gehören in der Sprache der Dichtkunst Gellert's Lied: Nach einer Prüfung kurzer Tage rc. zur niedern, — Schiller's drei Worte des Glaubens zur mittlern, — Klopstock's großes Halleluja zur höhern Schreibart. —

---

*) Vergl. *Cicero* de oratore, c. 5. 6. und 23. 29. — *Quinctilian.* institt. oratt. l. 12. c. 10. — Doch erinnert in Beziehung auf dieselben Schott (in s. kurzen Entw. einer Theorie der Beredsamkeit, 2te Aufl. S. 149 f.) mit Recht, daß es, weil sie bei ihrer Klassification nicht von einem festbestimmten Princip ausgingen, nicht befremden dürfe, wenn sie in ihren Schilderungen dieser drei Charaktere die Merkmale, welche sich auf die Verschiedenheit des Zweckes der stylistischen Darstellung überhaupt gründen, und der Gemüthsstimmung, aus welcher sie hervorgehet, mit jenen, welche auf der Verschiedenheit der Geistesbildung der Zuhörer oder Leser beruhen, vermischt, und uns nicht hinreichend bestimmte Begriffe gegeben haben.

So sind, in der Sprache der Prosa, Garve's meiste Schriften in der niedern Schreibart, Mendelsohn's, Engel's u. a. in der mittlern gehalten, und nur bisweilen geht ein prosaisches Product des Styls, z. B. bei Fichte u. a. in die höhere Schreibart über. — Eben so in der Sprache der Beredsamkeit. Die meisten geistlichen Reden Mosheim's, Teller's, Rosenmüller's sind in der niedern, die von Zollikofer, J. Andr. Cramer, Reinhard u. a. aber in der mittlern gehalten. Der Uebergang der Sprache der Beredsamkeit in die höhere Schreibart kann nur in einzelnen seltenen Fällen, und gewöhnlich nur als Ausnahme von der Regel, statt finden, weil die höhere Schreibart zunächst in der Sprache der Dichtkunst einheimisch ist. *) —)

Jede vollendete Form der Darstellung muß daher in stylistischer Hinsicht, nach ihrem Ursprunge aus den drei Vermögen des Menschen, bestimmt zu einer der drei Gattungen des Styls, und, nach der Individualität des Stylisten, so wie nach der ganzen Haltung des Tones, zu einer der drei Schreibarten gehören.

Ist diese philosophische Deduction im ursprünglichen Wesen des Menschen und im empirischen Charakter jeder gegebenen Sprache gegründet; so wird dadurch zugleich die in den bisherigen Theorieen des Styls so häufig vor-

*) So wie in der Sprache der articulirten Töne dieser Unterschied zwischen der niedern, mittlern und höhern Schreibart getroffen wird; so auch in der Sprache der unarticulirten Töne, in der Tonkunst. Wenn hier z. B. die Melodie des Volksliedes: Freut euch des Lebens in der niedern Schreibart gehalten ist; so erscheint die Melodie des Kirchengesanges: Wachet auf, ruft uns die Stimme in der mittlern Schreibart, und das Finale des ersten Acts von Mozart's Don Juan in der höhern Schreibart. — Selbst in dem Charakter einzelner Theile eines größern Tonstücks kann diese Verschiedenheit der drei Schreibarten nachgewiesen werden, z. B. in Mozart's Entführung aus dem Serail. In der niedern Schreibart gehalten sind die Arien: Welche Wonne, welche Lust ꝛc. Vivat Bachus, Bachus lebe ꝛc. — in der mittlern: Hier soll ich dich denn sehen ꝛc. und: Ich baue ganz auf deine Stärke ꝛc. — und in der höhern: Martern aller Arten ꝛc.

kommende Verwechselung der drei Schreibarten mit den einzelnen Eigenschaften der Form (welche unter den beiden Grundeigenschaften der Form — der Richtigkeit und Schönheit — charakterisirt worden sind), vermieden und als fehlerhaft verworfen, nach welcher man von einem bildlichen, rührenden, komischen, erhabenen ꝛc. Style handelte. — Allein eben so groß ist dabei der wissenschaftliche Gewinn, daß, nach der aufgestellten Theorie, keine weitere Verwechselung der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit möglich ist, durch welche bisher die systematische und erschöpfende Durchführung einer Philosophie der Sprache verhindert ward.

40.

a) Die drei Gattungen des Styls, oder die Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit.

So wie in der Wissenschaft die drei geistigen Vermögen von einander unterschieden werden, um die einzelnen Ankündigungen im menschlichen Bewußtseyn mit Deutlichkeit und Bestimmtheit eintheilen und ordnen zu können, ob sie gleich ursprünglich Einem und demselben Subjecte (dem in seinem letzten Grunde unerforschbaren Geiste des Menschen) angehören; so müssen auch in der Sprache die Wirkungen und der sinnliche Ausdruck der einzelnen, zum Bewußtseyn gelangten, Zustände der drei geistigen Vermögen unterschiedeu werden, so nahe auch, wie die drei Vermögen selbst, die Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit unter sich verwandt sind.

Die Sprache der Prosa ist daher zunächst die Darstellung von unmittelbaren Zuständen des Vorstellungsvermögens, es mögen dies Anschauungen, oder Begriffe des Verstandes, oder Urtheile der Urtheilskraft, oder Ideen und Schlüsse der Vernunft seyn. Der Sprache der Prosa ist das Gepräge der unmittelbaren

Wirksamkeit des Vorstellungsvermögens unverkennbar aufgedrückt.

Dagegen ist die Sprache der Dichtkunst zunächst Darstellung von subjecten Gefühlen, deren wörtlicher Ausdruck in einer reichen und lebensvollen Bildersprache sich ankündigt, so daß der Grundton des Gefühls in dieser mannigfaltig schattirten und bilderreichen Darstellung unverkennbar enthalten ist, wenn gleich das Gefühl, als Gefühl, nicht unmittelbar, sondern nur vermittelst der Vorstellung dargestellt werden kann, in welche es übergegangen seyn muß, bevor es durch Sprache dargestellt wird. Allein bei der Stärke der menschlichen Gefühle ist, selbst nach dem Uebergange derselben in Vorstellungen, der ursprüngliche Charakter ihrer Ankündigung in der Sprache nicht zu verkennen, wenn es gleich höchst einseitig seyn würde, den ursprünglichen Charakter der Gefühle in der Sprachdarstellung blos auf die äußern und zufälligen Merkmale des Metrums und Reims beschränken zu wollen.

Die Sprache der Beredsamkeit endlich ist Darstellung der individuellen Bestrebungen und Triebe, um vermittelst dieser Darstellung bei Andern dieselben Bestrebungen und Triebe anzuregen, hervorzubringen und zu verstärken. Die Sprache der Beredsamkeit ist daher nach ihrem Ursprunge aus dem bewegten Bestrebungsvermögen, so wie nach dem ihr eigenthümlichen Charakter der Darstellung, und nach ihrem, von der Sprache der Prosa und der Dichtkunst verschiedenen, Zwecke eine selbstständige Gattung des Styls und reich an eigenthümlichen Formen in der sogenannten geistlichen und weltlichen Beredsamkeit. Die Sprache der Beredsamkeit steht gleichsam in der Mitte zwischen der Sprache der Prosa und Dichtkunst, weil jede Bestrebung, deren wir uns bewußt werden, gleichmäßig eine bestimmt vergegenwärtigte Vorstellung derselben, wie eine mehr oder minder starke Rührung des Gefühlsvermögens, hervorgebracht durch diese

Vergegenwärtigung, voraussetzt. Zwar will die Sprache der Beredsamkeit zunächst auf den Willen wirken, und ihn zu Entschlüssen und Handlungen beleben; dies vermag sie aber nur dadurch, daß sie den Verstand von der Wichtigkeit des Gegenstandes überzeugt, und daß sich mit dieser Ueberzeugung ein Gefühl der Theilnahme an dem Gegenstande vergesellschaftet, um ihn durch Handlungen zu verwirklichen. Die Sprache der Beredsamkeit nähert sich der Prosa allerdings dadurch, daß sie, wie diese, weder Rhythmus noch Reim in ihre stylistische Darstellung aufnehmen darf; sie unterscheidet sich aber wesentlich von der Prosa, indem sie nicht blos Vorstellungen ausdrücken und mittheilen, sondern Bestrebungen und Handlungen bewirken will, und indem sie in ihrem Periodenbaue einen vollendetern Numerus, als die Sprache der Prosa, verlangt, so wie sie, schon wegen ihrer Abstammung aus dem Bestrebungsvermögen, die Farbe eines höhern Tones der Darstellung an sich trägt. Wenn sie durch den letzten der Sprache der Dichtkunst sich zu nähern scheint; so unterscheidet sie sich doch dadurch von derselben, daß sie nie Gefühle, als Gefühle, schildert, sondern nur nach ihrer Vergesellschaftung mit Bestrebungen und Trieben.

Ueber den unterscheidenden Charakter der Prosa und Dichtkunst ist unter den Theoretikern an sich kein Streit gewesen; allein die Sprache der Beredsamkeit ist erst in neuern Zeiten als eine selbstständige, von Prosa und Dichtkunst wesentlich verschiedene, stylistische Form dargestellt worden. Daß sie bei den klassischen weltlichen und geistlichen Rednern des Alterthums und der neuern Zeit wirklich als solche erscheint, ist außer Zweifel; denn wer würde den Demosthenes, Cicero, Pitt, Fox, Burke, Sheridan, — wer würde Massillon, Flechier, Saurin, Tillotson, J. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, u. a. zu den Prosaikern — oder gar zu den Dichtern — rechnen? — Nur in der Theorie vermischte man, ge-

täuscht durch die äußern und zufälligen Merkmale der Dichtkunst nach Sylbenmaas und Reim (ohne auf das innere Wesen der Dichtkunst in dem Gefühlsvermögen zurückzugehen), nicht selten die Sprache der Beredsamkeit mit der Prosa, und machte entweder die Theorie des prosaischen Styls zu einem Anhange der Rhetorik, oder die Theorie des sogenannten oratorischen Styls zu einem Bestandtheile der Theorie des prosaischen Styls. — Auf die, im Wesen der drei geistigen Vermögen des Menschen begründete, Verschiedenheit der drei einzelnen Sprachen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit machte ich daher aufmerksam in meiner: allgemeinen teutschen Sprachkunde, Leipz. 1804. 8. und in meiner: systematischen Encyklopädie der stylistischen Wissenschaften, Leipz. 1805. 8. so wie in den 5 Theilen des practischen Handbuches der statarischen und kursorischen Lectüre der teutschen Klassiker, Leipz. 1804. — 17. 8., in welchem der Unterschied derselben practisch in den Schriften der Klassiker unseres Volkes nachgewiesen ward. — Im Ganzen schloß sich dieser Ansicht an: Heinr. Aug. Schott, in s. kurzen Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit, 2te Ausg. Leipz. 1815. 8. S. 4. — 8. und in s. philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik (auch mit dem zweiten Titel: die Theorie der Beredsamkeit, Th. 1.) Leip. 1815. 8. S. 34 ff.

41.

b) Die drei Schreibarten; die niedere, mittlere und höhere.

Jedes einzelne Erzeugniß in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit muß, wenn es das Gepräge des Klassischen tragen soll, entweder in der niedern, oder in der mittlern, oder in der höhern Schreibart (genus

tenue, medium et sublime) gehalten seyn. Ueber die Wahl einer dieser drei Schreibarten entscheidet zunächst die Individualität des Stylisten; doch kann auch der Charakter des darzustellenden Stoffes, so wie der Zweck, auf welchen die Darstellung berechnet ist, darüber bestimmen.

Unter der Individualität wird, in Hinsicht des Styls, die Summe der natürlichen Anlagen des Geistes, die Art und Weise der Ausbildung derselben, und die dadurch erlangte Masse von Kenntnissen, so wie die ganz eigenthümliche geistige Richtung verstanden, deren Wiederschein bei allen wahren Klassikern in ihrer stylistischen Darstellung enthalten ist. So wie es keinen ausgezeichneten Menschen ohne eine reiche Ausstattung der Natur in Hinsicht der drei geistigen Vermögen gibt; so ist auch kein Klassiker denkbar ohne die gleichmäßige und möglichst vollendete Entwickelung, Ausbildung und Reife dieser reichen Naturanlagen, und ohne ein eigenthümliches, von allen andern Klassikern verschiedenes, Gepräge in Hinsicht der stylistischen Darstellung der allmählig aufgenommenen, selbstständig verarbeiteten, und durch höhere geistige Kraft zu neuen und individuellen Ansichten erweiterten Kenntnisse. An diesem gemeinsamen Zuge erkennen wir alle wahre Klassiker des Alterthums und der neuern Zeit. In der letzten Beziehung auf den Styl geht daraus das hervor, was, im guten Sinne, die Manier des Schriftstellers genannt wird, d. h.: die ihm eigenthümliche Art und Weise, seine Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen wörtlich auszudrücken. An dieser Eigenthümlichkeit erkennen wir Cicero, Cäsar, Livius, Shakespeare, Schiller, Göthe, Bürger, Matthisson, Kosegarten, Reinhard, Schlözer, Spittler, Joh. Müller u. a. Diese Manier wird nur dann fehlerhaft, wenn sie nicht dem Schriftsteller eigenthümlich, sondern einem andern nachgeahmt und nachgebildet ist.

In der einzelnen stylistischen Form wird aber die geistige Individualität des Klassikers theils in der eigenthümlichen Art und Weise erkannt, wie eben er den darzustellenden Gegenstand — verschieden von allen andern Schriftstellern vor und neben ihm — auffaßt und behandelt; theils in der wiederkehrenden Aehnlichkeit, wie er überhaupt seine Perioden zu gestalten und eine der drei Schreibarten festzuhalten und durchzuführen pflegt. Mag daher auch der letzte Grund, wie diese ihm eigenthümliche Form, die Gegenstände aufzufassen und darzustellen, in seinem Geiste sich bildete, nie erforscht werden können; so beruht doch auf derselben die Originalität der ausgezeichneten Denker und der Klassiker im Style. So wie aber bei jedem Klassiker, in der Hervorbringung seiner stylistischen Formen, entweder mehr das eine, oder das andere geistige Vermögen in überwiegender Thätigkeit ist; so wird er auch, nach dieser Ankündigung, entweder zu den Prosaikern, oder zu den Dichtern, oder zu Rednern gehören; er wird nämlich für die Darstellung des in ihm zum Bewußtseyn gebrachten Zustandes unwillkührlich die Sprache der Prosa, oder der Dichtkunst, oder der Beredsamkeit, und — nach derselben Eigenthümlichkeit — in jeder dieser Sprachen entweder die niedere, oder die mittlere, oder die höhere Schreibart wählen.

Doch abgesehen von dieser Individualität, welche zunächst über die fast unwillkührliche Wahl und Festhaltung einer von den drei Schreibarten entscheidet, können in einzelnen Fällen auch der darzustellende Stoff, und der Zweck, auf welchen die Darstellung berechnet ist, die Wahl der Schreibart bestimmen. Man wird Stoffe, welche zum Geschäftsstyle gehören, nie in der höhern, und nur in seltenen Fällen in der mittlern Schreibart halten; man wird Schriften, welche für das Volk oder für die Jugend bestimmt sind, zunächst in der niedern Schreibart durchführen; dagegen wird der Redner im Parlamente oder auf der Kanzel und auf dem Katheder die mittlere Schreibart

zuversichtlich wählen, sobald dieselbe überhaupt im Charakter seiner individuellen Bildung liegt.

42.

Fortsetzung.

Der Charakter der niedern Schreibart beruht zunächst auf der möglichst größten Anschaulichkeit des dargestellten Gegenstandes. Dazu werden aber besonders die Eigenschaften der Deutlichkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Faßlichkeit erfordert. Diese Schreibart ist daher hauptsächlich eine Wirkung des ausgebildeten Verstandes, obgleich eine gewisse Wärme des Gefühls, und selbst einige bildliche und versinnlichende Ausdrücke derselben nicht fremd sind. — Da sie für alle nur etwas gebildete Menschen verständlich und interessant seyn soll; so setzt sie keine tiefen Vorkenntnisse bei denen voraus, für welche ihre Darstellungen zunächst bestimmt werden. Allein weil sie, eben so, wie die mittlere und höhere, unter dem Gesetze der Form steht, und in ihr eben so, wie in jenen, eine klassische Darstellung möglich ist; so muß sie sich alles Niedrigen, Gemeinen, Kindischen, Unedlen und Gespielten enthalten. Denn es würde eine große Verwechselung der Begriffe seyn, wenn man die niedere und die niedrige Schreibart für sinnverwandt, oder gar für gleichbedeutend nehmen wollte. (Prosaiker in der niedern Schreibart: Lessing, Garve, Schröckh rc. — Dichter in derselben: Luther, Gellert, Wieland, Langbein rc. — Redner in derselben: Mosheim, Spalding, Rosenmü[illegible] Ribbeck rc.)

Der Charakter der [illegible] Schreibart besteht in der lebhaften und st[illegible]ersinnlichung des darzustellenden [illegible]ndes vermittelst einer rei[illegible] Bil[illegible] Sie ist der Ausdruck [illegible] den Phantasie, und eines [illegible] erscheint der Gegenstand

entweder unter einer sehr verstärkten Versinnlichung, oder sie stellt das Bild (die uneigentliche Bezeichnung) selbst an die Stelle des eigentlichen Gegenstandes, und läßt denselben unter der symbolischen Hülle errathen. Sie eignet sich daher auch nur zunächst für die Sprache der Dichtkunst, weil diese aus der überwiegenden Thätigkeit des Gefühlsvermögens und aus der Kraft der Phantasie hervorgeht, das Idealische darzustellen. Nur in der Sprache der Dichtkunst ist es möglich und verstattet, eine ganze stylistische Form in der höhern Schreibart durchzuführen (z. B. eine Ode, Hymne ꝛc.). In der Sprache der Prosa darf an sich die höhere Schreibart nicht gebraucht werden, weil unter allen Stoffen aus dem Umfange der Sprache der Prosa höchstens nur einzelne, und zwar nur wenige Gegenstände des geschichtlichen und Lehrstyls (nie aber des Geschäfts- und Briefstyls), zu einem kurzen Uebergange aus der mittlern Schreibart in die höhere sich eignen dürften. Das letzte gilt auch im Ganzen von der Sprache der Beredsamkeit, wo ebenfalls — geleitet von einem richtigen Tacte — der klassische Schriftsteller nur einzelne Uebergänge aus der mittlern Schreibart in die höhere sich erlauben wird, sobald nämlich der Gegenstand, welchen die Sprache der Beredsamkeit dem Willen näher bringen und diesen zur Verwirklichung desselben bestimmen will, einer sehr hohen Versinnlichung fähig ist, und derselben bedarf, um durch diese Versinnlichung desto unaufhaltbarer auf den Willen zu wirken. — Die höhere Schreibart darf aber weder im gemeinen Leben, noch in der Büchersprache in dem Sinne gebraucht werden, daß ganze Bücher in ihr gehalten werden sollten; auch findet zu ihr niemals ein unmittelbarer Uebergang aus der niedern, sondern blos aus der mittlern Schreibart statt. Da sie endlich nur dazu bestimmt seyn kann, in seltenen Fällen gleichsam die höhere Würze des Styls zu seyn; so darf sie von dem Stylisten nie gesucht und beabsichtigt werden, sie muß vielmehr unwillkührlich und unaufhaltbar aus seiner Individualität

hervortreten! Dann wird sie aber auch in den einzelnen Fällen, wo sie als Ausdruck innerer hoher Begeisterung erscheint, ihre Wirkung nicht verfehlen. (Dichter in der höhern Schreibart: Klopstock, Fr. Leop. v. Stolberg, Kosegarten, Jean Paul rc. — Redner, welche aus der mittlern Schreibart bisweilen in sie übergingen: J. Andr. Cramer, Münter, Lavater, Herder, Fichte rc.)

Der Charakter der mittlern Schreibart endlich beruht auf derjenigen Darstellung der Form, an deren Hervorbringung, Haltung und Vollendung die subjective Ausbildung und Wirksamkeit der gesammten drei geistigen Vermögen einen gleichmäßigen Antheil haben. Die mittlere Schreibart setzt nämlich eben so eine selbstthätige und sorgfältig gebildete Vernunft, wie ein tiefes geläutertes Gefühl, und ein unter der Herrschaft der Vernunft stehendes Bestrebungsvermögen voraus. Nach dieser gleichmäßigen Bildung und Wirksamkeit aller drei geistigen Vermögen steht daher in der mittlern Schreibart alles im Ebenmaaße; es ist in ihr nichts zu wenig, nichts zu viel; der Ausdruck ist reicher und kräftiger, der Periodenbau voller und geründeter, als in der niedern Schreibart; der dargestellte Gegenstand trägt in der stylistischen Form das Gepräge der Würde, welche im Style nur aus der höhern Kraft der Vernunft hervorgehen kann, und doch wird diese Würde durch das frische Leben gemildert und gehoben, welches von der gleichmäßig gebildeten Phantasie und von dem geläuterten Gefühle ausgehet. Zwar versinnlicht die mittlere Schreibart den Gegenstand durch einzelne bildliche Ausdrücke und Bezeichnungen; nie aber verwandelt sie den Gegenstand selbst in ein Bild, wie die höhere Schreibart. Sie bleibt vielmehr zu der letzten in dem Verhältnisse, wie der Schmuck zum Glanze, wie die Wärme zur Glut, und wie die schöne Hülle eines Gegenstandes zur geschmackvollen, aber gänzlichen Verhüllung desselben. Sie hält daher, im strengsten Sinne des Wortes, die Mitte

zwischen der niedern und höhern Schreibart, obgleich aus ihr, in einzelnen Fällen, die Uebergänge abwärts in die niedere — für die höhere Deutlichkeit und Faßlichkeit des dargestellten Gegenstandes — und aufwärts in die höhere — zur freisten bilderreichsten Versinnlichung desselben — möglich und verstattet sind.

Sie bleibt, in ihrer vollendeten Haltung, die Krone der stylistischen Darstellung, weil sie nur aus der gleichmäßigen und ununterbrochen fortschreitenden Ausbildung aller drei geistigen Vermögen hervorgehen kann, und, in ihrer Wirkung, die gleichmäßige Bewegung der drei geistigen Vermögen in Anspruch nimmt. Sie ist in allen drei Gattungen des Styls anwendbar, und namentlich haben in neuern Zeiten der geschichtliche und der Lehrstyl in der Sprache der Prosa durch die mittlere Schreibart an klassischen Formen gewonnen. (Prosaiker in der mittlern Schreibart: Jerusalem, Mendelssohn, Engel, Fichte, Heydenreich, Fr. Heinr. Jacobi, Schlözer, Sturz, Georg Forster, Spittler, Eichhorn, Woltmann, Wachler ꝛc. — Dichter in der mittlern Schreibart: v. Kleist, J. Andr. Cramer, Ramler, J. Georg Jacobi, Thümmel, Herder, Schiller, Göthe ꝛc. — Redner in der mittlern Schreibart: J. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, Löffler, Marezoll, Ammon, Schleiermacher, Tzschirner ꝛc.)

43.

Klassische Schriftsteller.

Der Begriff der Klassicität eines Schriftstellers beruht auf der Annäherung desselben an das Ideal der vollendeten stylistischen Darstellung, wie dieses Ideal in dem Gesetze der Form mit unbedingter Gültigkeit entwickelt, und die Annäherung an dasselbe theils durch die erreichte Vollkommenheit in der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Bered=

samkeit, theils durch die bestimmte Durchführung des Charakters der niedern, mittlern und höhern Schreibart vermittelt wird. Es verdient daher nur derjenige den Ehrennamen eines Klassikers, welcher, mit dem deutlichen Bewußtseyn des Gesetzes der Form, als des höchsten Maasstabes für alle stylistische Vollendung, entweder als Prosaiker, oder als Dichter, oder als Redner, oder auch in mehrern dieser Gattungen des Styls zugleich, in seinen stylistischen Formen Richtigkeit und Schönheit unauflöslich verbindet, und sich in der niedern, oder in der mittlern und höhern Schreibart — oder in mehrern derselben — ununterbrochen gleich bleibt. Nur dann ist er in dem Sinne klassisch, in welchem es überhaupt ein Schriftsteller in einer lebenden Sprache seyn kann.

44.

Literatur der Theorie des Styls.

Wenn gleich in dieser Philosophie der Sprache, wodurch eine neue Begründung des gesammten philosophischen Gebiets der Sprachdarstellung versucht werden sollte, mehrere Gegenstände berührt worden sind, welche von Andern entweder in der allgemeinen Sprachlehre, oder in der Denklehre, oder in der Kunstlehre behandelt werden; so kann doch hier nur — zugleich mit Ausschluß des wissenschaftlichen Anbaues der empirischen teutschen Sprachlehre — derjenigen Schriften gedacht werden, welche unmittelbar der Theorie des Styls bestimmt sind, weil man mit dieser beschränktern Benennung bisher das bezeichnete, was hier nach einem gesteigerten Gesichtspuncte und veränderten Plane durchgeführt ward.

Aug. Nathan. Hübner, Anleitung zum teutschen Stylo. Hannov. 1720. 8.

J. Georg Neukirch, akademische Anfangsgründe zur teutschen Wohlredenheit. Braunschw. 1739. 8.

Ad. Fr. Glafey, Anleitung zur weltüblichen teutschen Schreibart. 3te Aufl. Leipz. 1747. 8.

G. B. v. Schirach, über die Harmonie des Styls des Herrn Marmontel, nach dem Franz. Bremen und Leipz. 1768. 8.

J. J. G. Scheller, Gedanken von den Eigenschaften der teutschen Schreibart. Halle 1772. 8.

Heinr. Aug. Frank, philosophische Betrachtungen über den Styl. Erf. 1774. 8.

J. Joach. Eschenburg, Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Berl. 1783. 8. Die dritte Aufl. unter dem Titel: Entwurf der Theorie und Literatur der schönen Redekünste. 1805. 8. 4te Aufl. 1817.

J. Cstph. Adelung, über den teutschen Styl. 2 Theile. Berl. 1784. 8. 4te Aufl. 1800.

Als Auszug erschien daraus von:

Theod. Heinsius, J. Cstph. Adelung über den teutschen Styl im Auszuge. Berl. 1800. 8.

Jak. Ludw. Thomas, Glossologie, oder Philosophie der Sprache. Wien 1786. 8.

Gttfr. Aug. Bürger, über Anweisung zur teutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. Gött. 1787. 8.

Chstn. Wilh. Snell, Lehrbuch der teutschen Schreibart für die reifere Jugend. Frkf. am M. 1788. 8. — 3te Aufl. 1818. 8.

Eulog. Schneider, die ersten Grundsätze der schönen Künste, und der schönen Schreibart insbesondere. Bonn 1790. 8.

J. Cstph. König, practisches Handbuch des teutschen Styls. 2 Theile. Nürnb. 1792. 8.

Joh. Sinner, Lehrbuch der prosaischen und poetischen Schreibart. Würzb. 1792. 8.

Jos. Priestley, Vorlesungen über schriftlichen und mündlichen Vortrag. Nach dem Engl. teutsch bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet von v. Wackerbarth. Berl. 1793. 8.

Karl Phil. Moritz, Vorlesungen über den Styl, oder practische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern. 2 Theile. Berl. 1793 f. 8. (Nach des Vfs. Tode bearbeitete Jenisch den zweiten Theil von S. 129 an.)

Wilh. Kosmann, Versuch einer Theorie des teutschen Styls. 3 Theile. Berl. 1794. 8.

Grundlinien des teutschen Styls in seinem ganzen Umfange. 4 Bändchen. Th. 1 und 2. Leipzig 1796. Th. 3 und 4. Erfurt 1797. 8.

Karl Reinhard, erste Linien eines Entwurfs der Theorie und Literatur des teutschen Styls. Gött. 1796. 8.

Fr. Bouterwek, Grundriß akademischer Vorlesungen über die Philosophie der Schreibart in teutscher Prosa. Gött. 1798. 8.

Karl Fr. Etzler, Anleitung zur Wohlredenheit für die höhern Klassen der größern Schulanstalten. Bresl. 1802. 8.

Karl Heinr. Ludw. Pölitz, Versuch einer Theorie des teutschen Styls, für den Unterricht auf Akademieen und Gymnasien. 2 Theile. Görlitz 1801 f. 8. (ist auch die 1 und 2te Abth. des vierten Theiles des: Systems des teutschen Styls, wovon Th. 1 die Analysis stylistischer Aufsätze, Th. 2 die Interpretation von Bruchstücken aus teutschen Schriftstellern, und Theil 3. die Grammatik des Verstandes enthält.) — Allgemeine teutsche Sprachkunde, logisch und ästhetisch begründet. Leipz. 1804. 8. — Systematische Encyklopädie der stylistischen Wissenschaften. Leipz. 1805. 8. (Diese Schrift erschien 1810, in der zweiten Ausgabe, mit dem neuen Titel: Lehrbuch der teutschen Sprache in ihrem ganzen Umfange und nach ihrer gegenwärtigen Gestalt.)

Die Philosophie der teutschen Sprache. 2 Theile. Prag, 1805. 8.

Chstn. Jac. Kraus, encyklopädische Ansichten einiger

Zweige der Gelehrsamkeit. Nach dessen Tode herausgegeben von Hans v. Auerswald. 2 Th. Königsb. 1809. 8. (Hieher gehört aus Th. 1: Encyklopädische Ansicht der Philologie, S. 23 ff.; Teutsche Sprache, S. 127 ff.; die Redekünste, S. 211 ff.)

Theod. Heinsius, Teut, oder theoretisch-practisches Lehrbuch der gesammten teutschen Sprachwissenschaft. 5 Theile. Berl. 1808 ff. 8. Einige Theile später in N. A. (Th. 1 Sprachlehre der Teutschen; Th. 2 grammatisch-stylistische Vorschule, oder Anleitung zum Sprechen, Schreiben und Denken 2c. Th. 3 die Redner und Dichter, oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst; Th. 4. Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Teutschen; Th. 5 Stoff zu Ausarbeitungen und Reden.)

Georg Reinbeck, Handbuch der Sprachwissenschaft, mit besonderer Hinsicht auf die teutsche Sprache. 2 Theile, jeder in 2 Abtheilungen. Duisb. und Essen 1813 ff. 8. — Von den beiden Abtheilungen des ersten Theils erschien 1819 die zweite ganz umgearbeitete Auflage. (Th. 1 Abth. 1 enthält: eine allgemeine Sprachlehre; Abth. 2: angewandte allgemeine Sprachlehre. — Th. 2 Abth. 1: Rhetorik; Abth. 2: Poetik.)

B. A. Durst, kurzer Leitfaden zur teutschen Sprachkunde in historischer und ästhetischer Hinsicht. Nürnb. 1815. 8.

J. Andr. Wendel, Lehrbuch des teutschen Styls. Koburg und Leipz. 1816. 8.

Lehrbuch des teutschen Styls, nach einem neuen und einfachen Systeme entworfen. Zum Gebrauche in Gymnasien. 2 Abth. München, 1817 f. 8.

II.

Uebersicht über die Geschichte der teutschen Sprache.

45.

Einleitende geschichtliche Resultate.

Betrachten wir die Sprachen des Erdbodens, mit steter Rücksicht auf die teutsche, aus dem Standpuncte der Geschichte; so dringen sich uns folgende allgemeine Resultate auf:

1) **Völker ohne ursprüngliche und eigene Sprache ermangeln der selbstständigen und eigenthümlichen Kultur.** Was schon bei den geistvollsten Individuen unsers Geschlechts erkannt wird, daß, je eigenthümlicher ihre Bildung ist, auch ihre Darstellungsform durch Sprache den Charakter der Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit an sich trägt (Luther, Lessing, Klopstock, Schlözer, Kant, Fichte, Reinhard 2c.); das bestätigt gleichfalls die Geschichte der Völker. Nur Urvölker mit einer eigenen Sprache gehen einen selbstständigen Gang in ihrer Bildung und Reife, und ihre Sprache verkündigt, in den einzelnen Zeiträumen, den jedesmal erreichten Grad der geistigen Entwickelung und Kultur des Volkes. So Griechen, Römer, Araber, Teutsche, Slaven 2c. Mag auch im Mythenalter der Vorzeit die teutsche Sprache mit der persischen, und rückwärts sogar mit der indischen, verwandt seyn; so trägt sie doch, seit der

festen Ansiedelung der Germanen in Europa, das Gepräge einer europäischen, und einer dem teutschen Volke selbstständigen und eigenthümlichen, Kultur.

2) Völker, welche aus einer Mischung verschiedener Stämme sich bilden, und mit denselben allmählig zu Einem Staate verwachsen, zeigen und behalten in ihrer Sprache noch nach Jahrhunderten die Spuren dieser Vermischung. (So in England, Frankreich, Spanien und Italien, wo sich die teutsche Sprache mit der römischen vermischte, und aus dieser Vermischung allmählig das Ganze einer neuen Sprache hervorging, in deren Bestandtheilen aber die Mischung immer sichtbar blieb.)

3) Sind die Sieger kultivirter, als die Besiegten; so nehmen die Besiegten allmählig die Sprache derselben an. (So gelangte, nach Alexanders Siegen, die griechische Sprache zur Herrschaft in Vorder- und Mittel-Asien und in Aegypten.) Sind die Besiegten kultivirter, als die Sieger; so nehmen die Sieger vieles von der Sprache der Besiegten an. (So die Franken, Westgothen und Burgunder in Gallien; die Westgothen und Sueven in Spanien; die West- und Ostgothen und Langobarden in Italien; die Angeln und Sachsen in Britannien.) Verschmelzen Sieger und Besiegte durchaus nicht zu Einem Volke, und bleiben die Sieger im Ganzen bei ihrer mitgebrachten Roheit; so erhalten sich im Ganzen beide Sprachen unabhängig neben einander. (So in Indien, China, in der Türkei ꝛc.) Besiegte Völker aber, denen man ihre Selbstständigkeit, ihre Verfassung und Eigenthümlichkeit, nach der Eroberung und Unterjochung, völlig raubt, verlieren auch, mit ihrem Nationalcharakter, ihre vorige Sprache in den nächsten Geschlechtern. (So in Syrien unter den Seleuciden; — mißlungener

Versuch, die Juden zu gräcisiren, im Zeitalter der Maccabäer; — so in Italien, nach der völligen Unterwerfung seiner einzelnen Völkerschaften, auch in Graecia magna und in der Gallia cisalpina, unter die Römer; — so in Spanien, nachdem diese karthagische Provinz an Rom gekommen war; — und ähnliches beabsichtigte Napoleon in neuern Zeiten bei den besiegten Völkern.)

4) **Mit dem Fortschreiten der Völker in der Kultur heben sich die Sprachen; mit dem Stillstande und Sinken in der Kultur sinken die Sprachen.** (Dies beweiset die teutsche Sprache in mehrern einzelnen Zeiträumen. Sie sank in den Zeiten nach dem Untergange des hohenstaufischen Hauses; in der Zeit nach dem schmalkaldischen Kriege; besonders aber in dem Zeitraume nach dem 30jährigen Kriege bis zum Jahre 1740. — Dies beweisen aber auch die Völker Indiens, China's, Persiens u. a. Selbst der schnelle und der langsame Fortschritt der Völker in der Kultur zeigt sich sogleich in der Sprache. Welche rasche Fortschritte machte die griechische Sprache seit dem Zeitalter des Perikles! — Wie langsam erhoben sich dagegen die römische, die teutsche u. a. zu einer höhern Reife!)

5) **Verfassung, Religion, Sitten, Dichtkunst und Beredsamkeit unter den Künsten, und Philosophie und Geschichte unter den Wissenschaften, haben auf die Ausbildung der Sprache — auf ihr Steigen und Sinken — den wichtigsten Einfluß.** Je freisinniger eine Verfassung ist; je mehr sie die bürgerliche Freiheit begründet und sichert; je leichter sich der menschliche Geist, unter ihrem Schutze und unter ihren Einflüssen, entfalten kann; desto schneller entwickelt sich die Sprache. (So in Griechenland, in England, so die italische Sprache unter den Mediceern in Toskana u. a.) Je reiner und edler eine Religion ist; desto kräftiger strebt die Sprache empor. (Schneller Fortschritt der Sprache in den

protestantischen Reichen und Staaten seit den Zeiten der Kirchenverbesserung.) — Reine und geläuterte Sitten der Wiederschein der innern Sittlichkeit, und diese gestützt und getragen durch Verfassung und Religion, wirken bedeutend auf den Charakter der Sprache. Wo Sittenlosigkeit, und mit ihr das Verderben des Nationalcharakters einreißt; da sinkt auch die Sprache. (So die Sitten und Sprache der Römer seit dem zweiten christlichen Jahrhunderte bis zum Untergange des römischen Westreiches.) — In Hinsicht der Künste wirken zunächst Dichtkunst (mit Einschluß der dramatischen) und Beredsamkeit (die geistliche, an das Christenthum überhaupt, die weltliche, an stellvertretende Verfassungen in Monarchieen und in Republiken geknüpft) auf die Fortbildung der Sprache, nach ihrem Reichthume und nach ihrer Fülle, so wie nach ihrer Tiefe und nach ihrem mächtigen Einflusse auf die Fortbildung aller Stände des Volkes, und besonders auf die Reife des dritten Standes, als des eigentlichen Kerns aller Völker und Staaten. — Unter den Wissenschaften aber tragen hauptsächlich die philosophischen und geschichtlichen zur vielseitigen Ausbildung der Sprache bei; denn jedes Volk, das, nach seinen Dichtern und Rednern, nicht auch Philosophen und einheimische, selbstständige und gediegene Geschichtsschreiber hatte, ermangelt der höchsten Reife seiner Sprache, die wohl mit Dichtern und Rednern beginnen, aber nur durch die höhere Bestimmtheit der philosophischen Darstellung und durch die mannigfaltigsten Kreise der geschichtlichen Schilderungen das Gepräge der Vollendung gewinnen kann. (So die griechische, englische und teutsche Sprache; dagegen ermangelten die morgenländischen Sprachen, namentlich die arabische, obgleich durch Dichter kräftig emporgehoben, doch der eigentlichen Redner, Philosophen und Geschichtsschreiber; die französischen und italischen Philosophen und Geschichtsschreiber aber stehen hinter den brittischen und teutschen zurück, und Spanien hat kaum einzelne Namen

aufzuweisen, welche in die Reihen der klassischen Schriftsteller gehören.)

6) Das goldene Zeitalter einer Sprache ist dasjenige, wo, unter den mächtigen Einflüssen einer die bürgerliche Freiheit sichernden Verfassung, und einer geläuterten und aufgeklärten Religion, so wie unter Mitwirkung veredelter Sitten, und bei dem sichersten Fortschreiten in Wissenschaften und Künsten, — die Klassiker eines Volkes möglichst gleichmäßig die drei Sprachen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit in allen ihren einzelnen Formen, und eben so gleichmäßig in der niedern, mittlern und höhern Schreibart angebaut, und dadurch der Sprache diejenige Reife und Vollendung gegeben haben, welche, selbst nach dem Untergange des Volkes und nach ihrem eigenen Erlöschen als einer lebenden Sprache, ihren innern Werth für alle künftige Zeiten sichern und erhalten muß.

Ernst Mor. Arndt, Idee über die höchste historische Ansicht der Sprache. Rostock, 1805. 8.

46.

Philosophische und geschichtliche Aehnlichkeit der Sprachen.

Man kann die Aehnlichkeit der Sprachen in philosophischer Hinsicht darzustellen versuchen, wenn man sie nach den Bedingungen vergleicht, welche aus der Denklehre, aus der allgemeinen Sprachlehre und aus der Kunstlehre überhaupt für die allgemeine Ausbildung aller Sprachen hervorgehen. Denn, so verschieden auch die empirisch vorhandenen Sprachen in den einzelnen Bestimmungen ihrer Sprachlehre, ihres Periodenbaues, ihrer Prosodie und in unzählig andern Beziehungen seyn mögen; so liegt doch ihnen allen dieselbe ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes, dieselbe physische Sprachanlage, und dasselbe Verhältniß der drei geistigen

Vermögen zum Grunde, vermittelst articulirter Laute die innern Zustände des Vorstellens, Fühlens und Bestrebens nach außen darzustellen, und sinnlich durch Worte zu bezeichnen.

Allein verschieden von dieser philosophischen Aehnlichkeit der Sprachen ist die geschichtliche Aehnlichkeit derselben. Diese beruht auf der Aehnlichkeit der ursprünglichen, so wie der abgeleiteten Sprachen mit einander; auf der Aehnlichkeit der Verhältnisse, unter welchen die Ausbildung der Völker erfolgte, welche wieder auf die Aehnlichkeit der Sprachbildung einwirkte (so sind die teutsche und griechische Sprache einander mehr ähnlich, als die teutsche und römische); auf der Aehnlichkeit der politischen Schicksale der Völker, als siegender oder besiegter Völker, welche über die Selbstständigkeit, oder die Mischung, oder den völligen Untergang der Sprachen entschieden; auf der Aehnlichkeit der Verfassungen, der Religionen, der Sitten, der Fortschritte in der Dichtkunst und Beredsamkeit, oder der Fortschritte in der Philosophie und Geschichte bei den einzelnen Völkern, und des dadurch bedingten und herbeigeführten goldenen Zeitalters ihrer Sprache.

Noch fehlt eine solche Vergleichung der Sprachen aus dem geschichtlichen Standpuncte, welche eben so für die Geschichte der Sprachen, wie für die allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit zu den wichtigsten Resultaten führen müßte. — Einige fruchtbare Winke dazu finden sich in der Abhandlung von Heeren: über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker; im vaterländischen Museum (Hamburg, 1810. 8.) St. 2. S. 129 ff.

Chstn. Gtli. v. Arndt, über den Ursprung und die verschiedenartige Verwandtschaft der europäischen Sprachen, nach Anleitung des russischen allgem. vergleichenden Wörterbuches, herausgegeben von J. Lud. Klüber. Frkf. am M. 1818. 8.

J. G. Trendelenburg, Vergleichung der Vorzüge der teutschen Sprache mit den Vorzügen der lateinischen und griechischen. Eine gekrönte Preisschrift, in den Schriften der churf. teutschen Gesellschaft zu Mannheim, Th. 4. S. 7 ff.

47.

Philosophische und geschichtliche Verschiedenheit der Sprachen.

Die Verschiedenheit der Sprachen kann gleichfalls, wie die Aehnlichkeit derselben, philosophisch und geschichtlich aufgefaßt werden. In philosophischer Hinsicht ergibt sich die allgemeinste Verschiedenheit der Sprachen nach ihrer Eintheilung in kultivirte und nicht kultivirte; so wie in geschichtlicher Beziehung nach ihrer Eintheilung in todte, (erloschene) und lebende Sprachen.

Stellt man die Verschiedenheit der Sprachen philosophisch dar; so geht aus der Annäherung der Völker des Erdbodens an das gesammte Ziel menschlicher Bildung und Reife, oder aus ihrer Entfernung von demselben, und namentlich aus der freien oder gehemmten Entwickelung ihrer geistigen Kräfte, der mächtige Unterschied zwischen kultivirten und unkultivirten Sprachen hervor. Eine kultivirte Sprache ist in materieller und formeller Hinsicht möglichst (relativ) vollendet; d. h. sie reicht hin in materieller Hinsicht (in Beziehung auf den darzustellenden Stoff) zur Bezeichnung aller Zustände und Verhältnisse der erreichten physischen, intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Kultur eines Volkes. Es ist dann in der Sprache für jeden Zustand des häuslichen und öffentlichen Lebens, für jeden Begriff, für jedes Gefühl und für jede Bestrebung ein erschöpfendes und vollständig bezeichnendes Wort vorhanden, das entweder ursprünglich der Sprache des Volkes angehört, oder, fremdher entlehnt, doch durch langen Gebrauch derselben eingebürgert

ist. — Eine kultivirte Sprache ist aber zugleich, in formeller Hinsicht, völlig entwickelt und ausreichend für alle Gattungen, Arten und Formen der Darstellung. Sie ist gleichmäßig reich und ausgebildet in der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit, so wie in der niedern, mittlern und höhern Schreibart. —

Eine unkultivirte Sprache hingegen ist in einigen, oder in mehrern, oder fast in allen diesen materiellen und formellen Beziehungen mangelhaft und unvollkommen; denn gewöhnlich fehlt derselben die innere Aufeinanderfolge in der Sprachbildung, welche mit den Dichtern in Hinsicht der Bereicherung und Mannigfaltigkeit des Ausdruckes anhebt; dann durch die Philosophen die Berichtigung, genauere Bestimmtheit und wissenschaftliche Ausprägung des gesammten Sprachschatzes gewinnt; darauf von den Rednern auf alle Gegenstände des religiösen und bürgerlichen Lebens angewandt wird; und zuletzt von den Geschichtsschreibern die möglichste Verbreitung durch die lebensvolle Schilderung aller Verhältnisse des individuellen, des öffentlichen und des gesammten Völkerlebens erhält.

48.

Fortsetzung.

In geschichtlicher Hinsicht kündigt sich die Verschiedenheit der Sprachen nach ihrer Eintheilung in todte (erloschene) und lebende an. Eine todte Sprache ist eine solche, die von keinem gegenwärtig bestehenden Volke mehr gesprochen wird. Groß mag die Masse der erloschenen Sprachen seyn, wenn man in der Welt- und Völkergeschichte die Namen derjenigen Völker und Staaten sich vergegenwärtigt, welche von dem Schauplatze der Erde verschwanden, ohne daß überhaupt eine Spur ihres Daseyns, oder doch in unvollkommenen Ueberresten und Bruchstücken sich erhielt. Wie viele, freilich an sich sehr mangelhafte, Formen der Darstellung durch Sprache mögen seit 6000

Jahren nur in Asien, Afrika und Amerika untergegangen seyn, da selbst von der altägyptischen, von der phönicischen, karthagischen rc. Sprache blos die dürftigsten Reste sich zufällig aus dem Sturme der Weltbegebenheiten erhalten haben! Für die Geschichte der menschlichen Kultur und für den Sprachforscher haben daher auch nur diejenigen todten Sprachen einen eigenthümlichen Werth, von welchen sich schriftliche Denkmäler, und zwar aus dem Zeitalter der höhern geistigen und politischen Reife des Volkes, erhalten haben. Die vollendetsten erloschenen Sprachen sind aber die Sprachen der Griechen und Römer; denn diese Völker durchgingen mehrere Zeiträume der Ausbildung bis zu ihrer höhern geistigen und politischen Reife; ihre Kultur war selbstständig d. h. eigenthümlich, wenn gleich auf die geistige Entwickelung der Römer die frühere griechische Kultur unverkennbar einwirkte; sie hatten Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber in ihrer Mitte, von welchen sich Schriften bis auf unsere Zeiten erhalten haben; sie stellten Klassiker in Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, und in den drei Schreibarten auf; und sie waren es, die in dem Zeitalter der Wiederherstellung der Wissenschaften den bessern Geschmack von neuem weckten und begründeten, indem ihre Klassiker die bleibenden Muster in Hinsicht auf Richtigkeit und Schönheit der Form für alle spätere Völker und Zeitalter wurden.

Eine lebende Sprache hingegen ist diejenige, welche von einem geschichtlich bestehenden Volke gesprochen und geschrieben wird, und welche die Schicksale desselben in Hinsicht auf seine geistige Ausbildung und auf das Bestehen, auf das Fortschreiten oder auf das Veralten seiner bürgerlichen Verfassung mit demselben theilt. Je reicher und vielseitiger daher die gesammte Kultur eines Volkes wird, und je mehr seine Klassiker die verschiedenen Gattungen und Formen der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit anbauen und erschöpfend darstellen; desto bestimmter läßt sich über das goldene Zeitalter einer Sprache und über den

stylistischen Charakter und Werth seiner Klassiker urtheilen. Allein nie darf man vergessen, daß die Klassicität in einer lebenden Sprache nur beziehungsweise (relativ) gilt, und zunächst in der möglichst freien und sichern Annäherung der einzelnen stylistischen Formen an das Gesetz der Form besteht, weil bei einer lebenden Sprache theils ein Zeitraum der höhern Ausbildung und Reife gedenkbar bleibt, in welchem die Klassiker der vorigen Zeiträume durch vollendete Muster verdunkelt werden, theils weil erst nach dem Untergange eines Volkes und einer Sprache mit völliger Sicherheit über das goldene Zeitalter und über die gediegensten Klassiker derselben entschieden werden kann. — In einer lebenden Sprache beruht daher das unbefangene und sichere Urtheil über den klassischen Gehalt ihrer Schriftsteller auf der bestimmten Annäherung derselben an das Gesetz der Form; auf dem gleichmäßigen Fortschreiten des Volkes in Hinsicht seiner Verfassung, seiner Religion, seiner Sitten, seines Nationalcharakters, seiner Wissenschaften und Künste; und auf der, durch dieses Fortschreiten bedingten, freien Gestaltung und Ausbildung aller einzelnen Gattungen und Formen der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit. —

Wenn die erloschenen klassischen Sprachen des Alterthums den großen Vorzug behaupten, daß sie unveränderte Formen des gereiften Geschmackes darbieten, weil sich, nach dem Ablaufe der Jahrhunderte, das Mangelhafte und Unreife in den stylistischen Formen der übrigen Zeitalter von den Formen aus dem wahrhaft goldenen Zeitalter derselben genau unterscheiden und absondern läßt; so kommt dagegen den lebenden klassischen Sprachen der wichtige Vortheil zu, daß sie den gegenwärtigen hohen Standpunct der gesammten intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Kultur in lebenden Formen ausdrücken, und diese stylistisch dargestellten Bezeichnungen der von einem lebenden Volke erreichten Kultur nicht nur in dessen Mitte als Grundbedingung des geistigen Fortschrittes

aller Stände und Klassen des Volkes bewahren, sondern auch als dessen selbstständig errungenes geistiges Eigenthum der Nachwelt überliefern, selbst auf den Fall, daß das Volk im Laufe der Jahrhunderte unterginge und dessen Sprache erlöschte.

49.

Anwendung auf die teutsche Sprache.

Die teutsche Sprache gehört, als die Sprache eines bestehenden Volkes, zu den lebenden Sprachen; sie gehört aber auch, als die Sprache eines vielseitig gebildeten Volkes, in die Reihe der kultivirten Sprachen, und kann, in Hinsicht ihrer Klassiker in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, nicht nur mit allen lebenden europäischen Sprachen, sondern auch mit den beiden erloschenen Hauptsprachen des Alterthums jede Vergleichung bestehen. Denn sie ist, wie andere gebildete und gereifte Sprachen des Alterthums und der neuern Zeit, mehrere Zeiträume ihrer Entwickelung durchgegangen; sie ist durch Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber in den verschiedensten Formen der Darstellung zur klassischen Gediegenheit erhoben worden, und hat in allen drei Hauptgattungen des Styls das goldene Zeitalter einer lebenden Sprache erreicht. Sie ist über eins der größten und politisch wichtigsten europäischen Reiche ausgebreitet, und mehr als 30 Millionen Menschen reden sie als Muttersprache; denn selbst außerhalb des teutschen Staatenbundes, dessen Bevölkerung über 30 Millionen Menschen steigt, ist sie die Stammsprache der Bewohner des Königreiches Preußen, und durch die Siege teutscher Ritter ward sie im Mittelalter die herrschende Sprache in Kurland, Liefland und Esthland. Zwar hat sie, im Laufe von beinahe zwei Jahrtausenden, nur auf einem sehr langsamen Wege zum klassischen Gehalte sich emporgearbeitet; allein seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat das teutsche Volk, namentlich nach der vielseitigen Ausbildung seines

dritten Standes, nicht nur die übrigen, in der Kultur ihm vorausgeschrittenen, europäischen Völker eingeholt, sondern dieselben auch in vielen einzelnen Hinsichten übertroffen.

Zwar erscheint sie, wie die Sprache jedes über einen großen Erdstrich ausgebreiteten Volkes, in den einzelnen Provinzen Teutschlands unter der Form verschiedener Mundarten; im Ganzen aber beschränken sich diese Mundarten nur auf zwei Hauptdialecte, welche bald nach der Einwanderung und Verbreitung der germanischen Völkerschaften über das eigentliche Teutschland unterschieden werden, wenn gleich zu diesen zwei Hauptdialecten mehrere untergeordnete Mundarten gehören. Die eine, härtere, Mundart verbreitete sich über den Süden von Teutschland, und umschloß Oestreich, Bayern, Franken, Schwaben, die Schweiz, die oberrheinischen, und zum Theile auch die obersächsischen Länder; die zweite, weichere, Mundart hingegen ward im Norden Teutschlands einheimisch, und bezeichnet noch jetzt die niedersächsischen, westphälischen, niederrheinischen und belgischen Länder. Die einzelnen Verzweigungen dieser weichern Mundart sind: das Niederländische, oder Niederteutsche im engsten Verstande, wozu das Holländische, Flandrische und Brabantische gehören; das Friesische (eine Tochter des Angelsächsischen), und das Plattteutsche (oder eigentlich Niedersächsische). Doch nahm, seit der Trennung der Niederlande von Teutschland, dieser Staat einen eigenen Gang seiner Entwickelung, Kultur und Literatur, welche, so wie dessen Sprachbildung set dieser Zeit, von der Geschichte der teutschen Sprache und Literatur ausgeschlossen wird. — Die einzelnen Schattirungen und Eigenthümlichkeiten der beiden teutschen Hauptmundarten hat man in den sogenannten Idioticis zu sammeln gesucht.

Von beiden teutschen Hauptmundarten muß wieder das Hochteutsche unterschieden werden, welches keine besondere, irgend einer teutschen Landschaft ausschließend ei-

genthümliche Mundart ist, sondern die von den besten Schriftstellern der ganzen teutschen Nation allmählig ausgebildete und von Provinzialismen gereinigte Büchersprache bezeichnet, an welcher aber, ob sich gleich die Spuren beider Hauptmundarten nicht ganz in derselben verkennen lassen, seit Luthers Bibelübersetzung, die ausgebildete obersächsische Mundart den bedeutendsten Antheil hat. — Dabei darf nicht übersehen werden, daß erst seit der auf teutschem Boden erfundenen Buchdruckerkunst die stillschweigende Vereinigung der vorzüglichsten Schriftsteller der Nation über eine Büchersprache möglich geworden war.

50.

Literatur der Geschichte der teutschen Sprache.

Die weiter hinten, beim wissenschaftlichen Anbaue der teutschen Sprache, aufgeführten Schriften von Schottelius (ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache, Braunschw. 1663. 4) und Morhof (Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, Lübeck, 1702. 8.) gehören zum Theile auch zur Geschichte derselben; so wie in bibliographischer Hinsicht: Georg Wolfg. Panzer, Annalen der ältern teutschen Literatur. Nürnb. 1788. 4.

Georg. Phil. Harsdörfer, specimen philologiae germanicae, continens disquisitiones XII de linguae nostrae vernaculae historia, methodo et dignitate. Norimb. 1646. 12.

Chstn. Gryphius, der teutschen Sprache unterschiedene Alter und nach und nach zunehmendes Wachsthum. Bresl. 1708. 8.

J. Georg. Eccard, historia studii etymologici linguae germanicae hactenus impensi. Hanoverae, 1711. 8.

J. Aug. Egenolff, Historie der teutschen Sprache. 2 Theile. Leipz. 1716 und 1720. 12.

Godofr. Guil. de Leibnitz, collectanea etymologica, illustrationi linguarum veteris celticae, germanicae, gallicae, aliarumque inservientia. Edidit J. Geo. Eccard. 2 Tomi. Hanov. 1717. 8.

Elias Kasp. Reichard, Versuch einer Historie der teutschen Sprachkunst. Hamb. 1747. 8.

Bodmer, über die Hauptepochen der teutschen Sprache seit Karl dem Großen (bis mit dem hohenstaufischen Zeitraume); im schweizerisch. Museum, 2ter Jahrg. St. 2 und 3.

Leonh. Meister, Beiträge zur Geschichte der teutschen Sprache und Nationalliteratur. 2 Theile. Heidelb. 1780. 8. — Dessen Hauptepochen der teutschen Sprache seit dem achten Jahrhunderte. Eine gekrönte Preisschrift; steht in den Schriften der churf. teutschen Gesellschaft zu Mannheim Th. 1, S. 255 ff. und Th. 2, S 5 ff. Mannh. 1787. 8.

(K. Aug. Küttner,) Charakteristik der teutschen Dichter und Prosaisten. Von Kaiser Karl dem Großen bis aufs Jahr 1780. 2 Theile. Mitau, 1781. 8.

J. Chstph Adelung, über die Geschichte der teutschen Sprache, über teutsche Mundarten und teutsche Sprachlehre. Leipz. 1781. 8. Dessen älteste Geschichte der Teutschen, ihrer Sprache und Literatur, bis zur Völkerwanderung. Leipz. 1806. 8. — Dessen Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde. 4 Theile (fortgesetzt von J. Sev. Vater.) Berl. 1806 ff. 8. — Dessen Jac. Püterich von Reicherzhausen, ein kleiner Beitrag zur Gesch. der teutschen Dichtkunst im schwäbischen Zeitalter. Leipz. 1784. 4.

J. Trgt. Plant, chronologischer, biographischer und kritischer Entwurf einer Geschichte der teutschen Dichtkunst und Dichter. 1r Th. Stettin, 1782. 8.

Häfelin, erste teutsch geschriebene Werke, Verschiedenheit der alten Handschriften u. s. w. in den Schriften der

churf. teutschen Gesellschaft zu Mannheim, Th. 1, S. 219 ff. Mannh. 1787. 8.

Wilh. Petersen, welches sind die Veränderungen und Epochen der teutschen Hauptsprache seit Karl dem Großen? und was hat sie in jeder derselben an Stärke und Ausdruck gewonnen oder verloren? — Eine gekrönte Preisschrift; in den Schriften der churf. t. Gesellschaft zu Mannheim, Th. 3, S. 7 ff. Mannh. 1787. 8.

Erduin Jul. Koch, Compendium der teutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod. 2 Theile. Berl. 1790. und 98. 8.) (Der 1ste Theil, N. A. 1795, auch mit dem neuen Titel: Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Teutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod.)

Fr. Manso, kurze Uebersicht der Geschichte der teutschen Poesie; in den Nachträgen zu Sulzers allgemeiner Theorie 2c. 1 B. 2 St. S. 199 ff. und Fortsetzung, Ebend. 8 B. das ganze erste Stück und das zweite Stück bis S. 295. (Die geschichtliche Darstellung geht bis zum Jahre 1787.)

J. Adolph Nasser, Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Poesie. 2 Theile. Altona und Leipz. 1798 und 1800. 8.

J. Gtfr. Eichhorn, allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des neuen Europa. 2 Theile. Gött. 1796. 8. (Hieher gehört Th. 1, S. 213 ff.) — Dessen schöne Redekünste der Teutschen (seit 1450) in seiner Geschichte der Lit. Th. 2, 1ste Abth. S. 188 ff. S. 220 (Gött. 1805. 8.) Th. 4, 2te Abth. S. 762 ff. (Gött. 1808. 8.)

Franz Horn, Geschichte und Kritik der teuschen Poesie und Beredsamkeit. Berl. 1805. 8. — Die schöne Literatur Teutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. 2 Theile. Berl. f. 1812 8. — Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Teutschlands

während der Jahre 1790 bis 1818. Berl. 1819. 8.

Adam Heinr. Müller, Vorlesungen über die teutsche Wissenschaft und Literatur. 2te verm. und verb. Aufl. Dresden, 1807. 8.

Theod. Heinsius, Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Teutschen. 2 Th. Berl. 1811. 8. — N. A. (in einem Bande) Berl. 1818.

Fr. Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts; — enthält im Th. 9 — 11 (Gött. 1812 — 1819. 8) die Geschichte der teutschen Poesie und Beredsamkeit bis auf unsere Zeit.

J. D. E. Preuß, die schönen Redekünste in Teutschland, von ihren Anfängen bis auf die neuesten Zeiten. 2 Theile. Berl. 1814 und 16. 8.

Ludw. Wachler, Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur. 2 Theile. Frkf. am M. 1818 f. 8.

Es finden sich auch kurze Abrisse der Geschichte der teutschen Sprache vor manchen Sprachlehren: z. B. vor F. C. P. v. Steinheil's Lehrgebäude der teutschen Sprache. Stuttg. 1812. 8. vor J. Chstn. Aug. Heyse, theoretisch-practischer teutscher Grammatik. 2te Aufl. Hannov. 1820. 8. u. a.

Der Sonderbarkeit des ausgeführten Gedankens wegen muß folgendes Werk angeführt werden: Pet. Franz Jos. Müller, die Ursprache. Düsseld. 1815. 8. denn dem Vf. ist die teutsche Sprache die Ursprache, und er sucht zu beweisen, daß Adam, Moses, Sokrates, Alexander rc. teutsch gesprochen hätten. Vergl. Heidelb. Jahrb. 1816, Sept. S. 907 ff.

Zu vergleichen sind:

Bernh. Fr. Hummel, Bibliothek teutscher Alterthümer. Nürnb. 1781. 8. Zusätze dazu, 1791.

Karl Gtlo. Rössig, Alterthümer der Teutschen. Leipz. 1781. 8. 2te verb. und verm. Aufl. 1801. gr. 8.

Karl Fr. Flögel, Geschichte der komischen Literatur. 4 Theile. Liegnitz, 1784. 8. — Dessen Geschichte des Burlesken, herausgegeben von Fr. Schmit. Leipz. 1794. 8.

G. G. Herzog, Versuch einer allgemeinen Geschichte der Kultur der teutschen Nation. 1r Theil. Erfurt, 1795. 8.

Chstn. Karl Barth, Teutschlands Urgeschichte. 1ster Th. Bayreuth, 1818. 8.

Karl Heinr. Jördens, Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten. 6 Theile (Der sechste Theil enthält Supplemente.) Leipz. 1806 — 11. 8.

Ueber die beiden Hauptmundarten der teutschen Sprache.

J. Georg. Wachter, glossarium germanicum, continens origines et antiquitates linguae germanicae hodiernae. Lips. 1727. 8. — Glossarium germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae germanicae, et omnium vocabulorum, vigentium et desitorum. 2 Tom. Lips. 1737. fol.

Christ. Gtlo. Haltaus, glossarium germanicum medii aevi, maximam partem e diplomatibus, multis praeterea aliis monumentis, tam editis, quam ineditis, adornatum. Praefatus est J. Gtlo. Boehme. Lips. 1758. fol.

J. Geo. Scherz, glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti suevicae. Edidit, illustravit, supplevit Jerem. Jac. Oberlin. 2 Tom. Argent. 1781. fol.

Laur. de Westenrieder, glossarium germanico-latinum, vocum obsoletarum primi et medii aevi, inprimis bavaricarum. Tom. 1. Monach. 1815. fol. (Vergl. Hallesche LZ. 1816. N. 199.)

Fr. Karl Fulda, Preisſchrift über die beiden Hauptdialecte der teutſchen Sprache. Leipz. 1773. 4. — Sammlung und Abſtammung germaniſcher Wurzelwörter, nach der Reihe menſchlicher Begriffe; zum Erweis der Tabelle, die der Preisſchrift über die zwei Hauptdialecte der teutſchen Sprache angefügt worden iſt. Herausgegeben von J. Geo. Meuſel. Halle, 1776. 4.

Car. Michaeler, tabulae parallelae antiquissimarum teutonicae linguae dialectorum, moeso- gothicae, franco-theotiscae, anglo-saxonicae, runicae et islandicae, aliarumque. 3 Tom. Oenipont. 1776. 8.

(J. P. Willenbrücher,) practiſche Anweiſung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der teutſchen Sprache, von den älteſten Zeiten bis ins vierzehnte Jahrhundert; in einer Folge von Probeſtücken aus dem Gothiſchen, Altfränkiſchen oder Oberteutſchen, Niederteutſchen und Angelſächſiſchen. Leipz. 1789. 8.

Tilemann Dothias Wiarda, Geſchichte der ausgeſtorbenen altfrieſiſchen Sprache. Aurich und Bremen, 1784. 8.

Fr. Aug. Kinderling, Geſchichte der niederſächſiſchen, oder ſogenannten plattteutſchen Sprache, vornämlich bis auf Luthers Zeiten. Magdeb. 1800. 8.

Radlof, Trefflichkeiten der südteutſchen Mundarten zur Verſchönerung und Bereicherung der Schriftſprache. Münſter, 1811. 8. (Vergl. Halleſche LZ. 1811, N. 257.) — Deſſen, die Sprache der Germanen in ihren ſämmtlichen Mundarten dargeſtellt, und erläutert durch die Gleichnißreden vom Sämanne und dem verlornen Sohne, ſammt einer kurzen Geſchichte des Namens der Teutſchen. Frkf. am M. 1817. 8.

J. Sev. Vater, Proben teutſcher Volksmundarten. Leipz. 1816. 8.

J. W. Pfaff, allgemeine Umriſſe der germaniſchen Sprachen, der hochteutſchen, der niederteutſchen, der ſchwediſchen und der gothiſchen des Ulfilas, in neuer Art gefaßt. Nürnb. 1817. 8.

Allgemeine Idiotica:

J. S. V. Popowitsch, Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland, als eine Einleitung zu einem vollständigen teutschen Wörterbuche. Wien, 1780. 8. (erschien nach des Vfs Tode.)

Fr. Karl Fulda, Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung. Berl. 1788. 8.

Ant. v. Klein, teutsches Provinzialwörterbuch. 2 Theile. Mannh. 1792. 8. (auch Th. 6 und 7 der Schriften der churf. t. Gesellschaft zu Mannh.)

Idiotica der härtern Mundart:

Const. Dinkler, Sprache der Menschen in Sachsen und Thüringen. Erf. 1781. 8.

Obersächsisches Idioticon; in Rüdigers neuestem Zuwachs der teutschen Sprache, St. 2, S. 60 ff.

Winkler, thüringisches Idioticon; in den sächs. Provinzialbl. von den Jahren 1801 und 2.

K. C. L. Schmidt, westerwäldisches Idioticon. Hadamar, 1800. 8.

W. F. H. Reinwald, hennebergisches Idioticon. 2 Th. Berl. 1793 und 1801. 8.

Andr. Zaupser, Versuch eines bayrischen und obersächsischen Idioticon. München, 1789. 8. Nachlese dazu, 1ste Abth. 1790.

J. C. Schmid, Versuch eines schwäbischen Idioticon. Berl. (1795.) 8.

Franz Jos. Stalder, Versuch eines schweizerischen Idioticon, mit etymologischen Bemerkungen untermischt. 2 Th. Basel 1806 und 12. 8. — Dessen, die Landessprachen der Schweiz, oder schweizerische Dialektologie, mit kritischen Bemerkungen beleuchtet. Aarau, 1819. 8.

de Luca, von den Mundarten in Tyrol; in Adelungs Magaz. f. teutsche Sprache, 2 B. 1. St. S. 100 ff.

Matth. Höfer, die Volkssprache in Oestreich, vorzüglich ob der Ens. Wien, 1800. 8. — Etymologisches

Wörterbuch der teutschen Volkssprache. 3 Theile. Linz, 1815. 8.

J. Seyverts Nachricht von der siebenbürgischen Sprache; im dritten Stücke des ungarischen Magazins.

Eine reiche Sammlung von schwäbischen, augsburgischen, ulmischen, salzburgischen, schweizerischen, hennebergischen, hohenlohischen, pfälzischen rc. Idiotismen findet sich in den einzelnen Jahrgängen des Journals von und für Teutschland.

Idiotica der weichern Mundart:

(J. H. Tiling,) Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs. 5 Theile. Bremen, 1767 — 71. 8.

Tilem. Dothias Wiarda, altfriesisches Wörterbuch. Aurich und Bremen, 1786. 8.

J. Chstph. Vollbeding, kurzgefaßtes Wörterbuch der plattteutschen Mundart. Zerbst, 1806. 8.

J. Chstph Strodtmann, Idioticon Osnabrugense. Leipz. und Altona, 1756. 8.

Mich. Richey, Idioticon Hamburgense. 2te Aufl. Hamb. 1755. 8.

J. Fr. Schütze, holsteinisches Idioticon, ein Beitrag zur Volkssittengeschichte. 4 Theile. Hamb. und Altona, 1800 — 1806. 8.

J. K. Dähnert, plattteutsches Wörterbuch nach der alten und neuen pommerschen und rügischen Mundart. Stralf. 1781. 4.

J. Chstph. Schmid, Versuch eines schlesischen Idioticons. Berl. (ohne Jahreszahl.) 8.

(J. Geo. Berndt,) Versuch zu einem schlesischen Idioticon. Stendal, 1787. 8.

J. G. Bock, Idioticon prussicum, oder Entwurf eines preußischen Wörterbuches. Königsb. 1759. 8. (meistens aus den niedersächsischen Mundarten.)

G. F. S. Hennig, preußisches Wörterbuch. Königsb. 1785. 8.

A. W. Hupel, Idioticon der teutschen Sprache in Lief- und Esthland. Riga, 1795. 8.

Allgemeine Zeitschriften und Sammlungen für die Geschichte der teutschen Sprache.

Beiträge zur kritischen Historie der teutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Mitgliedern der teutschen Gesellschaft in Leipzig. 8 Theile (jeder von 4 Stücken.) Leipz. 1732 — 44. 8.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste (Fortsetzung der vorigen Sammlung) 10 Bände (jeder von 6 Stücken). Leipz. 1745 — 50. 8.

Bodmer und Breitinger, kritische Briefe. Zürich, 1746. 8. — 3te Aufl. 1763. — Neue kritische Briefe. Zürich, 1749. 8.

J. Fr. Heynatz, Briefe die teutsche Sprache betreffend. 6 Theile. Berl. 1771 — 1775. 8. — Neue Beiträge zur Verbesserung der teutschen Sprache. 16 Stück. Küstrin, 1801. 8.

Der teutsche Sprachforscher (von Fulda, Nast ꝛc.) 2 Theile. Stuttg. 1777. f. 8.

J. Chstph. Adelung, Magazin für die teutsche Sprache. 2 Bände (jeder von 4 Stücken). Leipz. 1781 f. 8.

J. C. C. Rüdiger, neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde. 5 Stücke. Leipz. 1783. ff. 8. (1s. Stück, N. A. Halle, 1796.)

Journal von und für Teutschland. (Redacteur: von Bibra und Göckingk.) 9 Jahrgänge. Nürnb. 1784 — 1792. 4.

Beiträge zur teutschen Sprachkunde, vorgelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 2 Theile. Berl. 1794 f. 8.

Joach. Heinr. Campe, Beiträge zur Beförderung der fortschreitenden Ausbildung der teutschen Sprache. 9 Hefte. Braunschw. 1795 ff. 8.

51.

Eintheilung der Geſchichte der teutſchen Sprache nach Zeiträumen.

So wie eine beglaubigte und feſte Volks- und Staatsgeſchichte erſt mit der Vereinigung mehrerer einzelner Völkerſchaften zum Leben im Staate, und mit der Begründung einer dauerhaften Verfaſſung und Regierung im Staate anhebt; ſo beginnt auch die Bildung und der Fortſchritt der Sprache eines Volkes erſt unter dem Einfluſſe einer ſichern Staatsverfaſſung und Regierung. Da nun die Mehrheit der einzelnen teutſchen Völkerſchaften zuerſt unter Karl dem Großen zu Einem politiſchen Ganzen vereinigt ward, obgleich das eigentliche Teutſchland unter ihm und ſeinem Sohne Ludwig nur einen Theil des großen Frankenreiches bildete, und Teutſchland erſt unter Karls Enkel, Ludwig dem Teutſchen, zur politiſchen Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit vom Reiche der Franken gelangte; ſo kann auch die beglaubigte Geſchichte der teutſchen Sprachbildung erſt mit Karl dem Großen anheben, und alles, was vor der Regierung Karls liegt, muß in der Vorgeſchichte der teutſchen Sprachbildung kurz zuſammengeſtellt werden.

Es zerfällt daher die Darſtellung der Geſchichte der Ausbildung der teutſchen Sprache in die Vorgeſchichte, und in vier einzelne Zeiträume.

Die Vorgeſchichte enthält eine kurze Ueberſicht über die Ueberreſte der teutſchen Sprache, aus der Zeit von der erſten Ankündigung der teutſchen Völkerſtämme in der Geſchichte bis auf Karl den Großen (von x — 768.).

Der erſte Zeitraum reicht von Karl dem Großen bis herab auf die Zeiten der Minneſänger (von 768 — 1170.)

Der zweite Zeitraum beginnt mit den Minneſängern und endigt mit Luthers Bibelüberſetzung (von 1170 — 1534.)

Der dritte Zeitraum umschließt die Schicksale der teutschen Sprache seit Luthers Bibelübersetzung bis auf die Zeit der beginnenden klassischen Sprachbildung im Jahre 1740 (von 1534—1740.)

Der vierte Zeitraum endlich vergegenwärtigt die Geschichte der teutschen Sprachbildung von dem Jahre 1740 bis auf unsere Zeiten (1740 — 1820.)

52.

Geschichtliche Resultate über die germanische Vorzeit.

Wenn gleich die Urstämme der Teutschen, nach allen Spuren der Geschichte, entschieden aus Asien eingewandert sind; so können doch die Zeiten, wann diese Einwanderung geschah, so wenig, wie die Verhältnisse, nachgewiesen werden, unter welchen der Aufbruch dieser Stämme aus Asien erfolgte. Viele neuere Sprachvergleichungen scheinen übrigens, außer andern geschichtlichen Winken *), daraufhinzuführen, daß die germanischen Urstämme den Persern, und selbst den Indiern verwandt sind. Besonders deuten die ältesten Sagen des Nordens auf Osten hin; so namentlich die uralte Ueberlieferung von Odins Einwanderung aus dem Lande der Asen, und vieles in der nordischen Mythologie, in welcher man sogar in neuern Zeiten eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem über Indien und Thibet verbreiteten Buddhaismus hat entdecken wollen.

Wenn nun auch diese Ansichten unserer Zeit noch tiefer begründet und weiter verfolgt werden müssen, bevor sie auf

*) Herodot fand unter den Persern (1, 125.) einen Stamm Germanen, und der persische Geschichtsschreiber Mirchond führt aus ältern einheimischen Quellen an, daß das Land jenseits des Oxus vormals Dschermania (Germania) geheißen habe. — Büsching (in seiner Schrift: über den Gott Tyr, Bresl. 1818.) versucht es, die ursprüngliche Naturverehrung, deren Spuren und Ueberreste selbst zu Tacitus Zeiten unter den Teutschen noch nicht ganz verschwunden waren, mit dem Naturdienste der alten Indier in eine genaue Verwandtschaft zu bringen. Ihm ist Wodan — oder nach einer andern Namensbezeichnung Tyr — einerlei mit dem indischen Buddha und dem persischen Tyr.

geſchichtliche Gültigkeit Anſpruch machen können; ſo kündigt ſich doch in den Ueberlieferungen der Geſchichte theils die urſprüngliche Stammesverwandtſchaft der im Norden einwandernden, und der das eigentliche Teutſchland allmählig bevölkernden germaniſchen Stämme, theils aber auch die frühzeitige Trennung beider in Hinſicht der Ausbreitung über gewiſſe Erdſtriche, ſo wie in Hinſicht der von ihnen erreichten Kultur, unverkennbar an *). — Alle ſorgfältig geprüfte Spuren des

*) Mit dieſer Anſicht ſtimmt im Ganzen einer der erſten und gelehrteſten Forſcher des nordiſchen Alterthums, der Biſchoff Fr. Münter in ſ. Abhandl. überein: die Religion des Nordens vor den Zeiten Odins; in Stäudlin's und Tzſchirner's Archiv für alte und neue Kirchengeſch. 3n Bds 2tes Stück. (Leipz. 1816. 8.) S. 251 ff. (nur daß er am Schluſſe den letzten Odin für einen Schamanen und ſeine Reformation für lamaiſchen Prieſterbetrug erklärt, — Behauptungen, denen der Charakter des nordiſchen Alterthums, und der einfache hohe Sinn der Edda's widerſpricht.) Er nimmt an, geſtützt auf den beim Strabo (L. XI. c. 2. §. 11.) vorkommenden Namen der Aſpurgianer, welche auch Alanen hießen, ſich ſelbſt aber Aſen nannten, daß der nach dem Norden ziehende Stamm der Gothen von den Bergrücken und Thälern des Kaukaſus ausgegangen ſey. Von dieſen Gothen unterſcheidet er diejenigen Völkerſchaften, welche bereits früher feſten Fuß im Norden gefaßt hatten, und, obgleich auch aſiatiſchen Urſprungs, doch mit den edlern Söhnen des Kaukaſus auf keine Weiſe verwandt waren. Dieſe frühern Völker heißen in den alten Sagen der nordiſchen Vorzeit Thußen, Jetten, und vorzüglich Trolde; die jetzigen Finnen und Lappen hält Münter für ihre Abkömmlinge; ihren Urſprung aber ſucht er, wie den der Mongolen und Tataren, in den Thyrſageten und Maſſageten der alten Geſchichte. Mit dieſen rohen Söhnen der Natur, die wahrſcheinlich troglodytiſch in den Gebirgsklüften und unter der Erde wohnten, und dem gröbſten Fetiſchismus huldigten, hatten die ſpätern Ankömmlinge aus Aſien (die Gothen) lange zu kämpfen, bevor ſie beſiegt wurden. Die dunklen Sagen von den Trolden, als unterirdiſchen Dämonen und mächtigen Gebirgsgeiſtern, führen darauf hin, daß jene Stämme noch oft aus ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln in den Gebirgen ihre Beſieger überfielen, und ſich denſelben durch Raub und Mord furchtbar machten; denn es iſt wahrſcheinlich, daß Viele von denen, die ſich der Reformation des letzten Odins nicht unterwerfen wollten, in den Gegenden von Finnland und Permien einen Zufluchtsort geſucht haben. — Die Cimbern und Teutonen, welche, ungefähr im Zeitalter des macedoniſchen Alexanders, durch eine der vielen Waſſerfluthen, die der cimbriſchen Halbinſel und wahrſcheinlich der Oſtſee ſelbſt allmählig ihre jetzige Geſtalt gegeben haben, aus ihren alten Sitzen vertrieben wurden, fielen in Germanien ein, und durchzogen es mehrere Menſchen-

Vordringens einzelner germanischer Stämme nach dem Norden und der Einwanderung anderer germanischer Stäm-

---

alter hindurch, bis sie von dem Marius bezwungen wurden. Alle ältere Nachrichten stimmen für die nördlichen Wohnsitze dieser Völker; nur daß, bei ihrem Weiterziehen nach Süden, mehrere germanische Stämme ihnen sich anschlossen. — Die Verwandtschaft der nordischen Sprachen mit den germanischen Mundarten kann nur aus dem gemeinschaftlichen Ursprunge der Skandinavier und Teutschen hergeleitet werden. Daß aber Teutschland vom Norden aus sollte bevölkert worden seyn; oder daß teutsche Kolonieen sich jenseits der Ostsee sollten angesiedelt haben; ist beides gleich unwahrscheinlich. Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, daß beide Völkerstämme aus mildern asiatischen Gegenden ausgewandert sind, aber verschiedene Wege gewählt und verschiedene Wohnplätze gefunden haben. Die Religion der alten Teutschen ist uns nur sehr unvollständig bekannt. Doch geben, theils die römischen, theils die fränkischen und die ältesten teutschen Schriftsteller, uns so viel Licht, daß wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen können, im Ganzen habe der alte Teutsche dieselben Gottheiten verehrt, denen der Skandinavier huldigte, wenn gleich die einzelnen Stämme ihre Familiengötter und Schutzgeister gehabt haben, denen im Norden keine Opfer dargebracht wurden. Allein die Aehnlichkeit der Religionsbegriffe im Allgemeinen führt uns eben so sehr, als die Uebereinstimmung der Sprachen, auf die Annahme eines gemeinschaftlichen Stammes, aus dem alle diese Völker entsprungen sind, und dies wieder auf die Gegenden ihrer ersten Heimath in Asien. Nach Suhms Forschungen war der, sehr allgemein verehrte, Thor einerlei mit dem Taranis der gleichfalls aus Asien in Europa eingewanderten Celten. Die Dagestaner, die nichts von tatarischer Abstammung wissen wollen und sich für Brüder der Schweden halten, brauchen den Namen Odin zur Bezeichnung eines angesehenen Mannes, und selbst unter den heidnischen Tataren hat man Spuren der Verehrung Odins durch Menschenopfer gefunden. Wahrscheinlich würde eine genauere Bekanntschaft mit den Religionsbegriffen der im Kaukasus wohnenden und aus demselben ausgewanderten heidnischen Stämme noch auf manche andere Spuren von Uebereinstimmung mit den Meinungen der alten Skandinavier führen. Wo aber diese keine Aufklärungen gewährten, dürften Vorstellungen der lamaischen Religion das Mangelnde ersetzen; denn die drei Hauptgötter des Nordens, Thor, Odin und Freyr, scheinen mit den drei Principien der lamaischen Religion verwandt zu seyn, so wie auch der Glaube an Seelenwanderung, und an Incarnation göttlicher Wesen. Der uralte nordische Mythus von drei Göttern (S. 269 f.) hat Aehnlichkeit mit den Trimurti's der Hindu's, deren älteste Sprache, das tonreiche Sanscrit, die Wurzel der skandinavischen Dialecte zu seyn scheint, so wie es wahrscheinlich ist, daß die germanischen Sprachen aus dem gleichfalls vom Sanscrit abstammenden Altpersischen entsprungen sind. „Dieses ist wenigstens die Meinung unsrer nordischen Sprachforscher von der Filiation der

me in das eigentliche, später nach ihnen genannte, Teutschland führen darauf hin, daß Skandinavien und Teutschland nicht zu Einer Zeit, ja daß selbst Nord- und Südteutschland nicht zu gleicher Zeit und von einem und demselben Volksstamme, bevölkert worden sind *), wenn gleich alle Völkerschaften in Skandinavien, so wie in Nord- und Südteutschland, zu Einem Urvolke der Germanen gehören. Eben so geht aus der Verfolgung jener geschichtlichen Spuren deutlich hervor, daß die Kultur der germanischen Stämme im europäischen Norden früher begann, als im eigentlichen Teutschlande, und daß, in der ersten dunklen Zeit nach der Trennung der nach dem Norden ziehenden und der über das eigentliche Teutschland allmählig sich verbreitenden germanischen Stämme, zwischen beiden die früher bestandene Stammesverbindung nur sehr schwach fortgedauert hat, bis beide in spätern Zeiten, nach der Begründung fester Staatsformen im Norden und im eigentlichen Teutschlande, wieder in neue Berührung kamen **).

---

skandinavischen und germanischen Dialecte." Diese indische Abstammung behauptet auch Nic. Heinr. Julius, in dem Vorberichte zu seiner bibliotheca germano-glottica. S. XXI., so wie sie aus der Sprachlehre zu beweisen suchte: Franz Bopp, über das Conjugationssystem der Sanscritsprache. Ffkt. am Main 1816. 8. — Vergl. Othmar Frank, über dynamische Spracherzeugung und Vergleichung der persischen, indischen und teutschen Sprache und Mythen. Nürnb. 1813. 8.

*) Man hat in neuern Zeiten auf den Abstand in Tracht, Sitte, Lebensweise und Verfassung zwischen den Sassen und Sveven, welche schon die Römer unterschieden, aufmerksam gemacht, und die ersten mit ihrer höhern Bildung aus Indien und Persien, die zweiten von den umherziehenden Völkerschaften Mittelasiens abzuleiten gesucht.

**) Seit dem zwölften Jahrhunderte reiseten Isländer und andere Skandinavier nach Teutschland, theils um sich zu geistlichen Aemtern vorzubereiten, theils als Erzähler und Vorleser (wandernde Declamatoren) wunderbarer Heldengedichte aufzutreten; so wie sich seit dieser Zeit teutsche Dichter an den Höfen nordischer Fürsten finden, und die Stiftung der Hanse das große Mittel des neuen Völkerverkehrs ward.

53.

Fortsetzung.

Mag gleich in der reichen und vielseitig ausgebildeten Mythologie des Nordens noch immer das Frühere und das Spätere nicht genau unterschieden worden seyn; so gehört doch diese Mythologie in ihren Grundzügen dem höchsten nordischen Alterthume an; stammt wahrscheinlich in den ersten Grundzügen vom Boden Asiens, erhielt aber, unter den Einflüssen des nordischen Klima und der gesammten äußern Verhältnisse der daselbst zu festen Wohnsitzen gelangenden Stämme, ein unmittelbares örtliches Gepräge; und ist, wie bei andern alten Völkern, eine innige Verschmelzung von Dichtkunst und Religion, so daß die nordische Mythologie den religiösen Glauben der skandinavischen Völker versinnlichte, und nicht blos das Eigenthum der nordischen Dichter — der Skalden — war und blieb, wenn gleich die mannigfaltigen Ausbildungen und Schattirungen der nordischen Mythologie diesen Skalden angehören.

54.

Die skandinavischen Teutschen.

Die germanischen (gothischen) Stämme, welche in Zeiten, die keine beglaubigte Geschichte erreicht, nach dem Norden zogen, verbreiteten sich über die dänischen Inseln, über Island, Norwegen und Schweden, und kämpften lang mit den troglodytischen Urbewohnern des Nordens, die früher wahrscheinlich auch aus Asien eingewandert, aber dem Volksstamme nach von den Germanen verschieden waren. Im fernsten Alterthume erscheint bereits Island im Glanze einer selbstständigen und vielseitig schattirten Kultur; es findet sich aber keine geschichtliche Spur dafür, (mit Rühs) anzunehmen, daß die isländische Dichtkunst aus der angelsächsischen entstanden sey.

Doch muß eine doppelte Edda aus zwei verschiedenen Zeitaltern unterschieden werden. Die ältere ist einfach

und riesenhaft in ihren Bildern; die jüngere reicher und zusammengesetzter; auch ist die ältere ärmer an Götternamen und Thaten. Die zweite, ausgeschmücktere, heißt vorzugsweise die Asalehre, nach den Asen, dem neuen Göttergeschlechte, das mit dem jüngern Odin (und den Gothen) im Norden einwanderte und von ihm abstammte. —

Was man mit dem Namen der alten Edda belegt, ist eine Sammlung uralter Lieder, welche nordische Mythen, vorzüglich aus der altnordischen Götterlehre, in sich fassen. Diese Sammlung machte aus den vorhandenen Ueberlieferungen ein gelehrter isländischer Geistlicher, Sämund Sigfusson, der im Jahre 1133 starb. Sie heißt nach ihm die Sämundische Edda. — Mehr als hundert Jahre später schrieb der Geschichtsschreiber Snorre Sturleson († 1241) ein Handbuch für Dichter, in welchem er den Inhalt der alten Lieder in eine Art von System und Cyklus brachte, wobei er wahrscheinlich die Sämundische Sammlung benutzte, wiewohl er auch selbst die alten Skaldengesänge gesammelt hatte. Diese prosaische Sammlung heißt die jüngere oder Snorroische Edda. Weil dieselbe von Resen im Jahre 1665 herausgegeben ward; so führt sie auch den Namen der Resenischen Edda. — Von der ältern war nur wenig bekannt, bis seit 1787 zwei Theile davon zu Kopenhagen erschienen, von welchen der erste 13 mythische Lieder, der zweite 22 epische Gedichte, zum Theile nur Bruchstücke, enthält. (Vor dem Erscheinen des zweiten Theiles wurden die epischen Gedichte derselben durch eine Ausgabe von Hagen, Berl. 1812, — aber ohne Kritik, — und besser durch die Brüder Jacob und Wilh. Grimm, Berl. 1815, bekannt gemacht; denn Hagen und die Brüder Grimm hatten sich Abschriften davon aus Kopenhagen verschafft.)

Nic. Heinr. Julius, bibliotheca germano-glottica; oder Versuch einer Literatur der Alterthümer der Sprachen und Völkerschaften der Reiche germanischen Ur-

sprungs und germanischer Beimischung. Hamb. 1817. 8. (ein sorgfältiges literär. Register, mit einem gelehrten Vorberichte.)

Eine sehr gründliche Darstellung der neuern Bemühungen, die älteste nordische Kultur und Literatur aufzuklären, enthält der Aufsatz von W. C. Grimm: die altnordische Literatur in der gegenwärtigen Periode; — im Hermes St. V. (oder Jahrg. 1820, St. 1) S. 1 ff.

Edda Saemundar hinns fróda. Edda rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta. Pars I. Odas mythologicas, a Resenio non editas, continens. Cum interpretatione latina. Hafniae, 1787. 4. — Pars II. Odas mythico - historicas continens. Hafn. 1818. (Ein dritter Theil soll mit Nachträgen zum ersten Theile, und mit den von Resen herausgegebenen Oden Völuspá und Hakamál schließen; dann ist die ganze alte Edda gedruckt.)

Edda Islandorum; anno Christi 1215 islandice conscripta per Snorronem. Islandice, danice et latine edidit Petr. Joa. Resenius. Hafniae, 1665, 4.

Die isländische Edda, d. i. die geheime Götteslehre der ältesten Hyperboräer ꝛc. enthaltend 1) das sybillinische Carmen, die Voluspåh genannt; 2) des Odins Sittenlehre, Hava oder Hars Mål; 3) 33 Dómosagen oder Fabeln ꝛc. teutsch, mit Erklärung von Jac. Schimmelmann. Stettin, 1777. 4.

(Einzelne nordische Mythen hatten bereits Herder in den Volksliedern, und Denis in den Liedern Sineds des Barden neugestaltet.)

Altnordische Lieder und Sagen, welche zum Fabelkreise des Heldenbuches und der Niebelungen gehören. Mit einer Einleitung über die Geschichte und das Verhältniß dieser nordischen und teutschen Dichtungen durch Fr. Heinr. von der Hagen. Auch mit dem Titel: Lie-

der der ältern oder sämundischen Edda. Berl. 1812. 8. — Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreise des Heldenbuches und der Niebelungen gehören. (Jüngere Edda, Volsunga, Blómsturwalla und Ragnar-Lodbroks Saga) herausgeg. v. Fr. Heinr. von der Hagen. Breslau 1813. 8. (Vergl. Jen. LZ. 1815, Ergänzungsbl. N. 84.) — Hagens nordische Heldensagen. 3 Theile. Bresl. 1814. 8. (Vergl. Hallesche LZ. 1816, N. 197.)

Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. 1r Bd. Berl. 1815. 8. (Vergl. Götting. Aug. 1815, St. 110.) — Wilh. Grimm, altdänische Heldenlieder. Heidelb. 1811. 8.

Für die isländische Geschichte sind wichtig: Nials-Saga, historia Niali et filiorum, islandice et latine cum glossario. Hafn. 1809. 4. und Egils-Saga, s. Egilli Skallagrimii vita, islandice et latine. Hafniae, 1809. 4. — Beide sind prosaische Sagen. Die Niáls-Saga (wahrscheinlich von Sämund Frode im Anfange des zwölften Jahrhunderts geschrieben), in welcher die dialogische Form vorherrscht, ist die Geschichte eines ganzen isländischen Stammes, und vergegenwärtigt das öffentliche Leben und das Rechtsverfahren jener Zeit in Island. Grimm (im Hermes St. V.) sagt davon: „Welche großartige, edle Gesinnung bricht hier mitten durch die Verwilderungen eines meist auf die bloße Naturkraft gestützten Lebens!“ — Die Egils-Saga umschließt hauptsächlich das Leben Egils, greift aber durchgehends in die Geschichte des Landes ein. In ihr ist das geschichtlich Beglaubigte mit dichterischen Sagen vermischt. — Dazu gehört die Sturlúnga-Saga, von welcher, ohne dänische und teutsche Uebersetzung, blos isländisch, der erste Theil in zwei Abtheilungen 1817 und 18 zu Kopenhagen erschienen ist. Sie enthält die Geschichte der bürgerlichen Unruhen, welche die vorzüglichsten Geschlechter

in Island entzweiten; sie hebt mit dem Jahre 1116 an, und endigt mit der freiwilligen Unterwerfung der Insel unter den König Norwegens, Hagen Hagensen im Jahre 1261.

A. E. Afzelii specimina III poeseos gentium septentrionalium antiquissimae. Upsalae, 1799. 4.

P. F. v. Suhm, historische Darstellung der nordischen Fabelzeit. 2 Theile. Teutsch von Gräter. Leipz. 1803 f. 8.

Fr. Joh. Scheller, Mythologie der nordischen und andern teutschen Völker. Neuburg, 1804. 8. (Compilation aus Gräters Bragur u. a.)

Pt. Erasm. Müller, über die Echtheit der Asalehre, und den Werth der Snorreschen Edda. Aus der dän. Handschrift übersetzt von L. C. Sander. Kopenh. 1811. 8. (Der Verf. betrachtet die jüngere Edda als ein von Mehrern überarbeitetes, theilweise vermehrtes, Werk, und vertheidigt die Echtheit der Asalehre durch äußere, aus der jüngern Edda selbst geschöpfte, Gründe. Es können im Ganzen ungefähr 280 Skalden angenommen werden, von welchen einige sich in das heidnische Zeitalter verlieren; von den andern aber kann die Zeit, in welcher sie lebten, bestimmt angegeben werden.) — Derselbe, über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie; nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte. Aus dem Dänischen von Sander. Kopenh. 1813. 8. (Hier wird bewiesen, daß die meisten geschichtlichen Sagen schon vor dem zwölften Jahrhunderte niedergeschrieben waren. Vergl. Gött. Anz. 1814, N. 175.) — Desselben Sagaenbibliothek des skandinavischen Alterthums in Auszügen mit literär. Nachweisungen. Erster Theil. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von Karl Lachmann. Berl. 1816. 8. (Der Verf. begann in derselben von allen, auf unsere Zeit gekommenen, nordischen Sagen eine Uebersicht zu liefern.) Die Sagen sind, nach ihrem Hauptinhalte, in

drei Klassen getheilt; der erste Theil enthält zunächst die isländischen. Sie sind nach dem Zeitalter geordnet, in welchem sie niedergeschrieben wurden. — Von dem dänischen Originale ist 1818 zu Kopenhagen der zweite Theil erschienen. Ein dritter Theil soll das Werk beendigen.)

P. F. Stuhr, von dem Glauben, dem Wissen und der Dichtkunst der alten Skandinavier. Kopenh. 1815. 8.

R. Nyerup, Wörterbuch der skandinavischen Mythologie. Aus der dänischen Handschrift des Vfs. mit Anmerkungen teutsch übersetzt v. Sander. Kopenh. 1816. 8. (Die Einleitung S. 1—61 enthält eine Geschichte des Studiums der nordischen Mythologie bis zum Jahre 1814.)

Ernst Chstn Trautvetter, der Schlüssel zur Edda. Berl. 1815. 8. (vergl. Leipz. LZ. 1816, N. 31.)

Fr. D. Gräter, Bragur, ein literarisches Magazin der teutschen und nordischen Vorzeit. 7 Bände. Leipz. 1791 1802. 8. (Vom vierten Bande an auch mit dem Titel: Braga und Hermode, oder neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer, Kunst und Sitten. — Zu diesem Werke gehört: allgemeines Repertorium der sechs ersten Bände der Bragur; nebst einem Versuche einer vollständigen Literatur aller in den sechs letzten Jahren des 18ten Jahrhunderts über das vaterländische Alterthum erschienenen in- und ausländischen Schriften, von Karl Teutholb Heinze. Leipz. 1803. 8.)

Die Schriften der dänischen Gelehrten (Thorlacius, Suhm, Grundtvig, Rask, Magnussen u. a.); der Schweden (Ihre, Afzelius ꝛc.) in ihren Muttersprachen über die nordische Mythologie geschrieben, können hier nicht aufgeführt werden.

Als Gegner der Edda müssen genannt werden:

Aug. Ludw. Schlözer, isländische Literatur und Geschichte. Gött. 1773. 8.

J. Chstph. Adelung, im 2ten und 4ten Bande von Becker's Erhohlungen. (Er erklärte das skandinavische Religionssystem für eine Nachahmung des christlichen, durch fremde Namen, ungeheuere Bilder und unbekannte Hindeutungen mehr oder weniger verdunkelt, ja (Th. 2, S. 112) „daß die alten skandinavischen Sagen und Religionsbegriffe den isländischen Spinnstuben ihr Daseyn zu verdanken hätten.")

H. Delius, was wissen wir von dem Glauben der Völker im skandinavischen Norden? in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie, Th. 7., St. 1, S. 69 ff., womit dessen (gelehrte, aber hypothesenreiche) Abhandlung: über die Religion der alten Teutschen, Ebend. Th. 6, St. 2, S. 245 ff. und Th. 7, St. 1. S. 1 ff. mit der Angabe der einzelnen germanischen Gottheiten zu vergleichen ist.

Fr. Rühs, Versuch einer Geschichte der Religion, Staatsverfassung und Kultur der alten Skandinavier. Gött. 1800. 8. — Unterhaltungen für Freunde altteutscher und altnordischer Literatur. Berl. 1803. 8. — Die Edda, nebst einer Einleitung über nordische Poesie und Mythologie. Berl. 1812. 8. (Vergl. Leipz. LZ. 1812. No. 287 f. und Heidelberg. Jahrb. 1812, Oct.) — Ueber den Ursprung der isländischen Poesie aus der angelsächsischen. Nebst vermischten Bemerkungen über die nordische Dichtkunst und Mythologie. Berl. 1813. 8.

Ueber den Werth und Gebrauch der nordischen Mythologie erklärt sich ein Kenner derselben — W. Grimm — (Hermes V, S. 48 ff.) sehr richtig: „die griechische Mythologie behält den Vortheil, bei dem fortgesetzten Umgange mit den Werken der Griechen und Römer uns als symbolischer Ausdruck des Geistigen geläufiger zu seyn. Die nordische dafür einzusetzen, würde

theils unausführbar ſeyn, weil eine ſo durchdringende Bekanntſchaft derſelben ſich nicht wohl erzeugen kann; theils auch keinen Gewinn, vielmehr Verluſt bringen, weil ſie bei weitem nicht ſo reichliche Ausbeute und ſo feine Unterſcheidungen liefert. Sie indeſſen daneben, ſo viel paſſend und ungezwungen geſchehen kann, auf gleiche Weiſe anzuwenden, kann immer vortheilhaft ſeyn; nur iſt die griechiſche Mythologie ungleich mehr zu ſinnlichem und dichteriſchem Gebrauche verarbeitet, und wird ſich den Gedanken leichter darbieten. Dabei kann gar wohl beſtehen, daß die nordiſche den urſprünglichen und tiefen Sinn nicht ſelten reiner erhalten hat. Am unglücklichſten iſt aber der Gedanke, die nordiſche Mythologie zum Gegenſtande der bildenden Künſte zu machen. Die bildende Kunſt iſt nie im Norden mit einigem Erfolge geübt worden; alſo nicht einmal an eine erträgliche Nachahmung wäre zu denken. — Allein ein gleicher Mißgriff würde es ſeyn, wenn man die mythiſchen Lieder der Edda, deren Verſtändniß oft den mühſamſten Forſchungen ſich nicht öffnet, durch elegante und kunſtmäßige Bearbeitungen bei uns einführen wollte. — Nächſt dem einheimiſchen teutſchen Alterthume iſt aber das nordiſche das wichtigſte, oder es iſt vielmehr als ein Theil deſſelben zu betrachten. Wir dürfen uns hier eines glücklichen Verhältniſſes freuen, indem das germaniſche Element unſerer Bildung, mit welchem ſchon früh, aber mit verſchiedenem Gewichte ſeit der Zeit der Völkerwanderung, das römiſche zuſammenkam, in dem abgetrennten Norden reiner und ungeſtörter ſich erhielt und fortbildete. Dieſer ward erſt durch die Einführung des Chriſtenthums, deſſen Herrſchaft nicht eher, als im eilften Jahrhunderte, durchgedrungen war, ähnlichen Einflüſſen geöffnet, und trat mit Teutſchland in eine gleiche Bahn. Das nordiſche Alterthum verhält ſich daher zu dem teutſchen, wie die Sprache abgeſchloſſener Thäler und Berge

zu der, welche sich in den Städten der offenen Landschaft aus vielfach bewegtem Leben und durch die von allen Seiten zuströmenden Einwirkungen gebildet hat. Jene ist in sich vollkommen geblieben, diese reicher an Mitteln geworden."

Interessante Resultate enthält der Aufsatz von R. K. Rask: über die norwegischen, schwedischen und isländischen Literaturen und Sprachen; in den Wiener Jahrbüchern, 1819. Th. 2, Anzeigeblatt, S. 12 ff. „die isländische Sprache ist die uralte skandinavische, wovon das jetzige Dänische und Schwedische herstammen; sie wird noch fast ganz unverändert über die ganze Insel gesprochen, geschrieben, gepredigt und in allen gerichtlichen Verhandlungen gebraucht. In Dänemark und Schweden hat man von dieser gemeinschaftlichen Ursprache keine Denkmäler, als einige von den ältesten Runensteinen; doch nähern sich die alten Provinzialgesetze sehr dahin. In Norwegen hat man noch einige geschriebene Gesetze und andere einheimische Bücher, die rein isländisch abgefaßt sind, ehe die Sprache sich noch zu verändern anfing. Das Isländische ist regelrecht und gebildet; es hat eine künstliche Grammatik, ungefähr wie die lateinische."

55.

Die germanischen Völkerschaften im eigentlichen Teutschlande.

Völlig verschieden von den Celten *), unter welchen die Griechen die ihnen unbekannten westlichen Völkerstämme verstanden, die sich über Gallien, Spanien und die brittischen Inseln ausgebreitet hatten, waren die germanischen Völkerschaften, welche die Römer

*) Da diese Verschiedenheit der Teutschen von den Celten jetzt hinlänglich bewiesen ist; so werden die ältern Schriften nicht aufgeführt, welche die Verwandtschaft beider Sprachen beweisen sollten.

ungefähr 120 J. vor dem Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung in der Nähe ihrer Grenzprovinzen kennen lernten, nachdem ſich die Macht Roms über Illyrien (168 v. C.), über das cisalpiniſche Gallien in Oberitalien, und über die Rhonelånder (Narbonensis provincia — Provence — im transalpiniſchen Gallien) bis an die Pyrenåen ausgedehnt hatte. Nach den römiſchen Schriftſtellern war aber damals eine Maſſe germaniſcher Nomadenſtämme über das Land ausgebreitet, das im Süden von den Alpen und der Donau, im Weſten von dem Rheine, im Norden von der Nord- und Oſtſee, und im Oſten durch Sarmatien begrenzt ward. Der älteſte Name dieſer Völker war nicht Germanen, ſondern Teutſche (Teutonen), als Nachkommen und Verehrer des Teut*); denn nach dem Tacitus entſtand der Name Germanen in Gallien, nachdem der Stamm der Tungern daſelbſt vorgedrungen war, welche die galliſchen Celten Hermannen (Kriegsmänner) nannten; eine Benennung, die allmählig von dem einzelnen Stamme auf das ganze Volk überging.

Während alſo zu gleicher Zeit, oder vielleicht ſchon früher, andere teutſche — namentlich gothiſche — Stämme durch Sarmatien nach dem ſkandinaviſchen Norden zogen, und dort, unter örtlichen Verhältniſſen und klimatiſchen Einflüſſen, ihre eigenthümliche Sprache, Mythologie und Verfaſſung ausbildeten, folgten, vom ſchwarzen Meere und von den Mündungen der Donau her, die andern teutſchen Stämme dem Laufe der Donau. Von ihnen wurden die Alpenländer, die hercyniſchen Wälder, die Niederungen am Main und an der Lahn, die Ufer des Rheins und die Binnenländer zwiſchen der Nord- und Oſtſee bevölkert. Von hier gingen die Stämme aus, vor welchen Roms Legionen zitterten. Auf dieſem Boden, im Teutoburger Walde,

*) Nicht blos nach dieſem Namen ſcheint die Schreibung Teutſch den Vorzug vor Deutſch zu verdienen, ſondern auch weil, ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt, alle bedeutende ältere Schriftſteller ſtets ſo ſchrieben.

ward (9 nach Christus) Varus von dem Cheruskerfürsten Hermann, dem Zöglinge römischer Kriegskunst, besiegt, und durch diese Niederlage entschieden, daß das diesseits des Rheins gelegene Teutschland keine römische Provinz, und die teutsche Nation, so wie die teutsche Sprache, in ihrer Selbstständigkeit erhalten ward, wenn gleich noch Jahrhunderte verflossen, bevor sich die teutschen Völkerstämme siegreich über die Provinzen des römischen Westreiches, über Britannien, Spanien, Gallien und Italien verbreiteten, und in Rom selbst (476 nach C.) den letzten Augustus entthronten.

56.

Vorgeschichte der teutschen Sprache (von x bis auf Karl den Großen).

Während die Angeln und Sachsen seit 449 der britischen Inseln sich bemächtigten, die Westgothen und Sveven in Spanien, die Franken und Burgunder in Gallien, und die Ostgothen, so wie später die Langobarden, feste Wohnsitze in Italien begründeten, wo, aus der Vermischung der ursprünglichen teutschen Sprache mit der römischen, die sogenannten romanischen Sprachen sich allmählig bildeten, blieben im eigentlichen Teutschlande ein Theil der Franken, die Thüringer, die Alemannen, die Bayern, und im Norden die Sachsen und Friesen zurück, bei welchen sich die teutsche Sprache unvermischt erhielt. Allein vom Osten her rückten ihnen, in den Zeiten nach der Völkerwanderung, die slavischen Stämme nach, und dehnten sich, besonders nach dem Sturze des thüringischen Königreiches durch die Franken und Sachsen (528), in einer weit ausgedehnten Linie von der Ostsee bis ans adriatische Meer aus. Sie überschritten sogar (534) die Elbe, und siedelten sich zwischen der Elbe, Mulde und Saale an, aus welcher Landschaft sie aber zum Theile schon unter den fränkischen Hausmeiern aus der karolingischen Dynastie verdrängt, und endlich unter dem teutschen Könige Hein-

rich I. völlig besiegt wurden, worauf dieser die Marken Meißen und Nordsachsen gegen sie stiftete, und dadurch die Grenzen Teutschlands im Nordosten erweiterte. Nach Abstammung, Religion, Verfassung, Sitte und Lebensweise völlig von den Teutschen verschieden, war auch die Sprache der Slaven eine diesen zahlreichen und mächtigen Völkerschaften eigenthümliche Sprache mit mehrern Mundarten in Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, den Lausitzen, Meißen, Schlesien, Böhmen, Oestreich, Polen und Rußland. In einigen der von den Teutschen allmählig besiegten Slavenländer mußte diese Sprache allmählig völlig weichen (so in Meißen, Brandenburg und Schlesien); in andern erhielt sie sich, besonders im Munde des Volkes, neben der teutschen; in vielen Ländern blieb sie die herrschende und allein geltende.

Ob es nun gleich denkbar bleibt, daß die ältesten teutschen Völkerstämme so gut ihre Barden, wie die Skandinavier ihre Skalden, gehabt hätten, welche, wie Manche annehmen, dem Gotte Tuisko und den teutschen Helden ihre Lieder widmeten; und wenn gleich Karl der Große in seinem Zeitalter ältere teutsche Gedichte sammeln ließ; so führt doch keine geschichtliche Thatsache auf solche Barden hin, und Tacitus (de situ, moribus et populis Germaniae. cap. 3.) kennt blos die Baritus (nach Ernesti: Barditus), das Schlachtgeschrei der Teutschen. Schwerlich dürften sich auch noch Ueberreste der teutschen Dichtkunst aus jener Vorzeit auffinden lassen.

Das älteste Denkmal teutscher Sprache bleibt daher die Bibelübersetzung des Ulphilas, welcher zwischen 360 — 380 n. C. Bischoff der in Dacien, Thracien und in Mösien am schwarzen Meere wohnenden Gothen (Westgothen), und im griechischen Reiche gebildet worden war. Die mösogothische Sprache, in welche Ulphilas die Evangelien aus dem Griechischen mit ängstlicher Treue übersetzte, war eine selbstständige teutsche Mundart, in welche er aber für die Bezeichnung von Begriffen, die damals noch

nicht in dem Kreise seines Volkes lagen, Wörter aus dem Griechischen, Celtischen und Scythischen aufnehmen, und nach diesen auch das damals übliche Alphabet gestalten mußte.

Es existiren zwei codices von dem Ulphilas; der sogenannte codex argenteus jetzt zu Upsala, und der codex carolinus zu Wolfenbüttel. — Ausgaben davon:

Ulphilae versionem gothicam nonnullorum capitum epistolae Pauli ad Romanos, e litura codicis cujusdam manuscripti rescripti, qui in augusta apud Guelpherbytanos bibliotheca adservatur, una cum variis variae literaturae monimentis hucusque ineditis, eruit, commentatus est Franc. Ant. Knittel. Brunsv. 1761. 4.

Joh. ab Ihre, scripta, versionem Ulphilanam et linguam moesogothicam illustrantia, ab ipso auctore emendata, novisque accessionibus aucta, jam vero ob praestantiam ac raritatem collecta, et una cum aliis scriptis similis argumenti edita ab Ant. Frid. Büsching. Berol. 1773. 4.

Ulphilas gothische Bibelübersetzung, die älteste germanische Urkunde, nach Ihre's Texte, mit einer grammatisch-wörtlichen lateinischen Uebersetzung zwischen den Zeilen, samt einer Sprachlehre und einem Glossar, ausgearbeitet von Fr. Karl Fulda, das Glossar umgearbeitet von W. F. H. Reinwald ꝛc. mit Anmerkungen und einer historisch kritischen Einleitung herausgegeben von J. Christ. Jahn. Leipz. 1805. 4.

Nach öffentlichen Nachrichten hat der Bibliothekar Maj in Mailand in der ambrosianischen Bibliothek zwei Handschriften aufgefunden, aus welchen des Ulphilas mösogothische Uebersetzung der 13 Briefe Pauli, von welchen bis jetzt nur ein Bruchstück des Briefes an die Römer bekannt war, vollständig hergestellt werden soll. Außerdem hat er in codicibus rescriptis auch

Bruchstücke zur Ergänzung der ulphilanischen Evangelienübersetzung, einen grossen Theil einer mösogothischen Homilie, und ein Stück der mösogothischen Uebersetzung des Buches Esra und Nehemias gefunden. Die erste Probe davon erschien: Ulphilae partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum specimen. Mediol. 1819. 4. Sie enthält den gothischen Text, mit der lateinischen Uebersetzung und dem griechischen Texte von Stellen aus dem Esra, Nehemias, Matthäus, aus den Briefen an die Philipper, an Titus und Philemon; Bruchstücke einer Homilie, eines gothischen Kalenders u. s. w.

57.

Fortsetzung.

Während in Italien die mit dem Theoderich — einem Zöglinge byzantinischer Bildung — begonnene Kultur der Ostgothen, in den politischen Stürmen nach seinem Tode (526) unterging, blieb im Frankenreiche unter der merovingischen Dynastie die teutsche Stammsprache der Franken die Sprache des Volkes und Hofes; nur daß die Geistlichkeit, nach dem Uebergange der Franken zum Christenthume, in allen schriftlichen Urkunden der lateinischen Sprache sich bediente, weil die teutsche Sprache dieser Zeit zum Schreiben im Ganzen noch zu roh und unbehülflich war. Doch ward, wie aus den Verordnungen der Kirchenversammlungen zu Tours (813) und zu Arles (851) erhellt, noch im neunten Jahrhunderte im Frankenreiche in teutscher Sprache gepredigt. Eben so blieb unter den ersten Königen des Frankenreiches aus der karolingischen Dynastie (unter Pipin, Karl und Ludwig), wie unter den Merovingern, die teutsche Sprache die herrschende, bis nach der Theilung der karolingischen Monarchie (im Jahre 843) Karl der Kahle der erste König des eigentlichen, von dem übrigen Teutschlande und Lothringen getrennten, Frankenreiches ward.

Die häufigen Theilungen des Reiches unter den schwachen merovingischen Königen, die furchtbaren Zerrüttungen im Innern, und die auswärtigen Kämpfe während dieser Zeit mußten nothwendig auf die geistige Entwickelung und auf die Bildung der Sprache nachtheilig einwirken. Doch ist es wahrscheinlich, daß manche dichterische Sagen und Lieder diesem kriegerischen Zeitalter angehörten, die sich nicht erhalten haben. Vielleicht gilt von der Sammlung dieser unter Karl dem Großen, was man gewöhnlich auf Bardenlieder aus der ältesten Vorzeit der Teutschen bezieht. Unverkennbar wirkte die Ankunft Winfrieds (Bonifacius) in Teutschland im zweiten Viertheile des achten Jahrhunderts, und seine Unterstützung von den fränkischen Hausmeiern in Austrasien, wohlthätig auf die Entwickelung der Teutschen durch das Christenthum.

Aus dieser Zeit vor Karl dem Großen hat sich nur wenig von Sprachdenkmälern erhalten. Dahin gehört:

1) eine prosaische fränkische Uebersetzung der theologischen Schrift des spanischen Erzbischoffs Isidor von der Geburt des Herrn, aus dem siebenten, wo nicht schon aus dem sechsten Jahrhunderte; nächst dem Ulphilas, das älteste Bruchstück teutscher Sprache. (Es steht in der zweiten Abth. des ersten Theiles von Schilteri thesaurus, besonders paginirt S. 1 — 12, mit lateinischer Uebersetzung, und in Michaeler's tabul. antiq. teut. linguae dialectorum. Part. 3, pag. 84.); —

2) das Fragment aus einer alten Rittergeschichte aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts. (Es steht in J. Geo. Eckharti commentariis de rebus Franciae orientalis. [2 Tom. Würceb. 1729. fol.] T. 1. p. 864 sqq.) Der Verfasser war wahrscheinlich ein Niedersachse, der sich bemühte, fränkisch zu schreiben. Es ist weder rein fränkisch, noch rein niedersächsisch, sondern eine Mischung niedersächsischer Wörter mit dem altfränkischen.

Man kann dieses Bruchstück als einen Vorläufer des Niebelungenliedes und des Heldenbuches betrachten *);

3) die prosaische Uebersetzung der Regel des heiligen Benedicts in das Teutsche (in die fränkische Mundart) durch den Mönch von St. Gallen Kero, in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, welche aber noch das Gepräge der sklavischen Nachahmung des Lateinischen an sich trägt (Sie steht beim Schilter, T. I. und in Goldasti scriptt. rer. alemann. T. 2. P. 1. p. 71 sqq.);

4) die beiden ältesten teutschen Gedichte aus dem achten (oder neunten) Jahrhunderte: das Lied von Hildebrand und Hadubrand, und das Weißenbrunner Gebet; herausgegeben durch die Brüder Grimm. Kassel, 1812. 4. (womit die Rec. von Docen in der Jen. LZ. 1815 Ergänzungsbl. N. 70 verglichen werden muß, welcher den Vf. des Gebets nicht für einen Franken, sondern für einen Bayer erklärt, der wahrscheinlich aus Sachsen stammte.)

Ins achte oder neunte Jahrhundert gehört auch ein unbedeutendes fränkisches Gebet, das sich in Gräter's Bragur mit Kinderling's Uebersetzung befindet. Seiner wird blos gedacht, weil man aus dem fränkischen Worte Kazungali (Gezüngel oder Redekunst) einen besondern Dichter Kazungali gemacht hatte. Docen, in s. Miscell. Th. 1, S. 24 hat diesen Irrthum berichtigt.

Der erste Versuch, die ältern Sprachüberreste zu sammeln, geschah von:

Melch. Goldast, in s. paraeneticorum veterum Part. I. Insulae ad lacum Acronium. 1606. 4. (Er machte mehrere Gedichte aus der Manessischen Sammlung bekannt, nicht ohne kritische Bearbeitung und Bemerkungen; z. B. des Winsbecke und der Winsbeckin Gedichte; den König Tyrol. ꝛc.)

*) S. Bouterwek, Th. 9. S. 71 ff.

Als Hauptsammlung vieler wichtiger Denkmäler der teutschen Sprache, welche zur Vorgeschichte und zu den beiden ersten Zeiträumen der Geschichte derselben gehören, verdient aber die ehrenvollste Erwähnung:

J. Schilter, thesaurus antiquitatum teutonicarum. Tomi tres. (Primus sacra continet monimenta: francica, alemannica, saxonica; biblica et ecclesiastica. Alter civilia: leges, bella, triumphos etc. morales, item Alemannorum paraeneticos. Tertius glossarium teutonicum.) Opus ex autographis b. autoris datum e Museo Joh. Christian. Simonis. Ulmae, 1728. fol.

Einige der ältesten teutschen Sprachüberreste stehen auch in der Schrift von:

J. Georg Eccard, incerti monachi Weissenburgensis catechesis theotisca, saeculo IX. conscripta. Hanov. 1713. 8. (Sie enthält das Vaterunser in alemannischer Sprache S. 189, die abrenuntiatio Diaboli von den Sachsen S. 77 f. u. a.)

Bern. Jos. Docen, Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Literatur; neuaufgefundene Denkmäler der Sprache, Poesie und Philosophie unsrer Vorfahren enthaltend. Mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. 2 Theile. München 1809. 8.

Fr. Heinr. v. der Hagen, B. J. Docen, und J. Gust. Büsching, Museum für altteutsche Literatur und Kunst. 3 Hefte. Berl. 1809 f. 8. — Außer mehrern lehrreichen Abhandlungen über Wolfram von Eschenbach, Konrad von Würzburg u. a. ist vorzüglich Docen's Versuch einer vollständigen Literatur der alten teutschen Poesie. 1ste Abth.: das Verzeichniß sämmtlicher Dichter von 800 bis 1500 enthaltend, wichtig. Vergl. Jen. L3. 1812, N. 247 ff.

Jac. und W. C. Grimm, altteutsche Wälder. 3 Theile. Kassel, 1813 — 1816. 8. (Vgl. A. W. Schlegel's Rec. in den Heidelb. Jahrb. 1815, August.)

Ein treffliches, mühsam gearbeitetes, Hülfsbuch über die gesammte ältere Literatur der Teutschen ist:

Fr. Heinr. von der Hagen und Joh. Gust. Büsching, literarischer Grundriß zur Geschichte der teutschen Poesie, von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert. Berl. 1812. 8. — womit die Einleitung derselben zum ersten Theile der von beiden herausgegebenen teutschen Gedichte des Mittelalters Th. 1. Berl. 1808. 4. verglichen werden muß, welche in jenem Grundrisse weiter verarbeitet worden ist.

Eine gehaltvolle Abhandlung über die dichterische Literatur des Mittelalters gab

B. J. Docen, als: ausführliche Beurtheilung der Sammlung teutscher Gedichte des Mittelalters durch Hagen und Büsching, in Schelling's allgemeiner Zeitschrift, (Nürnb. 1813. 8.) 1 B. Heft 2. S. 196 ff. und Heft 3. S. 334 ff. —

Eine kritische Uebersicht über die Quellen der teutschen Sprache hat

Jac. Grimm, in s. teutschen Grammatik, Th. 1. (Gött. 1819. 8.) S. LII ff.

Erster Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf die Minnesänger.

(768 — 1170).

58.

Uebersicht über diesen Zeitraum.

So wie Karl der Große die meisten Völker teutscher Abkunft in seinem bis an die Elbe, Eider, die Tiber und den Ebro ausgedehnten Frankenreiche beherrschte, gewöhnlich in den Gegenden des Niederrheins sich aufhielt, und der erste

eutsche, die römische Kaiserkrone trug; so sorgte er auch für die Kultur der Teutschen in Hinsicht auf Religion, Verfassung, Verwaltung, Wissenschaft und Kunst. Unter ihm verbreitete sich das Christenthum über den Norden Teutschlands nach einem dreißigjährigen Kampfe mit den Sachsen; und für die Erhaltung und Sicherstellung desselben wurden von ihm mehrere bischöffliche Sitze und Domschulen in diesen Gegenden gestiftet. Für die Verfassung wirkte er durch zweckmäßige Gesetze im Geiste seiner Zeit. Die Verwaltung ward durch alle Theile seines Reiches, in Hinsicht auf Gerechtigkeitspflege, Abgaben und Kriegswesen, genau geordnet. Die Wissenschaften und Künste, in damaliger Zeit auf einen engen Kreis beschränkt, wurden von ihm durch die Akademie an seinem Hofe, der er selbst zugehörte, durch Lehrer, die er aus Italien und England berief, durch die Stiftung vieler Schulen, durch Verbesserung des Kirchengesanges, durch Sammlung älterer Volkslieder *), durch Uebersetzung griechischer Predigten ins Fränkische zum Vorlesen in den Kirchen, und durch andere Mittel vielfach gefördert, wenn gleich unter diesen seinen Verdiensten um Wissenschaft und teutsche Sprache es wohl die geringsten waren, daß er den Monaten und Winden fränkische Namen **) gab, und daß er, nach Eginhards Zeugnisse, selbst an einer teutschen Sprachlehre gearbeitet haben soll.

Hinderten gleich seine ununterbrochenen Kriege, und die vorherrschende Rohheit der teutschen Völkerschaften in seinem Zeitalter, so wie die Unwissenheit der Geistlichkeit, von welcher nur wenige Ausnahmen statt fanden, die schnellere Entwicklung der Teutschen während seiner Regierung; so bleibt ihm doch das unsterbliche Verdienst, den festen

*) Vielleicht gehörten dahin mehrere gerettete Dichtungen aus dem alten Sagenkreise des Attila, Odoacer, Dietrichs von Bern u. a. S. Wachler's Vorlesungen ꝛc. Th. 1, S. 38.

**) Eginhardi vita Caroli M. c. 29, und in Goldasti scriptt. rer. alem. T. 2. P. 1. p. 67. (edit. Senckenb.)

Grund dazu gelegt zu haben. Nicht an ihm lag es, daß sein Sohn Ludwig ihm an geistiger Kraft so ungleich war, und daß seine Enkel den Vater, und nach dessen Tode sich selbst bis zur Theilung des Reiches bekämpften; denn alles, was in diesem Zeitalter für wissenschaftliche Bildung und teutsche Sprache überhaupt geschah, führt auf Karl den Großen als Stifter zurück.

So stürmisch auch die Zeiten nach seinem Tode waren; so erhielt sich doch ein Schimmer von dem Lichte, das er geweckt hatte, in den nächsten Jahrhunderten. Besonders war es Gewinn, daß im Vertrage zu Verdun (im Aug. 843) Teutschland ein eigenes selbstständiges Reich unter Karls Enkel, Ludwig dem Teutschen, ward; denn dadurch ward — zum zweitenmale seit der Niederlage des Varus — die Selbstständigkeit der teutschen Sprache gerettet und gesichert, wenn gleich unter den fortwährenden Kämpfen Ludwigs und seiner Nachfolger auf dem Throne Teutschlands, besonders gegen die Slaven und Ungarn, für Sprache und Wissenschaft nur wenig geschehen konnte. So blieb es auch, nach dem Erlöschen der Karolinger in Teutschland (918), unter dem sächsischen und fränkischen Kaiserhause. Denn wenn gleich die Slaven von Heinrich 1 in ihre alten Grenzen zurückgewiesen, und unter Otto 1 die Ungarn (955) auf dem Lechfelde so nachdrücklich besiegt wurden, daß sie seit dieser Zeit nicht mehr durch ihre verheerenden Ueberfälle Teutschland beunruhigten; so begannen doch mit Otto's Annahme der lombardischen und der Kaiserkrone die Züge der Teutschen nach Italien, von woher zwar ein Lichtstral der Kultur allmählig auf Teutschland überging, wo aber auch in den fortdauernden Kämpfen mit den Lombarden, mit den Römern, und mit den Griechen und Normännern in Unteritalien, die kräftigsten teutschen Jünglinge verbluteten, besonders seit Gregor 7 das furchtbare System der geistlichen Hierarchie während des salischen Kaisers, Heinrichs 4, Regierungszeit begründete, und bald darauf (1096) die beginnenden Kreuz-

züge der ganzen abendländischen Christenheit eine neue politische Richtung gaben, welche auf das häusliche und öffentliche Leben der Teutschen von den wichtigsten Folgen war.

Denn in diese Zeit fällt die Ausbildung des Rittergeistes bei den Teutschen; die teutsche Nation verlebte in den beiden letzten Regierungen der salischen, und in den ersten Regierungen der hohenstaufischen Kaiser ihr Heldenalter, und diesem gehört bei den meisten Völkern der erste glückliche Aufschwung der Dichtkunst an. (So bei Hebräern, Arabern, Griechen, Römern; so gleichfalls bei den Teutschen.) Wie viel auch die, bereits ein Jahrhundert früher im südlichen Frankreich durch die Troubadours erwachte, Ritterpoesie, bei der damaligen Verbindung des Königreichs Burgund mit Teutschland, auf die Hervorbringung desselben Dichtergeistes bei den Teutschen eingewirkt haben mag; so erhielt doch die Dichtkunst auf teutschem Boden ein eigenes und volksthümliches Gepräge, und die Heldenthaten der damaligen teutschen Ritter, so wie die Feier der Liebe und der Religion von einheimischen teutschen Dichtern, boten den letztern eben so mannigfaltige Stoffe für ihre Gesänge dar, wie derselbe Heldengeist und derselbe Sinn für Religion und Frauenliebe bei andern abendländischen Völkern dieser Zeit zu ähnlichen dichterischen Schöpfungen führte.

59.

Die Ueberreste der Sprache aus diesem Zeitraume.

Karl der Große hatte den Sachsen, bei ihrer Unterwerfung (803), ihre bisherige Verfassung gelassen, und nur die Annahme des Christenthums *) als die Hauptbedingung ihrer Vereinigung mit den Franken festgesetzt. Es blieb daher den Sachsen ihre alte Sassensprache (die jetzige

---

*) Die von den Sachsen angenommene abrenuntiatio Dia boli steht auch in I. Geo. ab Ehkarti commentariis de rebus Franciae orientalis. T. 1. p. 440.

niederteutsche) und ihr bisheriges Recht, das erst später unter dem Namen des Sachsenspiegels zu einem Ganzen zusammengestellt ward. Ludwig der Fromme ließ für die Sachsen die Bibel in reimlose niederteutsche Verse übersetzen*), obgleich seine frömmelnde Denkungsart die teutschen Volkslieder verdammte**). Allein in vielfacher politischer Hinsicht ist es wichtig, daß der Eid***) sich erhalten hat, welchen, nach dem Vertrage zu Verdun (843), in welchem die drei Söhne Ludwigs des Frommen, Lothar, Ludwig (der Teutsche) und Karl (der Kahle) die karolingische Monarchie theilten, Ludwig und Karl vor ihren Völkern schworen. Damit nämlich jedes der beiden Völker, die nun für immer getrennt werden sollten, verstände, was der König des andern Volkes feierlich gelobte, schwor Ludwig, der König Teutschlands, in der entstehenden französischen, oder romanischen, Karl, der König Frankreichs, hingegen in der teutschen Sprache. Die Völker aber schworen in ihrer Muttersprache.

Ein Zögling des an Karls des Großen Hofe gefeierten Vorstehers seiner Hofakademie, des Alcuin, Rhabanus Maurus, ein gebohrner Mainzer, war es, der in dem Zeitalter Ludwigs des Frommen und Ludwigs des Teutschen nicht nur für die bessere Gestaltung des Schulwesens thätig war, sondern auch auf der Kirchenversammlung zu Mainz (848) den Beschluß bewirkte, daß jede Predigt entweder romanisch (d. i. gallisch) oder theotisch (teutsch) gehalten würde, und der selbst ein lateinisch-teutsches Glossarium über das alte und neue Testament schrieb. (Die aus dem Kloster Tegernsee nach München gekommene Handschrift dieses Glossars hat Bernh. Jos. Docen be-

---

*) Von dieser Uebersetzung befinden sich Handschriften zu London und München. Auch gehören dieser Zeit die Psalmen in niederteutscher Mundart an, welche von der Hagen (1816) herausgab.

**) Theganus, de gestis Ludovici Pii, cap. 19.

***) Er steht in Schilteri thesaur. T. 2. Dieser Bundeseid ist zugleich die älteste Urkunde in französischer Sprache.

schrieben in s. Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Literatur. München, 1807. 8. Th. 1. S. 153 ff.)

Ein Zögling des Rhabanus Maurus, Ottfried, Mönch im Kloster Weissenburg im Elsaß, folgte der theologischen Richtung seines Lehrers, und brachte nicht eigentlich die Evangelien selbst, sondern eine Lebensgeschichte Jesu nach den Evangelisten, in teutsche Verse in der fränkischen Mundart. So wenig das Werk dichterischen Werth hat; so gehört es doch zu den ältesten gereimten Gedichten, die sich in teutscher Sprache erhalten haben *), und das Verdienst desselben besteht besonders in Ottfrieds Bekämpfung der Schwierigkeiten des Ausdruckes in einer noch nicht für wissenschaftliche Gegenstände gebrauchten Sprache. — Gleichzeitig ist wahrscheinlich die in fränkische Reime gebrachte Erzählung des Gesprächs Jesu mit dem samaritanischen Weibe von einem Ungenannten **). Im eilften Jahrhunderte schrieb Notker, Abt zu St. Gallen († 1022), eine prosaische Paraphrase der Psalmen in fränkischer Mundart, und Willeram, Abt zu Ebersberg in Bayern († 1085), eine prosaische Paraphrase des hohen Liedes gleichfalls in fränkischem Dialecte ***).

Höhern Werth hat das Loblied eines Ungenannten auf den König Ludwig 3 von Frankreich, wegen seines über die Normänner an der Schelde erkämpften

---

*) Ottfrieds Werk existirt in Handschriften zu Wien und Heidelberg. Gedruckt erschien es zu Basel 1571, herausgegeben von Flacius. — Eben so steht es im ersten Theil von Schilteri thesaur. antiq. teutonic.

**) Es steht, so wie die fränkische Uebersetzung von Tatians Harmonie der vier Evangelien, beim Schilter, T. 2. Abth. 2. —

***) Beide, Notker und Willeram, stehen beim Schilter T. 1.

Sieges *). — Als Teutsche darf die Roswitha, Nonne zu Gandersheim, nicht übergangen werden, welche im ausgehenden zehnten Jahrhunderte unter Otto 1 und 2 lebte. Sie schrieb das Leben Otto's 1, ein Gedicht auf die Stiftung ihres Klosters, und mehrere geistliche Schauspiele, sämmtlich in lateinischer Sprache. Durch die letzten wollte sie das Lesen des Terenz bei ihren Klosterschwestern verdrängen. Mag immer in diesen Zeiten eine in lateinischer Sprache schreibende Nonne zu den Seltenheiten gehören; so sind doch ihre erzählende Legenden, besonders die Geschichte des h. Gangolf, von größerem Werthe, als ihre dramatischen Arbeiten **).

Den bedeutendsten dichterischen Werth in dieser Zeit behauptete der übriggebliebene Anfang des Lobgedichts auf den heiligen Erzbischoff Anno von Kölln († 1075). Es gehört in die zweite Hälfte des eilften Jahrhunderts, und ist durch einen kräftigen Geist bezeichnet, der im lyrischen Tone geschichtliche Ereignisse darstellt ***).

Wenn nun gleich in den, aus diesem Zeitraume übriggebliebenen, Bruchstücken der teutschen Sprache die fränkische Mundart vorherrscht; so scheinen doch auch bereits damals andere teutsche Völkerschaften, namentlich die Alemannen und Sachsen, ihre eigene Volksdichtkunst gehabt zu

*) Es steht beim Schilter, T. 2. Abth. 2. Herder nahm es erneuert in seine Volkslieder, Th. 2. S. 227 ff. auf. — Es ist noch zweifelhaft, ob der Held des Gedichts Ludwig 2, der Sohn Ludwigs des Teutschen, oder dessen Vetter, der König von Frankreich, Ludwig 3 ist, weil der erste im J. 879, der zweite im J. 883 die Normänner besiegte.

**) Die erste vollständige Ausgabe der Roswitha besorgte Conrad Celtes. Nürnb. 1501. fol. Die neueste ist von Heinr. Leonh. Schurzfleisch. Wittenb. 1707. 4.

***) Dieses Lobgedicht gab Opitz (1639), aus einer Breslauer Handschrift der Rhedigerischen Bibliothek mit Anmerkungen heraus. — Es steht auch beim Schilter, T. 1. in der 2ten Abtheilung, aber fehlerhaft. — Später erschien es, mit erklärenden Noten und mit einem Glossar, in der von Bodmer und Breitinger besorgten (aber unvollendet gebliebenen) Ausgabe der Opitzischen Gedichte, Th. 1, S. 179 ff.; und neuerlich, mit Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen, von G. A. F. Goldmann. Leipz. und Altenb. 1816. 8.

haben; denn den Sachsen wurden die Lieder (als carmina diabolica) untersagt, die sie an den Gräbern ihrer Verstorbenen sangen, wahrscheinlich weil sie sich auf die frühere Mythologie der Sachsen bezogen; — und während der Regierung der teutschen Könige aus dem sächsischen Hause findet sich die erste Spur von teutschen Schauspielern *), deren dramatische Werke aber sich nicht erhalten haben. — Daß übrigens selbst eigentlich gelehrte Kenntnisse den Teutschen in der Zeit des salischen Regentenhauses nicht ganz fremd blieben, bestätigt die Uebersetzung des Organon des Aristoteles ins Teutsche von einem Ungenannten **), und der gefeierte teutsche Rechtsgelehrte Werner (Irnerius), der in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts das römische Recht zu Bologna mit ausgezeichnetem Beifalle vortrug.

Einige andere minder wichtige Ueberreste aus diesem Zeitraume nennt Koch in s. Grundrisse, Th. 1, S. 23 ff.

Zweiter Zeitraum.

Von den Minnesängern bis auf Luthers Bibelübersetzung. (1170 — 1534).

60.

Uebersicht über diesen Zeitraum.

Früher, als in Teutschland, hatte sich in Frankreich, wo Hugo Capet der verdrängten karolingischen Dynastie auf dem Throne folgte, aus der Verschmelzung teutscher Sitten und Sprache mit der seit Jahrhunderten hier bestandenen römischen Kultur, besonders in den Städten, eine höhere Bildung entwickelt. Doch trat der Unterschied der Sprache und der Kultur in den Rhoneländern und in Nordfrankreich

*) S. Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Th. 9, S. 48 f.

**) Von dieser Uebersetzung gab der Abt zu St. Blasien, Gerbert, ein Bruchstück in s. itinerarium alemannicum. append. p. 143.

eben so bestimmt, wie in Teutschland der Unterschied zwischen den ober- und niederteutschen Mundarten, hervor. Fröhlich, leicht beweglich, und dem Grundtone nach lyrisch, war die entstandene Dichtkunst der Provençalen; kälter, abenteuerlicher und im Ganzen episch war der Charakter der nordfranzösischen Dichtkunst. So wollte es schon das verschiedene Klima beider Länder. Dabei wirkte aber auf die eigenthümliche Entwickelung der nordfranzösischen Dichtkunst die Einwanderung und feste Ansiedelung der Normänner unter ihrem Anführer und Herzoge Rollo im zehnten Jahrhunderte (911), in der nach ihnen genannten Normandie, bedeutend ein, weil diese Söhne des Nordens, bei aller übrigen Rohheit, dennoch aus ihren Stammsitzen eine Masse nordischer Sagen mitbrachten, so daß die Verwandtschaft der nordfranzösischen Dichtkunst mit der nordischen Mythologie unverkennbar sich ankündigt. Der Kreis dieser Sagen ward wahrscheinlich noch erweitert, seit der Herzog der Normandie, Wilhelm der Eroberer, (1066) England sich unterwarf, wodurch die Kultur der Normänner und Engländer in mannigfaltige Berührung kam, wenn gleich Wilhelm die besiegten Angelsachsen nicht als Stammesbrüder, sondern nach dem furchtbaren Eroberungsrechte behandelte, und ihnen das Lehnssystem in seiner ganzen Strenge aufdrang.

Die den übrigen europäischen Völkern vorausgeeilte Dichtkunst und Kultur der Franzosen im südlichen und nördlichen Frankreich würde aber nicht sobald dem Nachbarstaate Teutschland zugeführt und unter den Teutschen eine ähnliche Erscheinung bewirkt worden seyn, wenn nicht der französische Rittergeist sogleich an dem ersten Kreuzzuge unter dem Heldenanführer Gottfried von Bouillon den lebhaftesten Antheil genommen hätte. Zwar verfloß noch ein halbes Jahrhundert, bevor (1147) der erste teutsche König aus dem hohenstaufischen Geschlechte, Konrad 3, durch die öffentliche Stimmung in Teutschland zu dem ersten allgemeinen Kreuzzuge der Teutschen, in Verbindung

mit den Franzosen unter Ludwig 7, veranlaßt ward; allein seit dieser Zeit war auch die Verbreitung des, aus Frankreich stammenden, Rittergeistes über Teutschland entschieden, so wie schon vorher die Ritterdichtkunst der Provenzalen im südlichen Teutschlande den ersten Eingang gefunden hatte.

Wenn bis dahin verhältnißmäßig der fränkische Dialect unter den teutschen Mundarten am meisten für die Schriftsprache gebraucht worden war; so gelangte jetzt, unter dem aus dem südlichen Teutschlande stammenden Kaiserhause der Hohenstaufen, die schwäbische Mundart, als Hof- und Dichtersprache, zum Uebergewichte, mit welcher die fränkische leichter, als die niederteutsche, schon wegen der landschaftlichen Nachbarschaft, verschmolz *). Unter den Hohenstaufen gehörten Friedrich 1, Heinrich 6, Friedrich 2 und Konrad 4 (vielleicht auch der unglückliche Konradin **), und selbst noch im 14ten Jahrhunderte der Kaiser Heinrich 7 ***), in die Reihe der gleichzeitigen Dichter; auch folgten mehrere teutsche Fürsten dem Beispiele ihrer Könige, indem sie die Dichtkunst an ihren Höfen, wie die Ritter auf ihren Burgen, begünstigten, und nicht selten selbst gelungene Versuche in derselben machten, so wie sie die dichterischen Wettstreite an den Höfen zu Toulouse und Paris auf teutschem Boden nachahmten. Doch beschränkte sich der neuerwachte dichterische Geist in Teutschland nicht blos auf Elsaß, Schwaben und Franken (die Familienbesitzungen der Hohenstaufen); auch in Thüringen, Sachsen, Meißen und Brandenburg erklang ihr Ton, und manches Minnelied dieser Zeit ward aus einer teutschen Mund-

*) Der damals eintretende Uebergang der fränkischen Mundart in die schwäbische tritt sichtbar hervor in dem Gedichte: König Rother (Rothhaar), obgleich in demselben bereits das Uebergewicht der schwäbischen Mundart entschieden ist.

**) Wenn das Minnelied in der Manessischen Sammlung Th. 1, S. 1. von König Konrad dem Jungen von ihm ist.

***) Ein Gedicht von ihm in der Manessischen Sammlung Th. 1, S. 1.

art in die andere übergetragen *). Ausdrücklich werden unter den nordteutschen Fürsten des 13ten Jahrhunderts der Landgraf Hermann von Thüringen, der König Wenzel **) von Böhmen (Ottokars Vater), der Herzog Heinrich von Breslau ***), der Markgraf Heinrich (der Erlauchte) von Meißen ****), der Markgraf Otto von Brandenburg *****), und der Herzog Johann von Brabant ******) als Freunde und Kenner der Dichtkunst genannt. Auch ein Fürst von Anhalt (vielleicht Heinrich der Fette, † 1267) gehörte in ihre Reihe *******).

Die Blüthenzeit dieser romantischen Dichtkunst in Teutschland, welche Religion, Frauenliebe, ritterliche Thaten und Abenteuer mit gleicher Wärme umschloß, und also gleichmäßig lyrisch und episch, weniger aber didactisch, und im strengern Sinne dramatisch gar nicht, sich ankündigte, fällt in die zweite Hälfte des zwölften, und in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, seit Friedrich 1 und der Graf Raimund Berengar 2 von Provençe sich (1154) in Turin gesprochen hatten, von denen letzterer in Begleitung vieler Troubadours erschien. Doch weil die lyrischen Troubadours dieser Zeit unter dem Namen Minnesänger bekannt sind, und der Hauptgegenstand ihrer Lieder die Minne war, wenn sie gleich auch größere

*) Ueber die niederteutschen Minnelieder s. Möser's patriotische Phantasien, Th. 3, S. 240.

**) Ein Gedicht von ihm in der Manessischen Samml. Th. 1, S. 2.

***) Ein Gedicht von ihm in der Maness. Samml. Th. 1, S. 3 ff.

****) Ein Gedicht von ihm Maness. S. Th. 1, S. 5.

*****) In der Maness. Samml. Th. 1, S 4. steht ein Gedicht von ihm. Mehrere Gedichte von ihm, mit Erklärungen, in Mörschels Gesch. der Mark Brandenburg, 1 B. 2ter Theil. (Berl. 1786. 8.) S. 207 — 14.

******) Ein Gedicht von ihm in der Maness. Samml. Th. 1. S. 7 f.

*******) Ein zartes Lied von ihm in der Maness. Samml. Th. 1, S. 6.

Erzählungen und Romane hervorbrachten; so wird diese Zeit der teutschen Dichtkunst, nicht ohne Grund, gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen des Zeitraumes der Minnesänger bezeichnet. Nur wird das Urtheil über das Eigenthümliche dieser teutschen Dichter dadurch sehr erschwert, daß wir den ganzen Kreis der damaligen und schon früher blühenden provenzalischen und nordfranzösischen Dichtkunst noch zu wenig kennen, um darnach zu beurtheilen, wie viel die Teutschen entlehnten, und wie viel sie aus ihrer eigenthümlichen Kraft ins Daseyn riefen. Zu dieser Schwierigkeit kommt noch der Mangel an völlig richtigen Abschriften dieser altteutschen Denkmäler.

Allein mit dem gewaltsamen Erlöschen des hohenstaufischen Hauses in Teutschland und Italien (1268) ward der ganze Fortschritt der teutschen Sprache und Dichtkunst in Stillstand, und bald in Rückgang verwandelt. Schon vor Konradins Enthauptung zu Neapel begann in Teutschland das sogenannte Zwischenreich, ein Zustand der Unordnung und gegenseitigen Befehdung, wo das wilde aufwogende öffentliche Leben die stille Fortbildung des innern geistigen Lebens gewaltsam niederdrückte. Der Ton der Minnesänger verstummte; an ihre Stelle traten die Meistersänger, unter welchen nur wenige einer Auszeichnung werth sind, weil der in diesem Zeitalter in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens vorherrschende Zunftgeist auch die freieste Bewegung des menschlichen Geistes in den Kreisen der Dichtkunst in zunftmäßige Formen bannte.

61.

Fortsetzung.

Doch unter den politischen Stürmen dieser Zeit wurden große Veränderungen des innern Volkslebens in ganz Europa, und namentlich auch in Teutschland vorbereitet. Die größern teutschen Fürsten setzten, unter gewählten minder mächtigen Königen, die gewöhnlich selbst nur die Kaiserwürde zur Vermehrung und Verstärkung ihrer Hausmacht anwand-

ten, sich in den Besitz der Landeshoheit in ihren durch Erwerbungen und Einverleibungen bedeutend vergrößerten Staaten, wenn der Begriff dieser Hoheit gleich erst später im westphälischen Frieden rechtlich festgesetzt ward. Die ständische Verfassung in diesen größern teutschen Staaten erhielt durch die Aufnahme der Städte unter die Stände eine zweckmäßige und wohlthätige Gestaltung; denn damals war Wohlstand, Reichthum, höhere geistige Regsamkeit und kräftiger Bürgersinn in die Mitte der persönlich freien Bewohner der Städte gekommen. Der Wohlstand führte zu veredelten Verhältnissen des häuslichen und öffentlichen Lebens, nicht selten aber auch zum Luxus und zu manchen sittlichen Verirrungen. Der Handel blühte in Teutschland kräftig auf; denn im Süden stand er mit Italien in Verbindung, und im Norden umschloß der hanseatische Bund mehr als achtzig Städte; ein Bund, welcher selbst Königen zu trotzen vermochte, in öffentlichen Kämpfen nicht selten den Ausschlag gab, und in London, in Bergen, in Brügge und in Nowgorod seine Hauptstapelplätze hatte.

Gleichzeitig begann aber auch das höhere geistige Leben in der Kunst und Wissenschaft. So wie diesem Zeitalter die Errichtung der stolzen und noch jetzt bewunderten Werke der Baukunst (zu Straßburg, Freyburg, Kölln, Naumburg, Meißen, Wien ꝛc.), und später der Ursprung der teutschen Mahlerei unter Albrecht Dürer und Lucas Kranach angehört; so begann auch in demselben die erste Stiftung der teutschen Hochschulen, namentlich der zu Prag, Heidelberg, Erfurt, Leipzig und anderer, auf deren emporstrebenden Geist in allen wissenschaftlichen Kreisen die Wiederherstellung der altklassischen Literatur in Italien, seit der Ankunft der aus dem byzantinischen Reiche flüchtenden Gelehrten, und der Ankampf Wicliffs und Hussens gegen das System der päpstlichen Hierarchie nicht ohne Einfluß blieb. Mochte gleich der Hussitenkrieg das Innere des teutschen Reiches auf ein Menschenalter mächtig erschüttern; nicht vergeblich für die

große Idee der religiösen Freiheit hatte Huß den Feuertod zu Kostnitz erlitten! Die auf teutschem Boden erfundene Buchdruckerkunst, der Untergang des griechischen Kaiserthums, der aufgefundene Seeweg nach Ostindien, die Entdeckung des vierten Erdtheils, die politischen Kämpfe Frankreichs, Spaniens und Teutschlands über Italien, die Stiftung der Hochschule zu Wittenberg, und Luthers kraftvolle Schritte gegen Rom, die Bibel in der Hand, und diese in hochteutscher Sprache dem lichtbedürftigen teutschen Volke mitgetheilt; dies alles zusammen führte zuletzt in politischer und wissenschaftlicher Hinsicht zu einer großen Entscheidung. Die Sprache der Teutschen, von neuem erstarkt und durch den Ausdruck der neuen religiösen und politischen Ideen in derselben mächtig vorwärts geführt, that damals einen Riesenschritt in ihrer Fortbildung; und so steht Luthers Bibelübersetzung, mit welcher dieser Zeitraum der teutschen Sprachbildung endigt, noch immer als ein vollendetes Meisterstück in der Darstellung durch Sprache vor uns, welches damals zugleich das Uebergewicht der südsächsischen Mundart im Hochteutschen (oder in der Schriftsprache) für die nächsten Jahrhunderte bewirkte.

Wenn also bis auf die Zeit der hohenstaufischen Dynastie, im ganzen ersten Zeitraume der teutschen Sprachbildung, die fränkische Mundart vorgeherrscht hatte, und am Anfange des zweiten Zeitraumes, seit der Blüthe der Dichtkunst im südlichen Teutschlande, die schwäbische Mundart an die Stelle der fränkischen in der Schriftsprache getreten war; so ward, im Zeitalter der Kirchenverbesserung, am Ende des zweiten Zeitraumes, theils mit den mächtigen Einwirkungen der Schriften der Wittenbergischen Reformatoren auf das gesammte teutsche Volk, theils mit der im wissenschaftlich ausgeprägten meißnischen Dialecte durchgeführten Bibelübersetzung, diese südsächsische Mundart die eigentliche Norm für die Büchersprache. Denn sie ward seit dieser Zeit die Grundlage der Predigten in teutscher Sprache, der kirchlichen Liturgie und des Schul-

unterrichts. Wenn also auch seit dieser Zeit weder die oberteutsche, noch die niedersächsische Mundart in ihrer Fortbildung völligen Stillstand machten; so konnten sie sich doch, mit ihren eigenthümlichen Formen, nicht zur allgemeinen Verbreitung über das gesammte teutsche Volk und zum eigentlichen Hochteutschen erheben. Sie traten vielmehr, im Gegensatze gegen das durch ausgezeichnete Schriftsteller immer weiter fortgebildete Hochteutsche, in die Reihe bloßer landschaftlicher Mundarten zurück.

62.

Uebersicht über die Sprachdenkmäler dieses Zeitraumes.

Will man die lyrischen und epischen Dichter aus dem Zeitalter der Hohenstaufen richtig würdigen; so muß man sie im Geiste ihrer Zeit auffassen, und ihren Werth nicht überschätzen. Der Ton ihrer Lieder und Heldengedichte ist einfacher, unerkünstelter Naturton; zarte Schilderung der Liebe, und kräftige Zeichnung der Tapferkeit; in religiöser Hinsicht nicht frei von Aberglauben und Mysticismus. Die kleinen lyrischen Ergießungen scheinen höher zu stehen, als die größern epischen und dramatischen Erzeugnisse, die, in Ermangelung eines tiefern Planes, voller Episoden, und nicht selten frostig und ermüdend sind. Unverkennbar entlehnten viele Dichter dieser Zeit ihre Stoffe aus dem Auslande. Gilt dies vielleicht weniger von den eigentlichen Minnesängern, als Nachahmern der provenzalischen Troubadours, und am wenigsten von dem echtteutschen epischen Fabelkreise des Heldenbuches und der Niebelungen; so tritt es desto bestimmter bei drei andern von teutschen Dichtern bearbeiteten Sagenkreisen, — dem von Britannien stammenden vom Könige Artus und seinen Rittern der runden Tafel, dem nordfranzösischen vom heiligen Graal, und dem, den Teutschen und Franzosen gemeinsamen, Sagenkreise von Karl dem Großen und seinen Paladinen — hervor. Andere epische Stoffe, außer diesen drei Sagenkreisen, wurden, wie

z. B. zu Wolfram's von Eschenbach trojanischem Kriege, aus der Welt des Alterthums, aus Alexanders Zeiten, und zu den spätern Fabeln wahrscheinlich aus leicht verhüllten geschichtlichen Ereignissen entlehnt. Die Meistersänger endlich hielten sich gewöhnlich in ihren kleinern Erzählungen und Gedichten an die Vorgänge des wirklichen Lebens.

Da die Gesammtzahl der sogenanten Minnesänger *), oder der Dichter des schwäbischen Zeitraumes, bis gegen

*) Eine handschriftliche Sammlung von 140 Minnesängern war aus der Schweiz nach Heidelberg, und von da nach Paris gekommen. Der Züricher Rathsherr, Rüdiger von Manesse, hatte diese Sammlung im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts veranstaltet; daher der gewöhnliche Name der Manessischen Sammlung. Sie ward, nach einer in Paris gemachten Abschrift, von Bodmer und Breitinger unter dem Titel: Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpuncte CXL Dichter enthaltend; durch Rüdger Manessen, weiland des Rathes der uralten Zyrich, 2 Theile. Zürich 1758 f. 4. herausgegeben, nachdem sie bereits im Jahre 1748: Proben der alten schwäbischen Poesie des 13ten Jahrhunderts aus der Manessischen Samml. (von 81 Minnesängern) bekannt gemacht hatten. — Eine zweite Sammlung größerer Gedichte aus diesem Zeitraume veranstaltete ein gebohrner Züricher, der Prof. Christoph Heinr. Müller an dem Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin: Sammlung teutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert. 2 Theile (Berl.) 1784 f. 4. Er erhielt die Handschriften dazu von Bodmer, und gab sie, ohne Anmerkungen, mit ängstlicher Treue heraus. Diese Sammlung enthält: der Nibelungen Liet; Eneidt; Parcival; der arme Heinrich; Tristran; Frygedank u. a. (Von dem dritten Theile dieser Sammlung, bearbeitet von Jul. Erduin Koch, sind 30 Bogen abgedruckt, aber nicht ins Publicum gekommen, sondern blos in Berlin zu erhalten). — Manso, über provenzalische Dichter; in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie ꝛc. 4 B. 2 St. S. 271 ff. — Joh. Chstph. Adelung hat die Ueberreste der schwäbischen Dichtkunst, aus einem Zeitraume von 200 Jahren, unter 222 Nummern dargestellt in dem chronologischen Verzeichnisse der schwäbischen Dichter, in s. Magaz. für teutsche Sprache, 2 B. 3 St. S. 3 — 92 — Ludw. Tieck, Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet. Berl. 1803 8. — Mehrere Minnelieder mit Erklärungen, Nachbildungen u. s. w. stehen auch in Gräter's Bragur; im Anhange zu (Herder's) Liedern der Liebe, Leipz. 1778. 8 S. 156 ff, wo er 44 Minnelieder mittheilt, welche altteutsche Uebersetzungen des Salomonischen hohen Liedes enthalten, vergl. J. Gtfr. Herder's Volkslieder, 2 Th. Leipz. 1778 f. 8. (N. Ausg. 1805. 8.) — Fr. Adelung, Nachrichten von altteutschen Gedichten, welche

dreihundert steigt; so können hier nur die wichtigsten aufgeführt werden. Dahin gehören:

Heinrich von Veldeck, ein Niederteutscher, lebte ums Jahr 1170. Mit ihm beginnt die Reihe der schwäbischen Dichter. Er schrieb eine „**schwäbische Eneidt**“ (Sie steht in **Müllers** Sammlung) mehrerer kleiner Gedichte (Vgl. **Manessische** Samml. Th. 1, S. 18 ff.), so wie eine größere episch-biographische Dichtung: **Herzog Ernst** (in **von der Hagen's** und **Büschings** Sammlung Th. 1.)

Hartmann von der Aue, wahrscheinlich ein fränkischer Ritter, lebte zu derselben Zeit. Seine Gedichte sind von sehr verschiedenem Gehalte. **Lieder** von ihm stehen in der **Manessischen** Samml. Th. 1, S. 178 ff. Seine Erzählung: **der arme Heinrich**, befindet sich beim **Müller**, Th. 1, S. 197 ff. und **besonders** her-

---

aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vatikanische gekommen sind. Nebst einem Verzeichnisse derselben und Auszügen. Königsberg 1796. 8. Die **Fortsetzung** dieser Schrift erschien mit dem Titel: **Altteutsche Gedichte in Rom**, oder fortgesetzte Nachrichten von Heidelbergischen Handschriften in der Vatikanischen Bibliothek. Nebst einer **Vorrede** von dem Hofrathe **Adelung**: über Handschriften von altteutschen Gedichten in der churfürstl. Bibliothek zu Dresden. Königsb. 1799. 8. — Wegen der Zurückerstattung der nach Rom gekommenen Heidelberger Codices muß damit verglichen werden: Fr. **Wilken**, Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelberger Büchersammlungen Heidelb. 1817. 8. — Nicht unverdienstlich ist folgende Sammlung: Denkmäler altteutscher Dichtkunst, beschrieben und erläutert von J. Joach. **Eschenburg**. Bremen, 1799. 8. — Als Berichtigung und Ergänzung der Manessischen Sammlung gab heraus: Geo. Fr. **Benecke**, Beiträge zur Kenntniß der altteutschen Sprache und Literatur. B. 1, Theil 1, mit dem besondern Titel: Ergänzung der Sammlung von Minnesingern. Gött. 1810. 8. — Im modernen Gewande behandelte die Minnesänger: Wilh. **Müller**, Blumenlese aus den Minnesängern. Berl. 1816. 8. — Ueber die Jenaischen Handschriften, welche, außer dem Kriege auf der Wartburg und einigen altschwäbischen Liedern, mehrere geistliche Gedichte enthalten, verbreitete sich: Bas. Bernh. Chst. **Wiedeburg**, ausführliche Nachricht von einigen altteutschen poetischen Manuscripten aus dem 13ten und 14ten Jahrhunderte. Jena, 1754. 4. — Aus der Heidelberger Handschrift (um ein Vierteljahrhundert jünger, als die Manessische Sammlung), welche mehrere Dichter enthält, die bei Manesse nicht vorkommen, gab heraus: J. **Görres**, altteutsche Volks- und Meisterlieder. Frkf. 1817. 8., welche zum Theile der Zeit der Meistersänger angehören.

ausgegeben und erklärt von den Brüdern Grimm: Der arme Heinrich, von Hartmann von der Aue. Berl. 1815. 8. — Er übersetzte auch ein französisches Heldengedicht: Iwain.

Wolfram von Eschenbach, ein pfälzischer Ritter und Zeitgenosse Veldecks, lebte beim Herzog Otto von Oestreich. Seine beiden Hauptgedichte sind: der Titurel und Parzival. — Außerdem schrieb er: den trojanischen Krieg, ein Gedicht von mehr als 30,000 Versen, welches die Thaten des Paris und Hectors feiert; und Lieder, welche in der Manessischen Samml. Th. 1. S. 147 ff. stehen.

Walther von der Vogelweide († ums Jahr 1250), ein Ritter aus dem Thurgau. Er besuchte mehrere Fürstenhöfe, und ward besonders vom Herzog Leopold dem Glorreichen von Oestreich unterstützt. Seine Lieder, voll Anmuth, Gefühl und vaterländischen Sinn, stehen in der Manessischen Samml. Th. 1, S. 101 ff. und beim Müller, Th. 2.

Heinrich von Ofterdingen, am Ende des 12ten, und am Anfange des 13ten Jahrhunderts. Er ward vom Herzog Leopold von Oestreich sehr begünstigt, und pries dessen Charakter und Thaten. Seine Theilnahme an dem dichterischen Wettstreite auf der Wartburg s. in der Manessischen Samml. Th. 2, S. 1 ff.

Nicolaus Klingsohr. Er lebte gleichzeitig mit Eschenbach und Ofterdingen, mit welchen er an dem Wettstreite auf der Wartburg Theil nahm. Was er hier an Gesängen gab, steht in der Manessischen Samml. Th. 2. Er besaß, außer dem dichterischen Talente, auch gelehrte Kenntnisse in der Größenlehre und Sternkunde.

Reinmar der ältere, ein rheinländischer Ritter. Er lebte am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, am Hofe des Herzogs Leopold 7 von Oestreich, nahm Antheil an dem Dichterkampfe auf der Wartburg (s. Manessische Samml. Th. 2), und dichtete mit zartem Gefühle und

Wohllaut, wie die Ueberreste seiner Lieder zeigen (in der Maness. Samml. Th. 1, S. 61 ff.)

Reinmar der zweter, (vielleicht des vorigen Sohn) hinterließ religiöse und moralische Gedichte. (S. Manessische Samml. Th. 2, S. 122 ff.)

Der sogenannte Krieg auf der Wartburg *), ein dichterischer Wettkampf, ward im Jahre 1206 bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen gehalten. Theilnehmer waren: Veldeck, Eschenbach, Osterdingen, Klingsohr, Walter von der Vogelweide, Bieterolf und Reinmar der ältere. Während Osterdingen den Leopold von Oestreich feierte, schilderten die übrigen Hermanns Milde und Tapferkeit. Daher der Wettstreit. Mit dem Beschlusse, den Besiegten aufzuhenken, war es wohl nicht ernstlich gemeint. Schon war alles vor Osterdingen verstummt, als ihn der Eintritt der Landgräfin Sophia aus der Fassung brachte. Er berief sich gegen die Vollziehung des Urtheils auf Klingsohrs Entscheidung, der am Hofe des Königs Andreas von Ungarn lebte, und der deßhalb auf die Wartburg beschieden ward. Er erschien im Jahre 1207 auf der Wartburg. Der Wettkampf ward, in Gegenwart der landgräflichen Familie, erneuert, und Klingsohr entschied für Osterdingen gegen dessen vorzüglichsten Nebenbuhler Eschenbach. Beide versöhnten sich darauf; die Landgräfin Sophia schmückte den Sieger mit einer goldenen Kette. Hermann wünschte den Kampfrichter Klingsohr bei sich zu behalten; dieser aber kehrte zu seinem Gönner nach Ungarn zurück.

Gottfried von Straßburg. Er lebte ums Jahr 1232, und übersetzte den Tristan. (Er steht beim Müller, Th. 2). Auch haben sich moralische Lieder von

*) Der Abdruck in der Manessischen Samml. ist sehr unvollkommen; in Jena befindet sich eine Handschrift. Nach beiden ist bearbeitet: Der Krieg auf Wartburg, nach Geschichten und Gedichten des Mittelalters, herausgegeben v. Aug. Zeune. Berl. 1818. 8. (Wie viel dieser Ausgabe fehlt; darüber Mone in den Heidelberger Jahrb. 1818, Nov. S. 1116 ff.)

ihm erhalten (in der Maness. Samml. Th. 2, S. 183 ff.)

Ulrich von Lichtenstein war einer der gewandtesten und fröhlichsten Dichter dieser Zeit. Seine Versmaase (selbst das daktylische) sind sehr leicht und gefällig. (Gedichte von ihm stehen in der Manessischen Samml. Th. 2, S. 24 ff.) — Sein Frauendienst, oder Geschichte der Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, ward besonders herausgegeben v. Ludw. Tieck. Stuttg. 1812. 8. (Vergl. Jen. LZ. 1815, Ergänzungsbl. N. 56.)

Konrad von Würzburg. Er lebte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und war einer der fruchtbarsten Dichter seiner Zeit. Außer mehrern lyrischen und epischen Gedichten (Manessische Samml. Th. 2, S. 198 ff.) ist sein, dem Provenzalischen nachgebildeter, trojanischer Krieg das von ihm vorhandene Hauptwerk. (Zu irren scheinen die, welche ihn für den Dichter, oder wenigstens für den Herausgeber des Niebelungenliedes halten.) Von hohem dichterischen Werthe für sein Zeitalter ist Konrads Lobgesang auf die heilige Jungfrau, zugleich eine Feier der Menschwerdung Jesu *).

*) Er erschien besonders von W. C. Grimm: die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg. Aus Gothaischen Handschriften herausgegeben und erklärt. Frkf. am Main, 1816. 8. (Vergl. Jen. LZ. 1818, N. 57.) — Mehreres vom Konrad von Würzburg, und andere ihm gleichzeitige geistliche und didactische Gedichte, so wie viele Mährchen und Erzählungen enthält der Koloczaer Codex altteutscher Gedichte, herausgegeben von Joh. Nepom. Grafen Mailath und Joh. Paul Köffinger. Pesth, 1817. 8. (wahrscheinlich aus der reichhaltigen Büchersammlung des Königs Matthias Corvinus von Ungarn.) — Ueberflüssig war darin der erneuerte Abdruck der schon kritisch herausgegebenen goldenen Schmiede, und des armen Heinrichs. Schätzbarer ist die Bekanntmachung der Wiener Meerfahrt; Pfaff Amis; Crescentia rc. Vergl. die Recension (von Grimm) in der Leipz. LZ. 1818, N. 172.

Zu diesem Kreise der vorzüglichsten Dichter des schwäbischen Zeitraumes gehört auch ein Ungenannter, der unter dem Namen: der alt Misner (der alte Meißner) aufgeführt wird, und von welchem sich einige liebliche Dichtungen in der Manessischen und Müllerschen Sammlung finden; — so wie Herr Nithard, wie ihn die Sammlungen nennen (er soll von Rüwenthal geheißen haben), von welchem mehrere Lieder (in der Manessischen Samml. Th. 2, S. 71 ff., und ein Tanzlied in Benecke's Ergänzung der Minnelieder) auf die Nachwelt gekommen sind.

63.

Fortsetzung.

Nächst den erhaltenen Ueberresten der lyrischen Dichtkunst, sind es aber die auf uns gekommenen epischen Gedichte, welche uns ein lebendiges Bild von der kräftig aufblühenden Sprache der Dichtkunst dieser Zeit vermitteln, und von welchen mehrere, nicht blos dem Stoffe nach, schon einem frühern Zeitalter anzugehören, und den nordischen Sagen nahe verwandt zu seyn *) scheinen, wenn gleich die meisten derselben im schwäbischen Zeitraume eine neue Bearbeitung erhielten.

Dahin gehören zunächst die epischen Dichtungen aus dem Sagenkreise des Heldenbuches und der Niebelungen. Das Heldenbuch **) ist eine Blumenlese teutscher Heldensagen von uralter Grundlage und verschiedenartiger Bearbeitung, das uns nicht in seiner ursprünglichen Form, sondern nur durch Umgestaltungen

*) Vergl Hagen's und Büschings Museum für altteutsche Literatur und Kunst Th. 2, S. 337 ff.

**) Ueber die Handschriften des Heldenbuches s. Hagen's und Büschings Einleitung, S. III zu ihren: teutschen Gedichten des Mittelalters, und Derselben literar. Grundriß zur Geschichte der teutschen Poesie, S. 2 ff. — Die älteste Ausgabe desselben, ohne Ort und Jahreszahl, erschien wahrscheinlich ums Jahr 1477 in Folio; eine spätere in Folio zu Straßburg. Einzelne Sagen daraus sind mehrmals zu Frankfurt, Heidelberg, Augsburg und Nürnberg gedruckt worden.

aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte bekannt ist. Es stützt sich auf ostgothische, langobardische, fränkische und sächsische Sagen, die sich im Munde des Volkes erhalten hatten. Wenn die Beimischung vieler jüngerer wunderbarer Ueberlieferungen und Bilder, und die Sprache selbst für die spätere Umgestaltung spricht; so deutet doch der Stamm dieser Sagen auf Italien hin, und auf Attila's sturmbewegte Zeiten. Der Otnit, wahrscheinlich Odoacer, stammt aus langobardischen, der Hug- und Wolf-Dietrich aus ostgothischen, und der gehörnte Siegfried aus fränkischen und rheinländischen Sagen. Mehrere dieser Stoffe sind auch ins Niebelungenlied übergegangen. Uns liegen Kaiser Otnit, Hug-Dietrich und sein Sohn Wolf-Dietrich wahrscheinlich aus Wolframs von Eschenbach Bearbeitung, und das Rosengartenlied nach Heinrichs von Ofterdingen späterer Gestaltung vor *).

Mit dem Otnit und Wolf-Dietrich des Heldenbuches steht das altteutsche Epos: König Rother **) (der lombardische König Rotharis — Rothhaar — der nach diesem Epos Pipins Vater, und Großvater Karls des Großen seyn soll) in einem gewissen Zusammenhange. In dem Stoffe desselben sind langobardische und byzantinische Sagen verschmolzen. Es gehört wahrscheinlich ins zwölfte Jahrhundert, und ist in Versen von unbestimmter Länge, und unvollkommen gepaarten Reimen gedichtet.

---

*) Eine Revision und Herausgabe aller, zu dem Kreise des Heldenbuches gehörenden, Sagen unternahm Fr. Heinr. von der Hagen. Es ist aber bis jetzt blos der erste Theil seines Heldenbuches zu Berl. 1811. 8. erschienen, welches sechs Stücke: Hörnen Siegfried, Etzels Hofhaltung, das Rosengarten-Lied, Alpharts Tod, Ecken Ausfahrt, und Riese Siegenot enthält.

**) Dieses Gedicht steht im Th. 1 der teutschen Gedichte des Mittelalters von Hagen und Büsching, mit einer Einleitung von von der Hagen, in welcher die Hauptfabel im Rother nach dem teutschen Norden verlegt, und mit der Wilkina-Saga in Verbindung gebracht wird. (Vergl. Recension von Grimm, in den Heidelb. Jahrb. 1809, N. 42.)

Allein das wichtigſte epiſche Gedicht dieſer Zeit, das wahrſcheinlich in das Ende des zwölften, oder in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gehört, bleibt das Lied der Niebelungen; theils wegen der dichteriſchen Einheit, welche im Ganzen in demſelben herrſcht; theils wegen der Haltung der Sprache, beſonders in den beiden erſten Theilen deſſelben; theils weil ſein Stoff rein teutſch iſt, und zunächſt der Rieſenzeit des Attila (Etzel) und ſeinem Kampfe mit den Burgundern in den Rheingegenden angehört, wenn gleich mit dieſem Stoffe mehrere andere ältere, fränkiſche, thüringiſche, ſelbſt gothiſche und langobardiſche Sagen verſchmolzen, wodurch das Niebelungenlied den Sagen im Heldenbuche verwandt iſt, ob es gleich in Hinſicht der vollendetern Form weit über den Dichtungen des Heldenbuches ſteht. Schwer dürfte zu entſcheiden ſeyn, ob (wie Aug. Wilh. Schlegel, im teutſchen Muſeum, 1812, Jan. meinte,) Klingsohr oder Heinrich von Ofterdingen Verfaſſer geweſen ſey; ſo wenig wie aus dem, im dritten Theile vorkommenden, Namen Konrad auf den Konrad von Würzburg zu ſchließen iſt. — Der Stoff iſt die Sage von Siegfried, dem nordiſchen Hauptehelden des Epos (er ſtammt aus den Nieblungen — den Nordlanden), der für ſeine geleiſteten Dienſte von Gunthar, dem Könige der Burgunder, deſſen Schweſter Chriemhilde erhält. Allein Brunehilde, Gunthars Gemahlin, bewirkte Siegfrieds Ermordung. Dadurch wird Chriemhilde zur Rache gereizt, und dieſe durch die Erlegung der Mörder ihres Gemahls befriedigt. — Nach der vorhandenen Form zerfällt das Gedicht in drei Theile: Lied der Niebelungen; Chriemhildens Rache; und die Klage. Der dritte Theil iſt aber Anhang, und in einem andern Tone und Versmaaſe gehalten, als die beiden erſten, welche ein geſchloſſenes Ganzes bilden.

Von dieſer teutſchen Ilias gab zuerſt Bodmer (Zürich, 1757. 4) Chriemhildens Rache, die Klage, und Bruchſtücke aus den Niebelungen heraus. Das Ganze er-

schien vollständig, aber fehlerhaft, in Müllers Sammlung Th. 1. — Fr. Heinr. v. der Hagen gab dasselbe (Berl. 1807) im modernen Gewande; darauf (Berl. 1810) in der Ursprache (mit 80 Seiten Lesarten), am vollendetesten aber: Der Niebelungen Lied zum erstenmale in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Handschrift, mit Vergleichung der übrigen Handschriften; 2te Aufl. Bresl. 1816. 8. — Eine prosaische Uebersetzung lieferte Zeune (Berl. 1814); eine metrische Nachbildung Büsching (1815); ein Glossar dazu Arndt (Lüneb. 1815). — Viel Gedachtes sagt über den Stoff dieses Gedichts: Aug. Wilh. Schlegel in den Heidelb. Jahrb. 1815, Aug. S. 755 ff. — Gegen dessen frühern Vorschlag aber im teutschen Museum (1812), das Niebelungenlied neben dem Katechismus in den Schulen einzuführen, erklärt sich mit pädagogischer Umsicht: Haumann, Soll man dem Lesen des Niebelungenliedes auf unsern Gymnasien eine besondere Stunde widmen? in GutsMuths neuer Bibl. für Pädagogik, 1817, St. 1, S. 4 ff. — Nicht ohne Werth ist F. J. Mone's Einleitung in das Niebelungenlied. Heidelb. 1818. 8. (Vergl. Leipz. LZ. 1818, N. 233.) — K. Lachmann, über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Niebelungen Noth. Berl. 1816. 8. (Der Vf. nimmt an, es sey aus mehrern ältern Rhapsoden entstanden, mit Anwendung von Wolfs Hypothese über den Homer. — Vergl Gött. Anz. 1818, N. 186.) — Die Hypothese in folgender Schrift von Karl Wilh. Göttling, Niebelungen und Gibelinen. Rudolst. 1816. 8. ward geprüft und widerlegt in der Leipz. LZ. 1817 N. 86. — Ein Erklärungsversuch des Niebelungenliedes in geschichtlicher und dichterischer Hinsicht ist enthalten in Fr. Heinr. von der Hagen, die Niebelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Bresl. 1819. 8.

64.

Fortsetzung.

Nächst diesen epischen Gedichten, deren Stoffe teutschen Ursprungs waren, wurden in mehrern andern Epopöen, welche diesem Zeitraume angehören, von teutschen Dichtern Stoffe verarbeitet, welche ihnen wahrscheinlich aus der Provençe und aus Nordfrankreich zukamen, und welche die Teutschen entweder durch Uebersetzungen, oder durch Nachahmungen und Umbildungen sich eigen machten. Dahin gehören die Sagenkreise vom Könige Artus, von Karl dem Großen, und vom heiligen Graal.

Eine reiche und sehr alte Quelle epischer Dichtungen für mehrere Völker des Mittelalters, für Britten, Franzosen und Teutsche, floß aus den Sagen von dem Könige Artus (oder Arthur) und seinen Rittern der Tafelrunde. Er soll im sechsten Jahrhunderte Südwallis beherrscht, die Angelsachsen aus verjährtem Hasse verfolgt, und vier und zwanzig seiner Ritter so gleichmäßig geschätzt und geliebt haben, daß er für ihre Zusammenkünfte eine runde Tafel bestimmte, um keinen dem andern vorzuziehen. Wenn gleich die beglaubigte Geschichte über ihn und seine Ritter schweigt; so lebte doch sein Lob, und die Feier seines Hofes und seiner Ritter, in dem Munde der spätern Dichter *).

Näher an die Sagen von dem Könige Rother grenzt der Sagenkreis von Karl dem Großen. Dieser bewunderte Held und Fürst des Mittelalters gehörte beiden Völkern, den Franzosen und den Teutschen, gemeinschaftlich an; denn er glänzt in der Geschichte beider. Die erste dichterische Behandlung der Sagen von ihm und seinen Paladinen enthalten in der Schilderung seines Zuges gegen die Saracenen in Spanien, scheint von Südfrankreich ausgegangen, und namentlich aus der latei-

*) Handschriften der teutschen Behandlung dieser Sagen finden sich zu Wien, Dresden und München. — Altteutsche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde, aus Handschriften der k. k. Hofbibliothek von Hofstäter. 2 Theile. Wien 1811. 8.

nischen — angeblich von Turpin, Erzbischoff von Rheims, verfaßten — wahrscheinlich aber in Barcellona, dem Mittelpuncte der fränkisch-spanischen Mark, mit arabisch-spanischen Farben aufgefrischten Lebensbeschreibung Karls geflossen zu seyn *). Zu diesen Schilderungen der Kampfgenossen Karls gehört auch das größere epische Gedicht in drei Theilen, wovon blos der erste: Wilhelm der Heilige von Oranse, und der mittlere: der Markgraf von Narbonne gedruckt sind, der dritte aber: der starke Rennewart nur in Handschriften existirt. Der Markgraf von Narbonne ist vom Wolfram von Eschenbach; allein der erste und dritte Theil wird einem Zeitgenossen Eschenbachs, dem Ulrich von Türheim (oder Türkheim) beigelegt **). — Zu diesem Kreise altfranzösischer Sagen muß auch die Erzählung von Flos und Blankeflos gerechnet werden ***), deren Verfasser sich Herr Flecke, der gute Konrad nennt, und die im Mittelalter weit verbreitet und vielfach bearbeitet ward.

Der dritte Sagenkreis begreift die Sagen vom heiligen Gral in sich, welcher sich an die älteren Sagen

*) Diese Schilderung von Karls spanischem Zuge steht beim Schilter, Th. 2, Abth. 2. In der vorhandenen Form derselben ist die Mundart mehr schwäbisch, als fränkisch. Diese Form scheint daher von der Bearbeitung eines jüngern Dichters aus dem schwäbischen Zeitraume herzurühren, der unter dem Beinamen der Stricker aufgeführt wird. — Vergl. Wachler's Vorlesungen, Th 1. S. 69 f.

**) Die beiden ersten Theile dieses Gedichts gab aus einer Kasseler Handschrift: W. J. C. Gust. Casparson, Kassel 1781 und 1784. 4. heraus. Der dritte, noch ungedruckte, Theil (in Handschriften zu Kassel und München) schildert Wilhelms des Heiligen späteres Leben und Mönchsthum.

***) Sie steht, (aus der Berl. Handschrift) in Müller's Samml Th. 2. Für ihre Verbreitung spricht, daß, außer einer spanischen und platteutschen Bearbeitung, welche letztere Bruns, (aus einer Helmstädter Handschrift) in den romantischen und andern Gedichten in altteutscher Sprache, S. 217 — 88. Helmst. 1798 herausgab, auch Boccaz seinen Roman: il Filocolo darnach bildete.

von der Tafelrunde innig anschließt, und dieselben in sich aufnimmt. Dahin gehören folgende epische Gedichte:

Der Titurel, oder die Pfleger des Grales. Der heilige Gral bezeichnete die Schüssel, aus welcher Jesus, bei der Einsetzung des Abendmahles, mit seinen Jüngern gespeiset, und in welcher nachher Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefaßt haben soll. Dieser heiligen Schüssel wurden geheimnißvolle Wunderkräfte beigelegt, so wie die Pfleger des heiligen Grales als eine geheimnißvolle Gesellschaft erscheinen. Mit der Schilderung dieser Gesellschaft verschmolz aber die, der christlichen Mystik ursprünglich ganz fremde und ältere, Sage von den Rittern der Tafelrunde, die durch Opfer für heroische Liebe in ihrem Zeitalter sich ausgezeichnet hatten. So flossen Ritterthum und Christenthum im Titurel und Parzival zusammen, in welchen, abgesehen von der Mystik des Stoffes, eine Fülle dichterischen Lebens herrscht, wenn gleich das Geschichtliche des Stoffes, dafern es eins gab, in der dichterischen Behandlung völlig unterging, und diese nicht einmal diejenige dichterische Wahrscheinlichkeit zuläßt, welche sich im mythischen Epos der Griechen findet. — Der Titurel in seiner jetzigen Gestalt ist vom Wolfram von Eschenbach, der, nach seiner eigenen Erklärung, dabei dem Provenzalen Guiot folgte, und dieses Epos mit vieler Liebe behandelte. Es ist in der That der dichterische Mittelpunct der religiösen Mystik im Mittelalter *).

Der Parzival (Sohn Gahrumets, der den heiligen Gral erwarb), ist auch von Wolfram von Eschenbach, allein in der Haltung der Form vernachlässigter,

*) Ueber die Handschriften des Titurel s. Hagen's und Büsching's Einleitung zu den teutschen Gedichten des Mittelalters, S. IX f. Gedruckt ward dieses Epos im Jahre 1477, ohne Angabe des Ortes, in Folio. Ein Bruchstück desselben in Docen's Miscellaneen, Th. 2, S. 117 ff. — Vergl. Docen's Sendschreiben an Aug. Wilh. Schlegel über den Titurel. Berl. 1810. 8.

als der Titurel. Er ist, dem Stoffe nach, dem Titurel nahe verwandt *).

Lohengrin (angeblich Sohn des Parzivals), gehört in denselben Sagenkreis vom heiligen Gral, weicht im Style weniger vom Titurel, als vom Parzival ab, und ward wahrscheinlich von einem Unbekannten nach Eschenbach fortgesetzt und überarbeitet **).

Iwain, (ein Ritter der Tafelrunde,) nach einem französischen Originale bearbeitet von Hartmann von der Aue ***).

Der Tristan, ein Ritterroman des Thomas von Britannien, vom Gottfried von Straßburg in die schwäbische Mundart übersetzt, und durch Heinrich von Vribert fortgesetzt ****).

Der Wigamur, einer der Gefährten des Königs Artus, dargestellt in einem Epos, dessen Verfasser nicht näher bekannt worden ist, dem aber die Sagen von der Tafelrunde und von dem heiligen Gral nicht unbekannt waren *****).

---

*) Ueber die Handschriften des Parzival s. Hagen's und Büsching's Einleitung, S. X. — Gedruckt, zugleich mit dem Titurel, 1477 in fol. und aus der St. Gallener Handschrift in Müller's Samml. Th. 1. — Ein kleines Bruchstück daraus, aus der Münchner Handschrift, in Docen's Miscellaneen, Th. 2, S. 111 f.

**) Lohengrin. Ein altteutsches Gedicht, nach der Abschrift des vatikan. Manuscripts herausgegeben von Glökle und Görres. Heidelb. 1813. 8. (Vergl. darüber Jac. Grimms Recens. in den Heidelb. Jahrb. 1813, 8. Sept. S. 849 ff. — und Hagens ꝛc. Museum, St. 2.)

***) Dieses Epos steht, unter dem Namen Twein, beim Müller Th. 2 aus der Florentiner Handschrift — Aus der Inspruder gab es besonders heraus mit einem Glossar: K. Michaeler. 2 Theile. Wien, 1786 f. 8.

****) Er steht aus der Florentiner Handschrift in Müllers Samml. Th. 2. und in Büsching's und Hagen's Buch der Liebe. 1 Band. (Berl. 1809. 8.) Vergl. die Rec von Grimm in der Leipz. LZ. 1812, N. 62 — 64.

*****) Es steht vollständig zum erstenmale gedruckt in Hagen's und Büsching's Samml. Th. 1, mit einer Einleitung von Büsching, nachdem Eschenburg ins. Denkmälern aus einer Wolfenbütteler Handschrift darauf aufmerksam gemacht hatte.

Der Wigalois, der Ritter mit dem Rade, gehört ebenfalls dem Stoffe nach in den Sagenkreis des Artus, und kam zu den Teutschen zunächst aus Frankreich. Das Gedicht nähert sich am meisten dem Iwain, und gehört in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts *).

Andere Heldengedichte, welche zu diesem Sagenkreise gehören: Daniel von Blumenthal von dem Stricker, Lancelot von Ulrich von Zazichoven rc., sind zum Theile noch gar nicht, zum Theile nur in Bruchstücken gedruckt **).

Neben diesen epischen Dichtungen mit Stoffen aus den angeführten großen Sagenkreisen altteutschen und brittisch-französischen Ursprungs, kleideten auch einzelne Dichter dieses Zeitraumes einzelne größere epische Stoffe des Alterthums ins romantische Gewand, und andere entlehnten ihre Stoffe aus einheimischen geschichtlichen Sagen. Stoffe des Alterthums verarbeiteten Heinrich von Veldeck in seiner (schon angeführten) Aeneide Virgils, und Wolfram von Eschenbach im trojanischen Kriege. Albrecht von Halberstadt gestaltete die Metamorphosen Ovids für den Landgrafen Hermann von Thüringen; doch hat dieses Werk Albrechts nur in der Umarbeitung von Wickram aus dem sechszehnten Jahrhunderte sich erhalten. Bei allen diesen, aus den Kreisen des Alterthums entlehnten, Stoffen scheinen aber die Sänger dieser Zeit nicht die klassischen Meister des Alterthums selbst befolgt, sondern nur die bereits vorhandenen provenzalischen Umbildungen derselben zum Grunde gelegt zu haben. — Unter den Verarbeitungen einheimischer geschichtlicher Sagen verdient zunächst Herzog

*) Wigalois, der Ritter mit dem Rade; gedichtet von Wirnt von Gravenberch. Herausgegeben von Geo. Fr. Benecke. Berl. 1819. 8. (mit Vorbericht, Anmerkungen und Glossar. — Benecke setzt das Gedicht ums Jahr 1212.)

**) Vergl. über sie die Einleitung zu Hagen's und Büsching's Samml. S. XII f.

Ernst von Heinrich von Veldeck (ums Jahr 1200) erwähnt zu werden *), wenn gleich der Held dieses Gedichts als eine ganz mythische Person in der Behandlung erscheint, gebildet aus den Thaten und Begebenheiten verschiedener Helden und Zeitalter, und umgeben mit einem ähnlichen Kreise von Dichtungen **). Eine ähnliche Dichtung von Heinrich dem Löwen ist in der Wolfenbütteler Handschrift verloren gegangen, und hat sich blos in der Nachbildung, als Volksbuch, ohne Jahreszahl und Druckort erhalten.

65.

Fortsetzung.

Wenn gleich die lyrischen und epischen Gedichte zunächst diejenigen sind, nach welchen der eigenthümliche Charakter und der ästhetische Werth der Dichtkunst in diesem Zeitraume gewürdigt werden muß; so dürfen doch auch die Versuche im Kreise der biographischen Legende, der Fabel und der didactischen Dichtkunst, so wie einzelne Ueberreste der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit aus dieser Zeit, nicht ganz übergangen werden, wiewohl ihr ästhetischer Gehalt hinter jenen lyrischen und epischen Formen zurück bleibt. Dabei gilt die Bemerkung, daß mehrere Dichter dieser Zeit, aus Abneigung gegen die aus dem Heldenkreise stammenden Stoffe, absichtlich Stoffe aus der christlichen Mythologie wählten ***).

So gehören der heilige Georg des Reinbot von Doren ****) und Barlaam und Josaphat

*) Vollständig in Hagen's und Büsching's Samml. Th. 1.

**) Ueber die geschichtlichen Personen, welche als der Held dieses Epos betrachtet werden können, s. die Einleitung von von der Hagen zu der Mittheilung dieses Gedichts in der genannten Sammlung.

***) Vergl. Mone in der Rec. des Barlaam und Josaphat, in den Heidelb. Jahrb. 1819, N. 68, S. 1076 f.

****) Abgedruckt in v. der Hagen's und Büsching's Samml. Th. 1. mit Einleitung von von der Hagen.

von Rudolph von Montfort *) ins Gebiet der frommen biographiſchen Legenden; Salomon und Markolf **) (oder Morolf) in den Kreis der ſatyriſchen Erzählungen und Schwänke; der König Tyro von Schotten ***), und der Winsbeck und die Winsbeckin ****) zur didactiſchen Dichtkunſt. Zu den beſſern Erſcheinungen des ſchwäbiſchen Zeitalters, und dem Kaiſer Friedrich 2 zugeeignet, gehört das Spruchgedicht „Beſcheidenheit" des Meiſter Freidank, deſſen Name nicht als Familienname, ſondern als Bezeichnung ſeines Inhalts zu betrachten iſt; ein Gedicht voller einzelner Sittenſprüche, nach Art und Weiſe der griechiſchen und morgenländiſchen Gnomen *****). — Eben ſo iſt die Fabelnſammlung

*) Barlaam und Joſaphat von Rudolph von Montfort. Rudolph, von Montfort benannt, weil er ein Dienſtmann des Herzogs von Montfort war, gehörte zu den fruchtbarſten Dichtern ſeiner Zeit, der außer dem Barlaam mehrere größere Gedichte hinterließ (z. B. eine in mehrern, ſehr ungleichartigen, Handſchriften vorhandene Weltchronik nach dem Plane des Gottfrieds von Viterbo). Rudolph iſt kein glänzender Dichter, wie Wolfram von Eſchenbach, kein lieblicher, wie Gottfried von Straßburg, auch nicht ſo eindringlich, wie Hartmann von der Aue. Bei ihm haben Stoff und Form eine beſcheidene Natürlichkeit und gleichmäßige Haltung. Er neigt ſich hin zur Behandlung ernſthafter religiöſer Stoffe. So iſt die Legende von Barlaam die Erzählung einer chriſtlichen Miſſion und Bekehrung, die von dem Vf. ins dritte chriſtliche Jahrhundert geſetzt wird. Dieſes Gedicht, in welchem ſich viele Allegorieen und Parallelen, ſelbſt mit Benutzung der Evangelien finden, gab, mit Grundlegung einer Königsberger Handſchrift und mit Benutzung einer zweiten Königsberger und Berliner, heraus: Barlaam und Joſaphat von Rudolph von Montfort, mit einem Wörterbuche verſehen von Fr. Karl Köpke. Königsb. 1818. 8. (Vergl. Leipz. LZ. 1819, N. 261 f.)

**) in Hagen's und Büſching's Samml. Th. 1, von von der Hagen.

***) in der Maneſſiſchen Samml. Th. 2., S. 248; auch beim Schilter, T. 2, Abth. 2.

****) in der Maneſſ. Samml. Th. 2., S. 251, und beim Schilter, T. 2, Abth. 2.

*****) Die ältere ſchwäbiſche Darſtellung deſſelben hatte durch Sebaſtian Brants Umarbeitung (Straßb. 1508. 4.) gelitten. Aus einer Straßburger Handſchrift, die ſich von Brants Bearbeitung nicht weit entfernt, ward dieſes Gedicht in der Müllerſchen Sammlung Th. 2 abgedruckt.

aus dem dreizehnten Jahrhunderte, des Bonerius Edelstein, eine erfreuliche Erscheinung aus dieser Zeit, wenn gleich mehrere Stoffe dazu aus dem Aesop und provenzalischen Vorgängern genommen wurden *). — Eine bunte Mischung von Sittensprüchen, satyrischen Schilderungen, Fabeln, Schwänken und andern Erzählungen enthält die (im Jahr 1300 vollendete) Sammlung, welche Hugo von Trymberg (Schullehrer zu Thürstadt bei Bamberg) unter dem Namen der Renner zusammentrug **).

In der teutschen Prosa zeigen sich die ersten Spuren im vierzehnten Jahrhunderte. Dahin gehören (1343) die Uebersetzung der Bibel aus der Vulgata von Matthias von Behaim ***) in Halle; die Hessische Chronik von Riedesel (†. nach 1341), welche Schmincke in die monimenta hassiaca nach Gerstenbergers Auszuge aufnahm; die Elsaßische Chronik von Jacob Twinger aus Königshofen (um 1386), welche Schilter verbessert (Straßb. 1698. 4) herausgab; und die Predigten und Erbauungsschriften des Straßburger Dominicaners Johann Tauler († 1361), welche in der Sprache des tiefen Gefühls zwar einen Anstrich von Mysticismus, zugleich aber

*) Nach mehrern ältern Ausgaben, erschienen Boner's Fabeln (92) von Bodmer und Breitinger 1757 zu Zürich herausgegeben: Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger. — Dann: Boner's Edelstein, in 100 Fabeln, mit Varianten und Worterklärungen von J. J. Eschenburg. Berl. 1810. 8. — Die beste Ausgabe ist von Georg Fr. Benecke: der Edelstein, getichtet von Bonerius. Berl. 1816. 8.

**) Dieses Gedicht erschien Frankf. a. M. 1549 in Folio. — Ueber die Wolfenbüttelsche Handschrift desselben gab Bruns Nachricht im Bragur, Band 6, Abth. 2, S. 206. — Lessing's beabsichtigte Ausgabe desselben ist nicht erschienen. Eine Handschrift des Renners befindet sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek.

***) Eine Handschrift seiner Verteutschung der vier Evangelisten besitzt die Leipziger Universitätsbibliothek. — Hier verdient auch genannt zu werden: Ernst Hennigs historisch-kritische Würdigung eines ansehnlichen Theiles der Bibel aus dem 14ten Jahrhunderte (aus dem teutschen Ordensarchive). Königsb. 1812. 8.

auch das damalige erste Gepräge der teutschen geistlichen Beredsamkeit an sich tragen, wenn gleich in den zahlreichen spätern Ausgaben seiner Schriften die Sprache derselben einer jüngern Zeit angepaßt ward.

66.

Fortsetzung.

Wahrscheinlich aber gehört schon ins eilfte Jahrhundert das älteste bis jetzt aufgefundene Denkmal der Sprache der Beredsamkeit bei den Teutschen, in den Bruchstücken aus Predigten über biblische Sprüche. Die Mundart ist die fränkische, aber sehr verständlich. (Sie stehen in Eckharti Commentar. de rebus Franciae orientalis, T. 2, p. 942. Vergl. Bouterwek, Th. 9, S. 89 ff)

In Hinsicht der öffentlichen teutschen Verfassung verdient es der ehrenvollsten Erwähnung, daß der hohenstaufische Kaiser Friedrich 2, wiewohl in Italien erzogen und gebildet, doch, bei seiner Anwesenheit in Teuschland, (1235) zu Mainz den Landfrieden in teutscher Sprache niederschreiben ließ *). Weniger durfte es befremden, daß der teutsche König Rudolph 1 die teutsche Sprache in den Urkunden des Reiches einführte, weil er keine andere Sprache verstand. — In altsächsischer Sprache ist auch das Braunschweigische Stadtrecht vorhanden **), welches Kaiser Friedrich 2 im Jahre 1232 bestätigte.

Diesem Zeitalter, wo bereits das römische und canonische Recht über Teuschland sich verbreitete, gehören —

*) Gottfridus monachus, apud Freher. T. 1. p. 400: „Anno 1235 curia celeberrima indicitur, ubi fere omnibus principibus regni teutonici convenientibus pax juratur, vetera jura stabiliuntur, nova statuuntur, et teutonico sermone in membrana scripta omnibus publicantur.“

**) in Leibnitii scriptt. rer. Brunsv. T. 3, p. 434 — 46.

wahrscheinlich um durch das fremde Recht die ältern einheimischen Gewohnheitsrechte nicht ganz verdrängen zu lassen — zwei Privatsammlungen der altteutschen Gewohnheitsrechte an: der Sachsenspiegel, durch Ecco von Repgow ums Jahr 1219 fürs nördliche, und der Schwabenspiegel, während der Zeit des Zwischenreiches, fürs südliche Teutschland. Beide wurden bald bei der Gerichtspflege angewandt, ob sie gleich so wenig, wie das fremdher gekommene Recht, eine öffentliche Bestätigung erhielten. (Die beste Ausgabe des Sachsenspiegels ist von C. W. Gärtner, Leipz. 1732. Fol. Vorher von Chstph. Zobel und Loß. Leipz. 1545. Fol. und von Jac. Fr. Ludovici, Halle, 1720. 4. — Der Schwabenspiegel, wahrscheinlich von einem Geistlichen gesammelt, der auch den Sachsenspiegel und altbayrische und alemannische Gesetze benutzte, weil viele Rechtsgewohnheiten dem gesammten Teutschlande gemeinschaftlich waren, obgleich die Grundlage desselben das ältere jus franconicum bildet, ward von Ant. Sorge unter dem Titel: Land- und Lehnrechtsbuch, Augsb. 1480. Fol. und von Berger, Leipz. 1726. 4 herausgegeben. Er steht auch, von Scherz redigirt, in Schilteri Thesaur. T. 2. unter dem Titel: jus provinciale alemannicum, alias sub nomine speculi suevici comprehensum. — Beide haben zugleich als Ueberreste der alten Gesetz- und Gerichtssprache im nördlichen und südlichen Teutschlande bedeutenden Werth.) In das dreizehnte Jahrhundert gehört auch das altfriesische Gesetzbuch, welches unter dem Titel: Asega-Buch, altfriesisches Gesetzbuch der Rüstringer, übersetzt nnd erklärt von T. D. Wiarda, Berl. 1805, 4 herauskam.

In Versen erschien in dieser Zeit von einem Wiener, Johann Enenkel, († ums Jahr 1250) eine Chronik unter dem Titel: Fürstenbuch von Oestreich und Steyer, geschöpft aus Volkssagen und klösterlichen Urkunden. Sie ward 1618 zu Linz in 8, und 1740 in 12 gedruckt. — Von seiner,

abwechſelnd in Proſa und in Reimen geſchriebenen Univerſalchronik, von der Schöpfung bis auf Kaiſer Friedrich 2, iſt blos eine Probe in des Benedictiners Magnus Faus philologiſchem Verſuche über J. Enickels teutſche Univerſalchronik, Neresheim 1793. 8. erſchienen.

67.

Fortſetzung.

Die große Veränderung des häuslichen Lebens und des politiſchen Zuſtandes in Teutſchland nach dem Erlöſchen des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes äußerte bald einen wichtigen Einfluß auf die teutſche Sprache und Dichtkunſt. Der teutſche Adel vergaß, in dieſer Zeit ſeines Sinkens, der Dichtkunſt; die Züge nach Paläſtina hörten auf, und mit ihnen die Heldenthaten und Abenteuer der teutſchen Ritter; an den teutſchen Höfen verſtummte der milde Ton der Dichtkunſt; nur ſelten erſcheint, daher nach den Tagen des Zwiſchenreiches, ein adlicher Name noch in den Reihen teutſcher Sänger. Dagegen hob ſich ſeit dieſen Zeiten der dritte Stand, und namentlich wurden die Reichsſtädte die Mittelpuncte der Bildung, des Wohlſtandes und des Reichthums. Weil aber alles, in dieſen Zeiten der Selbſthülfe, in Corporationen zuſammentreten mußte, um Eigenthum, Recht und Freiheit zu ſchützen; ſo traten auch die Dichter dieſer Zeit, größtentheils aus dem Bürger- und zum Theile aus dem Handwerkerſtande, doch nicht ohne Antheil einzelner Ritter und Geiſtlichen, ebenfalls zünftig zuſammen, mit Statuten, Geſetzen und Gebräuchen. Das damalige und das ſpätere Zeitalter nannte die Dichter dieſer Zeit Meiſterſänger *),

*) J. Chph. Wagenſeil, von der Meiſterſänger holdſeligen Kunſt, Anfang, Fortübung und Lehrſätzen. Altorf, 1697. 4. iſt auch ſ. commentatio de civitate Norimbergensi, S. 433 sqq. angehängt. — Häßlein, Abhandlung von den Meiſterſängern, im Bragur, Th. 3, S. 17 ff. — D. E. Beyſchlag, Beiträge zur Geſchichte der Meiſterſänger. Augsb. 1787. 4. — Jac. Grimm, über den altteutſchen Meiſtergeſang. Gött. 1811. 8. (Dieſe Schrift iſt gegen Docen gerichtet, und behauptet, daß es unrichtig ſey, die Meiſterſänger von

ein Name, der im schwäbischen Zeitraume denjenigen Rhapsoden beigelegt worden war, welche die Lieder der gleichzeitigen Dichter absangen und declamirten. Den Meistersängern, welche die Stiftung ihrer Einrichtung bis auf das zehnte Jahrhundert, auf Otto's 1 Zeiten, irrig zurückführten, ertheilte bereits der Kaiser Karl 4 (1378) einen Freiheitsbrief, und das Recht, ein eigenes Wappen zu führen. Ihre Hauptversammlungsplätze waren Straßburg, Mainz, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Heilbronn, Memmingen. Man band sich an eine sogenante Tabulatur, welche zunächst prosodische Vorschriften für Reim und Sylbenmaas enthielt. Man hielt Singschulen, öfters in Kirchen, wo dichterische Wettstreite begannen, und der Sieger, nach dem Ausspruche der Richter, durch Preise belohnt ward. Andere Zusammenkünfte geschahen in Wirthshäusern. Allein so zunftmäßig auch der Zuschnitt dieser Anstalten war; so betrachteten sich doch die Mitglieder derselben mehr als eine dichterische Gesellschaft, denn als eine Gilde. Sie nannten sich selbst nie Meister, sondern nur Liebhaber des teutschen Meistergesanges*). Unter diesen zünftigen Verhältnissen ging freilich der frühere dichterische Geist unter, und die Stoffe der Gedichte der Meistersänger waren theils Gegenstände des wirklichen Lebens, theils biblische Geschichten, theils geschichtliche Vorgänge in gereimten Chroniken. Bei großer Fruchtbarkeit dieser Dichter trägt doch

---

den frühern Minnedichtern zu trennen, für welche Trennung man nicht einmal eine bestimmte Zeit anzugeben wisse; beide seyen ihrem Grundwesen nach identisch. Vergl. die Rec. in der Jen. LZ. 1813, Ergänzungsbl. N. 45. f.) Die Limburgische Chronik, verfaßt von dem Stadtschreiber Gensbein zu Limburg an der Lahn, wovon 1720 eine N. A. unter dem Namen: fasti Limpurgenses, Wetzlar, 8 erschien, enthält mehrere Nachrichten und dichterische Bruchstücke, die hieher gehören. Wie allmählig der Uebergang von dem Minnegesange in den Meistergesang war, erhellet auch daraus, daß Rüdiger von Manesse in seine Sammlung Erzeugnisse von Minne- und Meistersängern ohne Unterschied aufnahm.

*) Vergl. Bouterwek, Th. 9. S. 275 ff.

die Mehrheit ihrer Erzeugniſſe nur das Gepräge kraftloſer Reimerei *).

Zu den vorzüglichern dieſer Meiſterſänger gehören: der Satyriker Spervogel **) gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts; der moraliſirende und ſatyriſirende Jude Süßkind ***), wenn anders nicht der Jude blos ein Beiname war; beſonders aber der Mainzer Doctor der Theologie, Heinrich von Meißen, mit dem Beinamen Meiſter Frauenlob († 1318). Wenn er gleich die Minneſänger nicht erreicht; ſo nähert er ſich doch denſelben in den Schilderungen der Liebe Gottes, der Frauenliebe, und der Feier der h. Jungfrau. Im Ganzen herrſchen aber in ſeinen Erzeugniſſen der Lehrton und eine allegoriſche Myſtik vor ****). Zu ſeinen Hauptarbeiten gehören eine Umſchreibung des hohen Liedes und die Ueberſetzung der hohen Offenbahrung. Die Sage läßt ihn von tugendhaften Frauen zu Grabe tragen. Weniger Dichter, als Frauenlob, war Meiſter Regenbogen †) in den Rheingegenden, anfangs ein Schmidt, der aber ſein Handwerk aufgab, um nothdürftig, wie er ſelbſt ſagt, von der Dichtkunſt zu leben. Mehr, als dieſe Dichter, näherte ſich der Zürcher Hadlaub ††) (Hadloub) den ältern Min-

*) Man vergleiche das Meiſtergeſangbuch in Müllers Sammlung, Th. 2. – Die Meiſterſänger ſtellten ſich ſelbſt den frühern ritterlichen Minneſängern dadurch gleich, daß ſie in ihre ſogenannten Geſangbücher die Lieder der Minneſänger aufnahmen, ſobald dieſelben ihren Melodieen entſprachen. — Es iſt zu wünſchen, daß der bei der Schuſterzunft zu Colmar gefundene Codex alter Minne- und Meiſterlieder (Bragur Th. 1, S. 380) gedruckt werde.

**) Von ihm Gedichte in der Maneſſiſchen Samml. Th. 2, S. 226 ff.

***) in der Maneſſiſchen Samml. Th. 2, S. 177.

****) in der Maneſſ. Samml. Th. 2, S. 213. Vergl. Docen's Miſcell. Th. 2, S. 278. Docen legt mehreres, was ſonſt dem Konrad von Würzburg zugeſchrieben ward, dem Frauenlob bei.

†) Gedichte von Regenbogen ſtehen unter denen von Frauenlob, mit welchem er wetteiferte, in der Maneſſ. Samml.

††) Vergl. Maneſſ. Samml. Th. 2, S. 185.

nesängern, besonders in seinen Sagen über unglückliche Liebe. Ihm am nächsten stehen in dieser Hinsicht die Meistergesänge des Prager Doctors der Theologie Heinrichs von Muglin (ums Jahr 1369), und des Muskablüt *) (ums Jahr 1400). Unter den didactischen Dichtern dieser Zeit (am Ende des vierzehnten Jahrhunderts) dürfte dem Heinrich, der Teichner genannt, der Vorzug gebühren **).

Mit der Erweiterung des teutschen Völkerlebens gewann auch die teutsche Dichtkunst an Erweiterung, wenn gleich nicht an Fortbildung. Alte Nachrichten gedenken der Bußlieder, welche die Secte der Geißler (Flagellanten im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts bei ihren Zügen sangen. Auch mehrere Kriegslieder aus den damaligen Ritter- und Stadtfehden haben sich erhalten. So die Schilderung einer Fehde zwischen der Stadt Würzburg und dem Bischoffe des Hochstifts ***); so der von dem Nürnbergischen Dichter und Meistersänger Hans Rosenblüt gefeierte Sieg der Nürnberger bei Hempach (1450) über die Ritter in der Nachbarschaft †); so die in plattteutscher Mundart gehaltene Erzählung eines Ungenannten von dem Kampfe der Stadt Soest gegen den Churfürsten von Kölln (zwischen den Jahren 1437 — 1459) ††); so die Beschreibung des letzten Feldzuges des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund gegen die Schweizer von Hans Eberhard Tüsch †††); so Veit

*) Von v. Muglin steht ein satyrisches, und von Muscablüt ein zartes Liebesgedicht im Museum für altteutsche Literatur und Kunst, Band 2, H. 1, S. 29 und S. 189.

**) Er lebte meistens zu Wien. — Seine Spruchgedichte ruhen noch in Handschriften; es sollen gegen 300 seyn. Proben aus denselben gab Docen in den Miscellaneen Th. 2, S. 228, und Grimm in den altteutschen Wäldern.

***) abgedruckt in J. Paul Reinhard's Beiträgen zur Geschichte des Frankenlandes (Bayr. 1760. 8.) Th. 2, S. 261.

†) Ebendas. Th. 1, S. 227. Dieser Dichter versuchte sich auch mit Glück in moralischen und lustigen Erzählungen.

††) Eine Probe davon im Bragur, 3 B. S. 397.

†††) Sie erschien zu Straßb. 1477. in Fol.

teutschen Hochschulen. Der Wohlstand und die Kraft des dritten Standes, besonders in den Reichsstädten, führten eben so zum Luxus, wie zur höhern Entwickelung der geistigen Vermögen. Die unermeßlich wichtige Erfindung der Buchdruckerkunst gab endlich den Ausschlag.

Ein Bild der großen Sittenveränderung bei den Teutschen dieser Zeit gewährte Sebastian Brants*) sogenanntes Narrenschiff, in welchem alle Stände mit der Schelle erschienen. Mag immer das dichterische Verdienst dieser derben Satyre gering seyn; so spricht doch aus derselben ein gerader, schlichter Verstand und ein kräftiges sittliches Urtheil. Der Eindruck des Werkes auf sein Zeitalter war groß; dies bewiesen die 110 Predigten, welche der Straßburger Theolog, D. Johann Gayler von Kaysersberg, wie nach biblischen Sprüchen, (1498) über dasselbe hielt, und die vielfachen Abdrücke, Umgestaltungen und Uebersetzungen desselben in andere Mundarten **).

Eine ähnliche weite Verbreitung erhielt die allegorisch-satyrische Epopöe: Reineke der Fuchs (1498), in welcher der Fuchs die Hauptrolle spielt, und welche die Ränke der Höflinge, die Ausschweifungen der Geistlichkeit und der bürgerlichen Stände mit scharfer Geisel rügt. Lang ward Heinrich von Alkmaar für den Verfasser gehalten, der ums Jahr 1470 am Hofe des Herzogs Renatus von Lothringen gelebt haben soll. Allein schon Rollenhagen bezeichnete den Nicolaus Baumann als Verfasser, der früher am Hofe des Herzogs Magnus von Jülich als Rath, später als Professor zu Rostock sich befand, wenn gleich auch dieser nicht der eigentliche Urheber,

*) Brant, geb. 1458 zu Straßburg, ward Prof. der Rechte zu Basel. Maximilians 1 Rath, und starb 1520 als Syndicus zu Straßburg.

**) Die älteste bekannte Ausgabe des Narrenschiffs ist: Straßb. 1494. 4. Es erschien in vielen Auflagen und Uebersetzungen. — Gaylers von Kaysersberg Predigten darüber wurden zuerst (1520) von seinem Zuhörer Ötter lateinisch: navicula s. speculum fatuorum, und dann von dem Franziskanermönche Pauli teutsch herausgegeben.

sondern nur der Nachbildner eines auswärts entlehnten Originals war, wie der angebliche Heinrich von Alkmaar selbst sagt, daß er seine Bücher aus „wälscher und französischer Sprache" ins Plattteutsche übergetragen habe. Wenn also auch gleichzeitig (d. i. schon im Jahre 1483) ein ähnlicher Reineke in holländischer Sprache erschien; so scheint doch auch diesem, wie dem teutschen, eine Reihe altfranzösischer Fabeln zum Grunde zu liegen, so daß das Gedicht in beiden Mundarten zunächst nur als Nachbildung erscheint *).

Noch schärfer und bitterer im Tone der Satyre, als beide, im Ganzen aber Brants Nachahmer, war Thomas Murner (geb. 1475 zu Straßburg, starb als Prof. der Theologie zu Lucern), der, ob er gleich die Ausschweifungen der katholischen Geistlichkeit züchtigte, doch Luthers Gegner war. Die wichtigern seiner Schriften sind: die Narrenbeschwörung (zuerst Straßb. 1512. 4); die Schelmenzunft (auch zuerst 1512. 4.) **) (entstanden aus seinen zu Frankfurt gehaltenen Predigten); und die Gauchmat (Narrenwiese), worin er die Männer schildert, die sich durch Weiberliebe blenden lassen.

Bereits in das Zeitalter der beginnenden Kirchenverbesserung gehören zwei Werke, zu welchen die Thaten des Kaisers Maximilian I Veranlassung gaben. Das erste ist der Teuerdank ***) von Melchior Pfinzing (geb. 1481 zu Nürnberg, Maximilians Geheimschreiber, † 1535 als

*) Vergl. Kinderlings Gesch. der niedersächsischen Sprache, S. 350 ff. — Dieses teutsche Volksbuch ist seit 1498 (Lübeck. 4.), in vielen (15) Ausgaben erschienen. Nach der Lübecker Ausgabe besorgte Hackmann einen Abdruck zu Wolfenbüttel (1711. 4), und nach der Hackmannischen Ausgabe Gottsched einen Abdruck zu Leipzig (1752. 4.) — Die neueste Ausgabe, in plattteutscher Mundart — Reineke de Voß. — ist von Voß und Bredow, mit einem Glossar, Eutin, 1797. 8. — Nachbildungen lieferten (in Hexametern) Göthe (Berl. 1794. 8. und Th. 10 s. Werke), und (in kurzen gereimten Jamben) Soltau (Berl. 1803. 8.)

**) Die Schelmenzunft, erschien auch mit Erläuterungen von W(aldau). Halle, 1788. 8.

***) Joh. Dav. Köler, de inclyto libro poetico Teuerdank. Diss. Altorf. 1717. 4.

Propſt zu Mainz), welcher 1517 zu Nürnberg in Fol. erſchien. Der Held dieſes ritterlichen Gedichts iſt Maximilian, Teuerdank genannt, der von Jugend auf ſeine Gedanken auf abenteuerliche Dinge gerichtet, und den erſten Entwurf zu dem Gedichte ſelbſt gemacht hatte. Der Stoff deſſelben iſt ſeine erſte Vermählung mit der Maria von Burgund. Spätere Ausgaben erſchienen 1519, 1537 und 1692 zu Augsburg in Folio. — Viele Veränderungen aber befinden ſich in den Ausgaben von Burcard Waldis (Frankf. 1553. in Fol.) und von Matthäus Schultes.

Ein Seitenſtück zu dem Teuerdank iſt der Weißkunig, zu welchem Maximilian auch den Plan entwarf, und den ſein Secretär Marcus Treitzſaurwein von Ehrentreitz zuſammenſtellte. Ein Theil dieſes allegoriſchen Gedichts, von geringem äſthetiſchen Werthe, gehört in die Zeit Friedrichs 3; dann wird Maximilians Leben von ſeiner Erziehung an bis zum Ende des venetianiſchen Kriegs geſchildert. Durchgehends werden die geſchichtlichen Perſonen mit allegoriſchen Namen bezeichnet. (Die einzige Ausgabe davon erſchien, nach einer Wiener Handſchrift, in 2 Theilen zu Wien, 1775. Fol. mit vielen Holzſchnitten.)

Dem Stoffe und der Form nach aus ſehr verſchiedenen Zeiten, zum Theile dem folgenden Zeitraume angehörend, wenn gleich mehrere der altteutſchen Dichtkunſt eigenthümliche Gegenſtände und Sagen in denſelben behandelt werden, ſind die Gedichte in folgenden neuern Sammlungen:

Des Knaben Wunderhorn. Altteutſche Lieder, geſammelt von L. A. von Arnim und Clem. Brentano. 3 Theile. Heidelb. 1806 — 1808. 8.

Sammlung teutſcher Volkslieder, mit einem Anhange flammländiſcher und franzöſiſcher, nebſt Melodieen, herausgegeben durch Büſching und von der Hagen. Berl. 1807. 8. (Vergl. Leipz. LZ. 1809, St. 7).

Narrenbuch. Herausgegeben durch Fr. Heinr. von der Hagen. Halle, 1811. 8. (Vergl. Hallesche LZ. 1812, N. 24, und Leipz LZ. 1812, N. 161 — 163).

Die teutschen Volksbücher, von J. Görres. Heidelb. 1807. 8. (Vergl. Hallesche LZ. 1808, N. 151).

Dritter Zeitraum.

Von Luthers Bibelübersetzung bis auf die Zeit der beginnenden klassischen Sprachbildung im Jahre 1740.
(von 1534 — 1740.)

69.

Uebersicht über diesen Zeitraum.

Mit einem mächtigen, und für die fernste Zukunft der gesammten europäischen Menschheit nicht zu berechnenden, Einflusse war die Kirchenverbesserung ins öffentliche Leben der Völker getreten; der große Kampf für die religiöse und kirchliche Freiheit hatte alle edle Kräfte des Geistes aufgeregt, und Luther, einer der ungewöhnlichen Menschen, die ihrem ganzen Zeitalter vorangehen und ein ganzes Zeitalter aufwiegen, war als Dichter, als Redner auf der Kanzel, als Prosaiker, und als Uebersetzer der Bibel in teutsche Sprache, der Mann des teutschen Volkes im höchsten Sinne des Wortes geworden; denn so vielseitig, wie er, hatte noch kein Teutscher über alle Formen der Sprache geboten; in dieser Reinheit hatte sie noch keiner gesprochen und geschrieben; mit dieser Würde und Kraft war sie bis dahin noch nicht gehandhabt worden.

Unläugbar wirkte es auf den neuen Charakter, welchen die teutsche Sprache damals erhielt, bedeutend ein, daß es das heilige Reich religiöser Wahrheiten, daß es der Kreis der ewigen Ideen des menschlichen Geistes war,

für deren Darſtellung Luther und die, welche mit Geiſtesverwandtſchaft ihm ſich anſchloſſen, die bildſame Sprache der Teutſchen in dieſer denkwürdigen Zeit geſtalteten.

Allein, nach einem kaum dreißigjährigen kräftigen Fortſchritte des teutſchen Volkes zur höhern geiſtigen Mündigkeit, ward dieſer Fortſchritt plötzlich durch die Macht des Reactionsſyſtems aufgehalten, für welches ſelbſt der Kaiſer Karl 5 ſich bewaffnet hatte. Zwar konnte der Sieg bei Mühlberg (1547) nur den ſchmalkaldiſchen Bund, nicht aber den Proteſtantismus ſelbſt vernichten, und wenige Jahre darauf rettete und ſicherte der größte teutſche Fürſt jener Zeit, der ſächſiſche Moritz, im Paſſauer Vertrage (1552) den politiſchen und öffentlichen Charakter der Kirchenverbeſſerung; doch unverkennbar trat ſeit Luthers Tode (1546) bereits ein Stillſtand im höhern geiſtigen Leben der Teutſchen, und namentlich auch in der Fortbildung der teutſchen Sprache ein, wozu, außer den Anſtrebungen des beſonders in die Hände der Jeſuiten gegebenen Reactionsſyſtems, und außer den unfruchtbaren theologiſchen Streitigkeiten, auch der fortdauernde, zunächſt auf das Studium der alten Sprachen beſchränkte Zuſtand der geſammten teutſchen Bildungsanſtalten viel beitrug. Die Gelehrten, von welchen, bei den damaligen Verhältniſſen der einzelnen Stände des teutſchen Volkes gegen einander, (wo namentlich unter dem Adel der im Zeitalter der Hohenſtaufen kräftig aufgeregte Sinn für Wiſſenſchaft und Dichtkunſt faſt ganz erloſchen war,) die freie Fortbildung der herrlichen Mutterſprache zunächſt erwartet werden mußte, zogen den Ausdruck in einer todten Sprache vor, deren Gebiet völlig abgeſchloſſen war, und trennten dadurch von neuem den Kreis der Bildung und des Fortſchreitens der Sprache von dem öffentlichen Volksleben. Die Dichter dieſer Zeit dichteten lateiniſch, und gefielen ſich in der Nachahmung der Ueberreſte des klaſſiſchen Alterthums. Selbſt diejenigen, welche als klaſſiſche Humaniſten galten, ſchrieben ein unbehülfliches, unlesbares, mit Latinismen verbrämtes Teutſch! Wer ſollte, unter ſolchen

Verhältnissen, der rückwärts sinkenden Sprache sich annehmen! *)

70.

Fortsetzung.

Doch mitten unter den Stürmen des 30-jährigen Krieges begann in Schlesien, das weniger, als das innere Teutschland, von diesem Kriege erschüttert ward, das bis in die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu Polen gehörte, und dann seit der Ankunft teutscher Kolonisten die teutsche Sprache, statt der slavischen, angenommen hatte, eine neue Blüthe der teutschen Dichtkunst. Man nennt diesen Zeitabschnitt nicht ohne Grund den schlesischen, weil es Martin Opitz, und mehrere seiner Landsleute, doch mit Einschluß des aus Sachsen stammenden Flemming's und einiger anderer, waren, welche die langvergessene Bahn mit neuem glücklichem Erfolge betraten, wenn gleich die meisten derselben der höhern schöpferischen Einbildungskraft ermangelten.

---

*) Hieher gehört das wahre Wort Bouterweks (Th. 9, S. 200 f.) über diesen Zeitpunct: „Die teutsche Sprache kam den teutschen Gelehrten so barbarisch vor, daß sie sich ihrer nur aus Noth, im gemeinen Leben, und bei besonders populären Verhandlungen, bedienten. Dies war die erste Folge des Studiums der alten klassischen Literatur in ihren Einflüssen auf die teutsche. Auf den Schulen und Universitäten, die bestimmt waren, die Wissenschaften empor zu bringen, bildete sich jener lateinische Pedantismus, der sich selbst der geschmackvollsten Werke des klassischen Alterthums bediente, eine neue Geschmacklosigkeit einzuführen. Es ist bekannt, wie lange sich diese Denkart der teutschen Gelehrten erhalten hat. Darum hat auch die Menge der Schulen und Universitäten in Teutschland, bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, nicht nur fast gar nichts zur Bildung des Geschmackes in der Nationalliteratur beigetragen; sie hat sogar die Fortschritte dieser Literatur beinahe um dritthalb hundert Jahre aufgehalten. Einzelne treffliche Männer suchten ein ästhetisches Band zwischen der Gelehrsamkeit und der Literatur in der Muttersprache anzuknüpfen; die Schullehrer und Professoren aber blieben stolz auf ihren antiteutonischen Pedantismus. Sie würdigten das Studium der teutschen Sprache und Literatur höchstens als eine Nebensache, mit der sich der Gelehrte allenfalls beiläufig und ohne besonderes Interesse beschäftigen könne."

Bald aber entfernte ſich der noch unſichere Geſchmack, der in den niederdrückenden politiſchen Verhältniſſen ſeit dem weſtphäliſchen Frieden im teutſchen Reiche keine Aufregung und keinen Stützpunct fand, weil namentlich der Wohlſtand, die Bevölkerungszahl und die Rechte des dritten Standes in jenem Kriege und seit demſelben mächtig erſchüttert worden waren, von neuem von dem kaum durch jene Dichter vorgeſteckten Ziele. Hofmannswaldau, Lohenſtein und andere gefielen ſich in einem Schwulſte, der eben ſo nachtheilig auf die zweckmäßige Fortbildung der Sprache wirkte, wie die ihnen folgende waſſerreiche Schule von Neukirch und denen, die ihm huldigten. Unläugbar fehlte es in dieſer ganzen Zeit der teutſchen Nation an hervorragenden Geiſtern in den Kreiſen der Wiſſenſchaft und Kunſt, und ſelbſt die beſſern Köpfe dieſes Zeitraumes reichten nicht an die, die vor ihnen geweſen waren, und die, welche ihnen im achtzehnten Jahrhunderte folgten. Daher konnten auch die im ſiebenzehnten Jahrhunderte entſtandenen Geſellſchaften für die Ausbildung der teutſchen Sprache, bei allem guten Willen für die Reinigkeit derſelben und für die Blüthe der Dichtkunſt, ſo wenig leiſten, weil weder ihre Stifter, noch ihre Mitglieder den innern Beruf hatten, einen neuen Umſchwung in der Welt des Geiſtes zu bewirken. Dazu kam gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die unſelige Nachahmungsſucht der Franzoſen, und die Aufnahme franzöſiſcher Wörter, Endungen, Redensarten, und Nachbildungen des franzöſiſchen Periodenbaues in die teutſche Sprache, wenn gleich Ludwig 14 auf dem Reichstage für den Erbfeind Teutſchlands erklärt worden war. Vorausgeeilt war Frankreich den Teutſchen allerdings an volksthümlicher Bildung ſeiner Sprache und ſeiner ſchönen Literatur, und ſchon ſeit den Zeiten der provenzaliſchen und nordfranzöſiſchen Dichter war die franzöſiſche ſchöne Literatur, nach Stoff und Form, Vorbild der Teutſchen in vielfacher Hinſicht — und mehr, als die italieniſche, ſpaniſche

und englische — gewesen; allein nicht blos die Sprache der Teutschen, auch Sitten, Verfassung, Erziehung und Nationcharakter empfanden bald den traurigen Einfluß, welcher über den Rhein zu den Teutschen, und besonders über die höhern Stände kam. Denn damals strömten die Teutschen nach Paris, als den Mittelpunct des guten Tones und der feinen Welt; damals ward die geglättete Sprache Frankreichs die Lieblingssprache der höhern Stände, die seit dieser Zeit auf ihre Muttersprache, zum Theile aus völliger Unkunde derselben, mit Stolz herabsahen. Während daher in dieser Zeit die Hochschulen und übrigen Bildungsanstalten der Teutschen im latinisirenden Pedantismus allen Einfluß auf die höhere Fortbildung der Nationalsprache und auf die Entwickelung und den Fortschritt des vaterländischen Volkes verloren, leiteten französische Erzieherinnen die Jugend der höhern Stände sogleich vom ersten Lallen menschlicher Töne an nach französischer Sitte und in französischer Sprache. Nur der, allmählig von der zermalmenden Verwüstung des dreissigjährigen Krieges sich wieder ermannende, dritte Stand bewahrte sich am meisten unter den Teutschen vor der erschlaffenden und geisteslähmenden Nachahmung der Franzosen; vor der Annahme ihrer sogenannten feinen, den sittlichen Charakter in bloße abgeglättete Gesellschaftsformen verwandelnden, Sitten, und vor dem falschen Schimmer, den man durch das Sprechen der französischen Sprache, auf Kosten der teutschen Volkssprache, erkaufte.

Doch immer blieben es, gegen das Ende des siebenzehnten, und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, nur Einzelne, welche an die heiligen Rechte und an die Vortrefflichkeit der teutschen Sprache mit Nachdruck und Würde durch Wort und Schrift erinnerten. Unter ihnen ragt Thomasius weit hervor, der zuerst es wagte, in teutscher Sprache auf teutschen Hochschulen zu teutschen Jünglingen zu reden, nnd über wissenschaftliche Gegenstände teutsch zu schreiben. Sein Vorgang fand Nachfolger, und bald verdankte die teutsche Sprache diesen echtteuschen Män-

nern, besonders dem Philosophen Christian Wolff, der in seinen teutschen Schriften wenn auch nicht blühend und anziehend, aber doch gründlich und richtig sich auszudrücken verstand, ihre wissenschaftliche Ausbildung. Zwar genas man nur langsam von dem Vorurtheile, daß es eine Schande sey, richtig und schön teutsch zu sprechen und zu schreiben; allein die Zahl derer, welche gegen das Jahr 1740 der teutschen Dichtkunst, Beredsamkeit und Prosa einen neuen Umschwung gaben, vermehrte sich bedeutend, und die höhere Bildung und Reife, welche seit dieser Zeit der dritte Stand in Teutschland durch selbstthätige Kraft erreichte, gaben — und dies entschied für die Folge — dem teutschen Volksleben eine neue, bis dahin noch nicht gekannte, edlere und höhere Richtung und öffentliche Ankündigung. Diese wackern teutschen Männer, und ausgezeichneten Fürsten auf teutschen Thronen, welche das Licht der Wissenschaft und Kunst liebten und beförderten, gaben daher damals den Ausschlag für die rasche Fortbildung der teutschen Sprache in dem darauf folgenden Zeitraume.

71.

Uebersicht über die wichtigsten Sprachdenkmäler in diesem Zeitraume.

So groß und fast einzig die Kirchenverbesserung in der Reihe der Weltbegebenheiten steht; so groß und seine Zeitgenossen an geistiger Kraft, an tiefem Gemüthe und an unerschütterlicher Beharrlichkeit des Willens überwiegend erscheint auch Luther im geschichtlichen Gebiete der teutschen Sprache. Nur diese seltene Verbindung gleichmäßiger Entwickelung der geistigen Vermögen mit gründlicher Gelehrsamkeit bewirkte, daß er eben so frei und glücklich über die Sprache der Prosa, wie über die Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit gebot; daß, wenn er auch viele ältere religiöse Lieder nur verbesserte und aus dem

Lateinischen übersetzte, doch seine eigenen entschieden jene weit übertrafen; daß seine Predigten gleich stark zum Verstande, wie zum Gefühle und zum Willen sprachen; daß seine gelehrten Schriften nicht blos für den Gelehrten sich eigneten, sondern auch durch ihre Popularität dem gebildeten Mittelstande zusagten; daß seine Volksschriften sich so weit verbreiteten und so außerordentlich viel bewirkten, und daß seine Briefe eben so herzlich und gutmüthig, als lehrreich waren. Denn Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, unbestechlicher Sinn für das, was er als Wahrheit anerkannte, innige Wärme für Religion, Sittlichkeit und Volksglück, und männliche Kraft und Stärke sind durchgehends in seinen Schriften aufs innigste vereint. Im höhern Sinne ist er der erste Prosaiker und der erste Kanzelredner der teutschen Nation; denn die wenigen Prosaiker und Kanzelredner (Tauler, Gayler) vor ihm sind nicht mit ihm zu vergleichen. Mögen immer mehrere heftige Aeußerungen und mehrere Derbheiten in einigen seiner (besonders spätern) Schriften nicht ganz dadurch entschuldigt werden können, daß der, seiner guten Sache und seines großen Zweckes sich bewußte, Mann oft sehr gereizt und gewaltsam durch seine Gegner aufgeregt ward; so darf man doch auch die Zeit nicht vergessen, in welcher er schrieb, wo der Ton und Ausdruck, den er bisweilen annahm, damals noch nicht so ungewöhnlich war, wie jetzt. Man muß vielmehr bei den zahlreichen Schriften, die er hinterließ, den Gedankenreichthum, die Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks, und das Gerundete und Musikalische seines Periodenbaues (er selbst war gründlicher Kenner der Musik) bewundern, besonders aber den Reichthum, den Adel und die Würde der Sprache, die er auf seine (im Jahre 1534 vollendete) Bibelübersetzung übertrug, die, bei einzelnen verfehlten Stellen und bei einzelnen Archaismen, doch, noch nach den Fortschritten der teutschen Sprache in den letzten dreihundert Jahren, ein unerreichtes und unübertroffenes Meisterwerk der religiösen Sprachdarstellung geblieben

iſt *). Beſonders durch dieſe ward die meißniſche Mundart die Grundlage des Hochteutſchen oder der Bücherſprache ſeit der Zeit der Kirchenverbeſſerung.

Es gibt fünf Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Werke: die Wittenberger (1539 — 1559), welche die teutſchen Schriften in 12, und die lateiniſchen in 7 Foliobänden, doch mit Weglaſſung der härtern Ausdrücke, enthält; — die Jenaiſche (1555 — 1558), der Wittenberger in der Vollſtändigkeit entgegengeſetzt und nach der Zeitfolge geordnet, in 8 teutſchen und 4 lateiniſchen Foliobänden (zu beiden Ausgaben gehören die zwei Ergänzungsbände von Aurifaber, Eisleben, 1564 f.); — die Altenburger (von Sagittarius 1661 — 1664 in 10 Foliobänden beſorgt; vollſtändiger als die Jenaiſche, aber blos die teutſchen Schriften enthaltend); — die Leipziger (1729 — 1740, in 23 Foliobänden); — und die Hallesche (von J. Geo. Walch geleitete, 1737 — 1753, in 24 Quartbänden). —

Unter den neuern Auszügen aus Luthers Werken verdient der von F. W. Lomler (3 Theile, Gotha, 1817. 8.) und von K. Gtli. Bretſchneider (Luther an unſere Zeit, Erfurt, 1817, 8.) Berückſichtigung. — Außerdem Aug. Jac. Rambach, über Luthers Verdienſte um den Kirchengeſang. Hamb. 1813. 8.

J. Geo. Palm, Hiſtorie der teutſchen Bibelüberſetzung Lutheri, von dem Jahre 1517 an bis 1534, herausgegeben mit Anmerk. v. J. Melch. Göze. Halle, 1772. 4.

Georg Wilh. Panzer, Entwurf einer vollſtändigen Geſchichte der teutſchen Bibelüberſetzung Luthers vom Jahre 1517 an bis 1581. Nürnb. 1783. 8.

Dietrich v. Stade, Erläuter- und Erklärung der vornehmſten teutſchen Wörter, deren ſich D. Mart. Luther

---

*) Schon Conring urtheilte von dieſer Bibelüberſetzung: dixerit merito, ex isthac versione nos Germanos recte scribere et loqui emendate didicisse.

in Uebersetzung der Bibel in die teutsche Sprache gebrauchet. 3te verm. Aufl. Bremen 1737. 8.

J. Melch. Götze, Versuch einer Geschichte der gedruckten niedersächsischen Bibeln vom Jahre 1470 bis 1621. Halle, 1775. 4.

Wilh. Abrah. Teller, vollständige Darstellung und Beurtheilung der teutschen Sprache in Luthers Bibelübersetzung. 2 Thle. Berl. 1794 f. 8.

Die Richtung, welche die religiöse Dichtkunst in dieser Zeit erhielt, erhellt aus der Summe von mehr als 33,000 teutschen Kirchenliedern, die man in dem ersten Viertheile des 18ten Jahrhunderts von ungefähr 500 Verfassern zählte. Vergl. Bouterwek, Th. 9. S. 407 f., und Kochs Compend. der t. Lit. Gesch. Th. 2. S. 44 ff. Fr. Ferd. Trgt. Heerwagen, Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. Th. 2. Neust. 1792. 8. Gtfr. Lebr. Richter, allgemeines biographisches Lexicon alter und neuer geistlicher Liederdichter. Leipz. 1804. 8. und Aug. Jac. Rambach, Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche, nach der Zeitfolge geordnet und mit geschichtlichen Bemerkungen begleitet. 3 Theile — (wovon hieher Th. 2 und 3 gehören.) Hamb. 1817 ff. 8.

72.

Fortsetzung.

Ein mächtiger Kämpfer im Zeitalter der Kirchenverbesserung gegen das Papstthum, gegen die Verfinsterer seiner Zeit und gegen allen geistlichen und weltlichen Druck, war der teutsche Ritter, Ulrich von Hutten (geb. 1488, † 1523). In seinen wenigen teutschen prosaischen und dichterischen Schriften herrscht eine leidenschaftliche, bittere Satyre; an den epistolis obscurorum virorum hatte er Antheil *).

*) Gtlo. Chstn. Fr. Mohnike, Ulrich Huttens Jugendleben. Greifswalde, 1816. 8. und Küttners Charakteristik teutscher Dichter, S. 84 ff. Huttens teutsche Gedichte gab Aloys Schreiber, Heidelberg 1810 in 8 heraus.

Auf der Grenze des vorigen und dieses Zeitraumes der Geschichte steht der Meistersänger und Schuhmacher zu Nürnberg Hans Sachs (geb. 1494, † 1576). War gleich sein Leben zwischen seinem Handwerke und der Dichtkunst, deren erste Kenntniß er dem Nürnberger Leinweber und Meistersänger Nunnenbeck verdankte, getheilt; so war er doch gewiß der fruchtbarste Dichter dieser Zeit, und versuchte sich in den verschiedensten Formen der Dichtkunst. Er übersetzte die meisten Schriften des alten und neuen Testaments in teutsche Verse; er schrieb 208 biblische und weltliche Komödien, Tragödien und Fastnachtsspiele; 1700 Fabeln, Allegorien und Erzählungen, Schwänke und kleinere Gedichte; überhaupt, nach eigener Angabe, 6048 Stücke, wovon aber höchstens der vierte Theil gedruckt worden ist. Mit Wärme schloß er sich der Kirchenverbesserung an; er schrieb die: Wittenbergische Nachtigal. — Seine Gedichte bezeugen ein seltenes, vielseitiges Talent, völlige Eigenthümlichkeit in der Behandlung des Stoffes, frommen religiösen Sinn, ein sittliches Gemüth, und ernste Rüge der Thorheiten und Ausschweifungen aller Stände seiner Zeit. Nur darf er freilich nicht überschätzt werden *).

Geistreicher und gelehrter, als Hans Sachs, erscheint sein Zeitgenosse, der Protestant Johann Fischart, ein Mann von großem Witze und bitterer Satyre, der aber auch derbe und schmutzige Darstellungen nicht verschmähte, und zunächst in seiner kühnen und oft sehr abenteuerlichen und gewaltsamen Behandlung der teutschen Sprache einzig da-

---

*) Sal. Ranisch, Lebensbeschreibung Hans Sachsens. Altenb. 1765. 8. — Er veranstaltete selbst eine Sammlung seiner Gedichte in 3 Büchern (Theilen). Nürnberg 1558 — 1561. Fol. Eine zweite, mit 600 Gedichten vermehrte, Ausgabe erschien in 5 Theilen. Nürnb. 1570 ff. Fol., und eine dritte in 5 Theilen. Kempten, 1612 ff. 4. — Eine Modernisirung derselben versuchte Büsching: Hans Sachs Gedichte, bearbeitet und herausgegeben, 2 Theile. Nürnb. 1816 f. 8. — Schon früher erschien ein Auszug aus Hans Sachsens Gedichten von Häßlein. Nürnb. 1781. 8.

steht *). Besonders tragen die Titel seiner Schriften ein seltsames Gepräge: z. B. affentheuerlich naupengeheurliche Geschichtklitterung u. s. w. 1552 8. (ein komischer Roman, dem Rabelais nachgebildet) — Bienenkorb des h. römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen, Hurnaußnäster rc. durch Jesuwalt Pickhart, des canonischen Rechts Canonisirten. 1579. 8. Er bekämpfte in dem letzten Gedichte besonders die Sittenlosigkeit der Pfaffen; es erlebte in kurzem viele Auflagen.

Als Dichter von Fabeln, deren Stoffe er theils dem Aesop und Phädrus nachbildete, theils selbst erfand, und, in einer reinen Sprache, nicht selten mit vielen komischen Zügen ausstattete, wenn er gleich bisweilen ins Breite fiel, und die Grenzlinie zwischen Fabel und Erzählung nicht streng festhielt, gehört der protestantische Kaplan der Landgräfin Margaretha von Hessen, Burcard Waldis, in diese Zeit. In vier Büchern, jedes von hundert Fabeln, erschien seine Sammlung: Esopus gantz neuw gemacht vnd in Reimen gefaßt. Frkf. am M. 1548. 8. und dann in mehrern Auflagen. Er bearbeitete auch den Teuerdank von neuem, und starb in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. — Im achtzehnten Jahrhunderte schrieb Zachariä Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier. Braunschw. 1771. 8., welche Eschenburg, nach Zachariä's Tode, in einer zweiten Auflage 1777, bereichert mit einem Anhange der besten Fabeln von Waldis, herausgab. — Stärker in der Mischung der Farben, derber im Ausdrucke, und schneidender in der Rüge menschlicher Thorheiten war Erasmus Alberus († 1553) in seinen 49 Fabeln (Buch von der Tugend und Weisheit. Frkf. am M. 1550. 4.)

*) Ueber sein Leben sind keine sichern Nachrichten vorhanden; nur weiß man, daß er Doctor der Rechte, und 1586 Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken war. Er starb vor 1590.

Höher aber an lebendiger Zeichnung der Charaktere, an Reichthum der Bilder, an Weltkenntniß, Humor und üppigem Witze stand Georg Rollenhagen *) (geb. 1542 zu Bernau, † 1609 als Rector zu Magdeburg), der in seinem Froschmeuseler Magd. 1595. 8. (viele Auflagen bis 1730) zwar den Stoff von Homer's Batrachomyomachie im Allgemeinen zum Grunde legte, das Ganze aber zu einem echtteutschen, etwas breiten komischen Heldengedichte in 3 Büchern, mit vielen Episoden, gestaltete, in welchem er die Thorheiten seiner Zeit geiselte, und dadurch den nächsten Platz nach Reineke dem Fuchs behauptete, auf welchen er nicht selten Rücksicht nahm. Der neue Froschmäuseler [von Strengel], Kölln, bei Pet. Haammer 1796. 8. ist unvollendet geblieben. — (Karl Lappe gab heraus: Froschmäuseler, im Auszuge. Stralſ. 1816. 8).

Nicht ohne lebhafte Einbildungskraft, aber ohne deutliche Begriffe, und in einer unheilbaren Mystik befangen, schrieb der zu Alt-Seidenberg bei Görlitz (1575) geborne Schuster, Jacob Böhme **) († 1624), neben der Betreibung seines Handwerkes, viele, weit über ihren Werth gefeierte, philosophische Schriften, unter welchen seine erste: Aurora (1612) wohl die wichtigste ist. (Seine gesammten Schriften erschienen in 2 Theilen: theologia revelata. Amsterd. 1730. 4. und in 6 Theilen, 1730. 8.)

Nach dem Vorgange der Franzosen und Italiener vermehrten sich in diesem Zeitabschnitte die Erzeugnisse der dramatischen Dichtkunst ***); sie beschränkten sich aber zunächst in Tragödien und Komödien auf biblische Stoffe. So namentlich die beiden Nürnberger, Hans Sachs und

*) Ueber ihn: Bragur, Th. 3, S. 427.

**) Ueber ihn: Jacob Böhme, ein biographischer Versuch. Pirna, 1801. 8. und Eberhard im Biographen, Th. 1. Stck. 1. S. 107 ff.

***) Neulich hat Ludw. Tiek, in s. teutschen Theater, 2 Bände. Berl. 1817. 8. versucht, das altteutsche Theater seit Hans Sachs, Ayrer, Gryphius u. a. zu erneuern. Es sollen sechs Bände werden.

Jacob Ayrer *), obgleich der letzte auch Gegenstände der weltlichen Geschichte bearbeitete. Im letzten Viertheile des sechszehnten Jahrhunderts erschienen bereits teutsche Uebersetzungen der Iphigenia des Euripides, und des Eunuchs des Terenz. Der närrische Knecht, später der Hanswurst genannt, durfte in den echtteutschen Possenspielen dieser Zeit nicht fehlen. — Auch das Volkslied ward bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vielfach angebaut, wie die erschienenen Sammlungen derselben (z. B. newer lieblicher Galliardt **), von Nic. Rosth, 2 Thle. Altenb. 1593. 4.) bezeugen. — Zur didactischen Dichtkunst dieser Zeit gehört das gutgemeinte Lehrgedicht: die Haushaltungskunst, von dem Kirchenliederdichter Matthesius zu Joachimsthal ***), und des Elsassers Holzwart: Lustgarten neuer teutscher Poeterei (Straßb. 1568. Fol.)

Die erste teutsche Sprachlehre schrieb, im Zeitalter der Kirchenverbesserung, Valentin Ickelsamer (Teutsche Grammatica etc. 5 Bogen. 8. ohne Jahreszahl und Druckort). — Ihm folgten: Laurentius Albertus, genannt Ostrofrank (Teutsch Grammatick oder Sprachkunst ꝛc. Augsb. 1573. 8.); Joh. Clajus aus Herzberg (grammatica germanicae linguae, ex bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta. Lips. 1578. 8., und dann in vielen Auflagen) und andere. Das erste teutsche Wörterbuch erschien, anonym, im Jahre 1480. (Vocabularius, in quo latinum praecedit, et teutonicum subjungitur.) Ihm folgten: Vocabularius teutonicus. Nürnb. 1482. 4., wo im

*) Vergl. Gottsched, in s. Vorrathe zur Gesch. der dramat. Dichtkunst, Th. 1. S. 142 ff.

**) nach einem Volkstanze so genannt.

***) Vergl. darüber Kinderling im Bragur, Th. K. S. 317.

Teutschen die schwäbische und fränkische Mundart vermischt ward; — Vocabularius rerum, von Wenzel Brack. Strasb. 1489. 8. — Diese und einige andere übertraf aber das von Josua Maler: die teutsch Spraach. Alle Wörter, Nahmen und Arten zu reden in hochteutscher Sprach ꝛc. Zürich, 1561. 4. — Durch eine Sammlung teutscher Sprüchwörter (zuerst 1528. 8. gedruckt) machte sich der Theolog Johann Agricola um die Sprache verdient.

73.

Fortsetzung.

Je weniger in den letzten Jahrzehenden des sechszehnten und den ersten des siebenzehnten Jahrhunderts von den, in latinisirenden Formen fast ohne Ausnahme untergegangenen, teutschen Hochschulen und den einzelnen teutschen Gelehrten für den Anbau und die Fortbildung der teutschen Sprache geleistet ward; desto erfreulicher war die Erscheinuug, daß seit dem Jahre 1617 mehrere Gesellschaften, nach Art den italienischen, zunächst für diesen Zweck zusammentraten, wenn gleich auch ihre Mitglieder mehr durch guten Willen für die große Angelegenheit der teutschen Sprachbildung, als durch höhere Talente und durch klassische Erzeugnisse der Sprachdarstellung bekannt geworden sind.

Die erste dieser Gesellschaften war die sogenannte fruchtbringende, oder der Palmenorden *), ver-

*) Zur Geschichte dieses Ordens gehören: G. P. Harsdörfer, die Forpflanzung der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft. Nürnb. 1651; besonders aber Georg Neumarks (des Sprossenden) neusprossender teutscher Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der hochloblichen fruchtbringenden Gesellschaft. Nürnb. 1668. 8. — Ed. Geissler, disquisitio historica de societate frugifera. Lips. 1772. 4. — J. Chstph. Gottsched, Einladungsschrift von der vormaligen fruchtbringenden Gesellschaft. Leipz. 1755. — J. Mich. Heinze, Erzählung von der fruchtbringenden Gesellschaft. Weimar, 1780. 4. und dessen vermischte Nachrichten aus den Acten der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Schmackhaften (dem Herz. Wilhelm von Weimar). Weimar, 1781. 8.

anlaßt durch Caspar von Teutleben an der herzoglichen Tafel zu Weimar, und gestiftet daselbst im Jahre 1617. Ihre Stifter waren die drei gemeinschaftlich regierenden Herzoge von Weimar, Johann Ernst der jüngere, Friedrich, und Wilhelm, und die beiden Fürsten von Anhalt Ludwig und Johann Kasimir. Der Fürst Ludwig von Anhalt ward ihr Präsident, der Versammlungsort das Schloß zu Köthen, und mehrere teutsche Edelleute traten bei. Ihr Zweck war die Beförderung der Reinheit der teutschen Sprache, das Aufblühen der volksthümlichen Literatur, und ein Leben im Geiste altteutscher Denkart und Tugend. Da jedes Mitglied, um das Nichtssagende der teutschen Titelsucht zu beseitigen, einen besondern Namen in der Gesellschaft führte; so hätten nur diese Bezeichnungen das Kostbare, Gesuchte und Gespielte von sich ausschließen sollen. Dazu kam, daß mit dieser Benennung noch die Annahme eines Emblems aus dem Pflanzenreiche verbunden ward *). Wurden gleich in der Folge Opitz und Gryphius in diese Gesellschaft aufgenommen; so fehlte ihr doch Geist und Thätigkeit für ihren wohlberechneten Zweck. Sie erlosch im Jahre 1680, ohne ein vollgültiges Zeichen ihres Lebens gegeben zu haben.

Die in Straßburg ums Jahr 1633 gebildete aufrichtige Tannengesellschaft verlor sich sogleich wieder aus der Geschichte **).

---

*) Fürst Ludwig von Anhalt nannte sich den Nährenden, und nahm ein ausgebackenes Weizenbrod zum Sinnbilde. Hans Georg von Anhalt nannte sich den Wohlriechenden, und wählte die Maiblume. Ein anderer hieß der Gemäßigte mit dem Sinnbilde eines Scheffels voll Bohnen; wieder einer der Abtreibende, mit Kümmel; einer der Gekochte, mit Salbei; andere nannten sich der Klebrichte, der Beregnete, der Faselnde u. s. w.

**) Einer ihrer Stifter war der Elsasser Dichter Jesaias Rempler von Löwenhalt. Von ihm erschien: erstes Gebüsch seiner Reimgetichte. Straßb. 1647. 4. Wie kräftig er die damaligen politischen Verhältnisse Teutschlands schilderte, sehe man in den Beispielen bei Bouterwek, Th. 9, S. 222 ff.

Für den an sich löblichen Zweck der Sprachreinigung stiftete ein überspannter Purist, ohne höhere geistige Bildung und Kraft, Philipp von Zesen, in Verbindung mit Dietrich Peterson, zu Hamburg (1643) die teutsch gesinnte Genossenschaft (oder die Rosengesellschaft) *). Auch in ihr wurden besondere Namen angenommen; selbst Frauenzimmer traten als Mitglieder bei. Die Gesellschaft hörte im Jahre 1705 auf.

Berühmter und dauernder war der gekrönte Blumenorden, oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer **), von Harsdörfer und Klai ***) im Jahre 1644 zu Nürnberg gestiftet. Sie nahm zunächst Gelehrte in ihre Mitte auf, die sich Schäfernamen (Myrtil, Damon, Daphnis rc.) beilegten. Sie beabsichtigte Reinheit der teutschen Sprache und Emporblühen der teutschen Dichtkunst. Wenn sie gleich etwas mehr, als die vorhergenannten Gesellschaften, leistete; so hat sie doch auf das Ganze der teutschen Sprachbildung keinen Einfluß behauptet. Sie ist noch nicht ganz erloschen.

Für eine ähnliche Bestimmung ward (1660) von dem Dichter und Prediger Johann Rist zu Pinneberg im

*) Der teutschgesinnten Genossenschaft Zunft- Tauf- und Geschlechtsnamen. Wittenb. 1685. 8. fortgesetzt bis 1705, von Joh. Peisker. — Zesen's Hauptschrift ist seine teutsche Metrik unter dem Titel: hochteutscher Helikon, zuerst gedruckt 1640. 4te Auflage, 1651.

**) (J. Herdegen, genannt Amarantes), historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfange und Fortgange. Nürnb. 1744. 8.

***) Harsdörfer († 1658), war ein Mann von ausgezeichneter Belesenheit und Gelehrsamkeit, aber wenigem Dichtertalente, wie dies seine geistlichen Lieder in seinen Sonntagsandachten, und s. Lieder und Sonette in seinen Frauenzimmergesprächspielen, 8 Th. (Nürnb. 1642 ff.) beweisen. — Klai (zu Meißen 1616 geb. † 1656), des Vorigen Freund, hatte größeres dichterisches Talent, als jener, entfernte sich aber in seinen Schäfergedichten und dramatischen Producten, in welchen er, noch vor Gryphius, bei den Teutschen eine neue Bahn brach, zu sehr von dem guten Geschmacke.

Holsteinischen der Schwanenorden an der Elbe *) gestiftet, doch ohne derselben zu entsprechen.

Weit mehr leistete bis zu der Zeit, wo die teutsche Sprachbildung ihre allgemeinere Verbreitung im dritten Stande in allen einzelnen teutschen Staaten erhielt, die von J. Burc. Mencke (1697) gestiftete und von Gottsched erneuerte teutsche Gesellschaft zu Leipzig **), welche noch jetzt fortdauert. Mit ihr wetteiferten, doch mit sehr verschiedenartigem Erfolge und zum Theile erst nach dem Jahre 1740 entstanden, die Jenaische teutsche Gesellschaft †) (1728 von Joh. Albr. Fabricius gestiftet); die Hamburger ††); die Greifswaldische; die Göttingische; die Königsbergische; die Kieler; die Altorfische; die Wittenbergische; die Duisburgische; die Anhaltische;

*) Candorins teutscher Cimberschwan, darin des hochlöblichen edlen Schwanenordens Anfang, Zunehmen 2c. entworfen. Lübeck, 1665. 8. — Der Stifter, Johann Rist († 1667), war ein fruchtbarer Dichter von Kirchenliedern. Seine weltlichen Gedichte erschienen in der Musa teutonica, d. i. teutsche poetische Miscellaneen, Hamb. 1640. 8. und in s. poetischen Lustgarten. Hamb. 1638. 8.

**) Zur Geschichte derselben gehören: Schediasma de instituto societatis philoteutonico-poëticae. Lips. 1722. 4. — Nachricht von der erneuerten teutschen Gesellschaft. Leipz. 1727. und Fortsetzung derselben bis 1731. — Der teutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften und Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart; mit Vorrede von Gottsched. Leipz. 1730. — Der teutschen Gesellschaft in Leipzig gesammelte Reden und Gedichte bei dem Eintritte und Abschiede ihrer Mitglieder; mit Vorrede von Gottsched. Leipz. 1732. — Derselben Ausarbeitungen und gelehrt. Schriften. 3 Th. Leipz. 1742. — Derselben Nachrichten und Anmerkungen, welche die Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst betreffen. Leipz. 1740 ff.

†) Gesetze der teutschen Gesellschaft in Jena. 1730. — (G. Stolle), Sammlung der Schriften der teutschen Gesellschaft in Jena. Jena, 1732. — Karl Gthe. Müller, Nachricht von der teutschen Gesellschaft und der jetzigen Verfassung derselben. Jena, 1753. 8. — Dessen Schriften der teutschen Gesellschaft zu Jena. 2 Th. Leipz. 1754. 8.

††) Weichmann's Poesie der Niedersachsen, sonderlich der vormals in Hamburg blühenden teutsch ausübenden Gesellschaft. 6 Theile. Hamb. 1725 — 1738.

beſonders aber zeichnete ſich die Mannheimer durch die Schriften aus, die ſie in 7 Bänden (1789 ff.) herausgab. — Von der Wiener teutſchen Geſellſchaft iſt nur die Ankündigung derſelben von v. Sonnenfels bekannt geworden. Eben ſo ſind von den teutſchen Geſellſchaften zu Halle, Bremen, Frankfurt an der Oder, Erlangen, Bern, Baſel und Ollmütz weder ihre Verfaſſung, noch ihre Arbeiten zur öffentlichen Kunde gekommen. (Dagegen begannen in dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die neugeſtifteten teutſchen Geſellſchaften zu Berlin („die Berliniſche Geſellſchaft für teutſche Sprache") und zu Frankfurt am Main („Frankfurter Gelehrtenverein für teutſche Sprache") ein jugendliches friſches Leben.)

74.

Fortſetzung.

Noch vor dem erſten Aufblühen der Dichtkunſt in Schleſien, zeichneten ſich: Georg Rud. Weckhrlin *) (1594 zu Stuttgart gebohren, † zu London) in 3 Gedichtſammlungen (zwei Büchlein Oden und Geſänge, Stuttg. 1618. 8. N. A. Amſterd. 1641. und: geiſtliche und weltliche Gedichte, Amſt. 1648.) durch Zartheit des Tones in ſeinen Sonetten und Idyllen, und durch den Gebrauch feſter Sylbenmaaſe, — ſo wie Joh. Valentin Andreä (geb. 1586, † 1654) in ſ. geiſtlichen Kurzweil, Straßb. 1619. 12. aus **). — Der teutſche Jeſuit Balde († 1668) glänzte blos als lateiniſcher Dich=

---

*) Karl Phil. Conz, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckhrlins. Ludwigsb. 1803. 8.

**) Seybold gab heraus: Selbſtbiographie Joh. Valent. Andreä's, aus dem Manuſcript überſetzt und mit Anmerkungen begleitet. Winterthur, 1799. 8. — Vergl. Herder's Vorrede zu (Sonntags Ueberſetzung von) J. Val. Andreä's Dichtungen zur Beherzigung unſeres Zeitalters. Leipz. 1786. 8.

ter *); allein der Jesuit Friedrich Spee († 1635) dichtete religiöse Lieder mit tiefem Gefühle **). — Durch eine Sammlung geistvoller und witziger Aussprüche, entlehnt aus frühern und gleichzeitigen Schriftstellern, machte sich Zinkgräf (geb. 1591, † 1635) bekannt. (Teutsche Apophthegmata, d. i. der Teutschen kluge Sprüche. 3 Theile. Mehrere Ausgaben erschienen; die vollständigste Leipzig 1693. 12.) — In scharfen Satyren geiselte die Thorheiten der Zeit Moscherosch (geb. 1600, † 1669) unter dem angenommenen Namen: Philanders v. Sittewald wunderliche und wahrhafte Gesichte, 2 Thle. Straßb. 1650. 8.

Allein eine neue Richtung gewann die teutsche Sprache und Dichtkunst mit dem, durch die Klassiker des Alterthums und durch Weltkenntniß gebildeten, Martin Opitz (1597 geb. zu Bunzlau, 1628 von Ferdinand 2 unter dem Namen: von Boberfeld geadelt, † 1639 zu Danzig an der Pest). Er übertraf seine Zeitgenossen an tiefer Kenntniß der Sprache, an Einfachheit der Ideen, und an geläutertem Geschmacke. Sein Ausdruck hat seltene Richtigkeit, Leben und Wohlklang, wenn gleich die Tiefe des Gefühls und die Stärke der schöpferischen Einbildungskraft ihm abgeht. Seine Schrift von der teutschen Poeterei zeigt, daß er auch die Prosodie zu verbessern beabsichtigte. Am liebsten schrieb er in Alexandrinern, die aus der gleichzeitigen nüchternen (der Prosa nahe verwandten) französischen Dichtkunst zu den Teutschen übergingen. — Er versuchte sich vielseitig im Lehrgedichte, im Drama (theils aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt, theils den Italienern nachgebildet), im

*) Ueber Balde vergl. Herder's Terpsichore. 3 Th. Lübeck, 1796. 8.

**) Seine Gedichte erschienen zu Kölln, 1664. 12. in der 3ten Aufl. unter dem Titel: Trutz-Nachtigall, oder geistlich poetisches Lustwäldlein. — Eine neue Ausgabe von J. H. v. Wessenberg. Zürich, 1802. 8. Die Trutznachtigall, auch Kölln, 1812. 8. und Berl. 1816. 8.

Lobgedichte (z. B. auf den König Wladislav von Polen), in poetischen Episteln (in s. poetischen Wäldern), in Oden, Gelegenheitsgedichten, kleinern lyrischen Ergüssen, und in Sonetten *).

Opitz hatte auf sein Zeitalter so bedeutend gewirkt, daß viele gleichzeitige und folgende Dichter, besonders in Hinsicht der Reinheit der Sprache, in der Wahl didactischer Stoffe, und im Gebrauche des Alexandriners, nach ihm sich bildeten. Dahin gehörte Paul Flemming (geb. zu Hartenstein im Erzgebirge, † 1640 zu Hamburg), ein Mann, welcher die Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein an den russischen Zar Michael Feodorowicz (1633), und die spätere Gesandtschaft desselben an den Regenten von Persien nach Ispahan begleitete. Mehrere seiner vorzüglichsten Gedichte wurden auf dieser Reise verfertigt. Erinnert gleich vieles in Flemmings Gedichten an Opitzens Grundsätze und Beispiele; so stand doch Flemming über demselben an Stärke der Einbildungskraft und Innigkeit des Gefühls. Dies zeigen die lyrischen Gedichte in seinen poetischen Wäldern, besonders seine Oden. Auch in der poetischen Epistel, im Sonett und im Epigramm zeichnete er sich aus. Geringern Werth haben seine Gelegenheitsgedichte. — Eine vollständige Sammlung seiner mehrmals gedruckten Gedichte erschien: Naumburg, 1660. 8. —

---

*) Es darf bei Opitzens Berühmtheit nicht befremden, daß es zwölf Ausgaben von seinen Werken gibt. Die erste veranstaltete sein Freund Zinkgräf (Straßb. 1624. 4.); die zweite ist von ihm selbst: Martini Opitii acht Bücher teutscher poëmatum rc. Bresl. 1625. 4. — Die vollständigste ist die zehnte. Bresl. 1690. 8. in drei Theilen, und mit neuem Titel Frkf. und Leipz. 1724. — Von der kritischen Ausgabe s. Gedichte durch Bodmer und Breitinger, Zürich 1745. 8. erschien blos ein Theil. — In der letzten von Dan. Wilh. Triller, 4 Theile, Frkf. am M. 1746. 8. erlaubte dieser sich willkührliche Aenderungen. — Eine treffliche Würdigung Opitzens und einiger seiner Nachfolger (v. Logau's, Flemming's, Wernicke's, und Drollingers) von Manso, steht in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie rc. Th. 6, St. 1, S. 141 ff.

Nächst Flemming schwang sich, aus der Opitzischen Schule, auch Andreas Gryphius (geb. 1616 zu Glogau, † 1664) höher, als Opitz; doch folgte er in seinen lyrischen, didactischen und satyrischen Gedichten dem allgemeinen Hinneigen seines Zeitalters zur didactischen Darstellung. Besonders verdienen seine Epigramme den Vorzug vor denen von Opitz und Flemming. Allein sein Hauptverdienst besteht in der neuen Richtung, welche er durch seine 13 Trauer- und Lustspiele der dramatischen Dichtkunst bei den Teutschen gab, wenn er gleich in mehrern derselben holländischen Mustern folgte, die er bei seinem Aufenthalte in Holland kennen gelernt hatte. Nach mehrern von ihm selbst besorgten Ausgaben seiner Gedichte seit 1639, gab sein Sohn Christian Gryphius eine vollständige Sammlung derselben, Bresl. und Leipz. 1698. in zwei Theilen, 8. heraus.

Wenn der Schlesier Friedrich von Logau (geb. 1604, † 1655 zu Liegnitz) nur durch eine bedeutende Masse ihrem Gehalte nach ungleichartiger Epigramme bekannt geworden ist *); so gehören dagegen die Namen der folgenden Dichter zunächst zur lyrischen, und zum Theile zur didactischen Form: Andreas Scultetus (der ums Jahr 1639 auf dem Elisabethaneum zu Breslau studirte und im Jünglingsalter starb,) ein glücklicher Nachahmer Opitzens in der lyrisch-didactischen Gattung **);

*) Die erste Ausgabe (Bresl. 1638. 8) erschien mit dem Titel: teutsche Reimsprüche; die zweite, sehr vermehrte, (1654) mit dem Titel: Sinngedichte. In beiden unter dem Namen: Salomo v. Golaw. — Im achtzehnten Jahrhunderte erneuerten Lessing und Ramler sein Andenken durch die Herausgabe einer Auswahl seiner Sinngedichte: Fr. v. Logau's Sinngedichte, 12 Bücher. Leipz. 1759. 8., wo aber Ramler sich Veränderungen des Ausdruckes erlaubt hatte. Dies war noch mehr der Fall in der spätern Ausgabe von Ramler in 2 Th. Leipz. 1791. 8.

**) Sein Andenken erneuerte Lessing, welcher Gedichte von Andr. Scultetus, aufgefunden von Gottfr. Ephr. Lessing. Braunschw. 1771. 8. herausgab. — Sein Hauptgedicht war eine Feier der Auferstehung Jesu unter dem Titel: Oesterliche Triumphposaune. — Eine Nachlese dazu, von J. G. Jachmann. Berl. 1774. 8. und eine zweite Nachlese von H. Scholz. Berl. 1783. 8.

August Buchner (Prof. zu Wittenberg, † 1661); Zacharias Lundt *); Simon Dach (Professor zu Königsberg, † 1659) **); Andreas Tscherning ***) (Prof. zu Rostock, † 1659); Joh. Rist †); Jacob Schwieger († nach 1665) ††), Mitglied der teutschgesinnten Genossenschaft und des Schwanenordens, und in denselben unter dem Namen: Filidor der Dorferer, und der Flüchtige bekannt; David Schirmer (Bibliothekar zu Dresden), der zunächst Lieder, Elegieen, Sonette und Madrigale dichtete †††); Georg Neumark (Bibliothekar zu Weimar, † 1689), durch religiöse und weltliche Lieder bekannt, die mehr Gemüthlichkeit, als dichterischen Schwung verrathen a); Gabriel Voigtländer (Hoftrompeter in dänischen Diensten), der derbe Wahrheit nicht ohne witzige Einkleidung vortrug b); und Paul Gerhard (geb. 1606 zu Gräfenhaynichen, † 1676 nach abwechseln-

---

*) Zachariae Lundii allerhand artige teutsche Gedichte rc. Leipz. 1636. 4.

**) Sim. Dach's poetische Werke. Königsb. 1696. 4. (Von ihm ist das Kirchenlied: O, wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen rc.)

***) Andr. Tscherning's teutscher Getichte Früling. Bresl. 1642 8. — Vortrab des Sommers teutscher Gedichte. Rostock, 1655. 8.

†) schon bei dem Schwanenorden aufgeführt. Sein bestes Kirchenlied war wohl: O Ewigkeit, du Donnerwort rc.

††) Seine Liebeslieder erschienen unter dem Titel: die geharnischte Venus. Hamb. 1660. 12. Dann gab er heraus: des Flüchtigen flüchtige Feldrosen. Hamb. 1655. 8. Wandlungslust. Hamb. 1656. 8. und Liebesgrillen, 2 Th. Hamb. 1656. 8.

†††) David Schirmer's poetische Rosengepüsche. Dresden, 1657. 8.

a) Geo. Neumark's poetisches und musikalisches Lustwäldchen. Hamb. 1652. 8. in der zweiten Ausgabe: fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald. Jena, 1657. 8. (Von seinen Kirchenliedern ist: Wer nur den lieben Gott läßt walten rc. in die meisten Gesangbücher übergegangen.)

b) Gabr. Voigtländer's allerhand Oden und Lieder rc. (mit Musikbegleitung) Lübeck, 1650. Fol. (Ueber ihn vergl. Bouterwek, Th. 10. S. 216 ff.)

hen Schicksalen zu Lübben), einer der vorzüglichsten Kirchenliederdichter dieser Zeit *).

Selbst zwei Dichterinnen, vielleicht die ersten auf teutschem Boden seit der Roswitha, gehören diesem Zeitraume und der Opitzischen Schule an, wenn sie gleich nach ihren Versuchen in der lyrischen Gattung der Dichtkunst nicht über das Mittelmäßige sich erhoben; Sibylla Schwartz (Tochter eines Bürgermeisters in Greifswalde, die mit 17 Jahren starb **), und die Schlesierin Katharina Regina von Greiffenberg (geborne von Seyßenegg) ***).

Neben der lyrisch-didactischen Form ward die Satyre von zwei ausgezeichneten Köpfen in dieser Zeit angebaut. Johann Wilhelm Laurenberg †) (Prof. zu Soroe, † 1659), schrieb vier didactische Satyren in niederteutscher Mundart, in welchen nicht der strafende, sondern der spottende Ton vorherrscht. Dagegen neigte sich Joachim Rachel ††) (aus Lunden in Niederdithmarsen,

*) Gerhard's Haus- und Kirchenlieder. Berl. 1666. — Von ihm sind die kräftigen Lieder: Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich ꝛc. — Ich singe dir mit Herz und Mund ꝛc. — O Welt, sieh hier dein Leben ꝛc. — Sollt' ich meinem Gott nicht singen ꝛc. — Wach' auf, mein Herz, und singe ꝛc. — Befiehl du deine Wege ꝛc.

**) Ihr Lehrer Gerlach gab die Gedichte derselben nach ihrem frühen Tode heraus: Sibylla Schwartzin, von Greiffswald aus Pommern teutsche poetische Gedichte. Danzig, 1650. 4.

***) Ihr Vetter gab ihre Gedichte ohne ihr Vorwissen heraus: Geistliche Sonette, Lieder und Gedichte, zu gottseeligem Zeitvertreib erfunden und gesetzt durch Katharina Regina von Greiffenberg ꝛc. ihr zu Ehren und Gedächtniß, und zwar ohne ihr Wissen zum Druck gefördert durch ihren Vetter Hans Rudolph v. Greiffenberg. Nürnb. 1662. 12.

†) De veer olde beröhmede Schertzgedichte, gedrücket in düssen itzigen Jahr. (erschienen wahrscheinlich um's Jahr 1654. Eine neuere Ausgabe zu Kassel im Jahre 1750, mit dem Zusatze: in nedder-dütsch gerymet durch Hans Willmsen, L. Rost (unter dieser Bezeichnung trat er auf), ohne Ort und Jahreszahl. Eine hochteutsche Uebersetzung, Hamb. 1653. — Ausführlich würdigt ihn Bouterwek, Th. 10, S. 237 — 246.

††) Seine zehen satyrischen Gedichte sind seit 1664 in mehrern Auflagen erschienen, mehrere ohne Druckort und Verleger, aber zu Berlin, und die letzte (1743. 8.) von Wipfel herausgegeben.

† 1669 als Rector zu Schleswig), gebildet durch Juvenal und Persius, mehr zur ernsten Satyre. Morhof hielt ihn für den ersten Satyriker in der hochteutschen Sprache. Seine Charaktere sind nach dem Leben gezeichnet und die Farben etwas stark aufgetragen. Doch fällt er bisweilen ins Breite, und in manchem derben Ausdrucke verräth er den Mangel an geläutertem Geschmacke.

Die epische Dichtkunst dieser Zeit gedieh zu keiner fröhlichen Blüthe, wenn gleich der gelehrte Philolog Johann Freinsheim († 1642) den Helden Bernhard von Weimar zum Gegenstande eines Epos in Alexandrinern erhob *); — der östreichische Freiherr von Hohenberg in der Epopöe: der Habsburgische Ottobert, den Rudolph von Habsburg (1664) in demselben Versmaaße feierte; und Sebast. Wieland **) in dem Helden von Mitternacht die Thaten Gustav Adolphs episch besang.

75.

Fortsetzung.

Ein neuer Zeitabschnitt der Dichtkunst, die sogenannte zweite schlesische Dichterschule, begann mit Hoffmannswaldau. Christian Hoffmann v. Hoffmannswaldau, (geb. 1618 zu Breslau, † daselbst 1639 als kaiserlicher Rath), hatte seine reichen natürlichen Anlagen durch Kenntniß der alten und neuen Sprachen und auf vielen Reisen gebildet. Opitz war das Muster seiner Jugendarbeiten; bald aber neigte er sich zur Nachahmung der schwülstigen Italiener (Guarini, Marino ꝛc.) hin. Allerdings wohnte in ihm ein tieferes Gefühl, als in Opitz und in den meisten Sängern aus dessen Schule;

---

*) Freinsheim's Gesang von dem Stamm und Thaten des neuen Herkules. Straßb. 1639. Fol.

**) Der Held von Mitternacht, d. i. der allerdurchlauchtigste, großmächtigste Fürst und Herr Gustavus Adolphus, von Gottes Gnaden ꝛc. durch Joan. Sebastianum Wielandum. Heilbronn, 1633. 4.

allein die meisten seiner lyrischen Schilderungen sind im höchsten Grade unsittlich, wenn er gleich selbst ein unbescholtenes Leben führte. Neben diesen zügellosen sinnlichen Schilderungen, zeigte sich in seinen dichterischen Ergüssen ein verunglücktes Streben nach Witz, nach Bildern, Wortspielen, Gleichnissen und Antithesen. Der Alexandriner blieb auch ihm das liebste Versmaas. Die große Bewunderung und Nachahmung, die er fand, zeugen theils von dem verdorbenen Geschmacke seiner Zeit, theils bestätigen sie es, daß man sich nach mehr Leichtigkeit und Gewandtheit in der Sprache, und nach mehr Ausdruck des Gefühls in der dichterischen Darstellung sehnte, als bis dahin von der Opitzischen Schule geleistet worden war. Er gab, in großem Reichthume, galante Gedichte, Hochzeit- und Begräbnißgedichte, Sonette, Lieder und Epigramme; auch führte er die Heroiden in die teutsche Dichtkunst ein *).

Obgleich der Schlesier Daniel Caspar von Lohenstein (geb. zu Nimtsch 1635, † als kaiserl. Rath zu Breslau 1683) zu Hoffmannswaldau's Bewunderern und Nachahmern in mehrern Formen der Dichtkunst, namentlich in den Hyacinthen (Begräbnißgedichten), in den Heldengedichten (Heroiden) u. a. gehörte, und an Schwulst denselben übertraf; so bewährte er doch in seinen Gedichten eine höhere sittliche Reinheit der Darstellung, und nahm in seinen Trauerspielen den von ihm verehrten Gryphius zum Muster. Sein vorzüglichstes Werk war sein Heldenroman: Arminius und Thusnelda, (fortgesetzt von seinem Bruder Hans Caspar von Lohenstein, und, nach dessen Tode, beendigt von dem Prediger Wagner zu Leipzig,) obgleich auch in diesem, bei aller Würde der Gesinnung,

*) Die älteste Ausgabe seiner Gedichte, von ihm selbst, erschien Breslau, 1673. — Nach seinem Tode sammelte Benj. Neukirch dieselben, zugleich mit mehrern Gedichten seiner Nachahmer, in 7 Theilen: von Hoffmannswaldau und anderer Teutschen neuerlesen- und bisher ungedruckte Gedichte. Leipz. 1695 ff. 8. Neue Aufl. Frkf. u. Leipz. 1725. (von Benj. Neukirch) mit einer Vorrede: von der teutschen Poesie. —

ſein Styl nicht ſelten aus dem Großen und Erhabenen, nach welchem er ſtrebte, ins Geſuchte und Schwülſtige fiel *).

Mit weniger Schwulſt als Lohenſtein, mit mehr Schicklichkeit und reinerm Sinne als Hoffmannswaldau, im Ganzen aber ohne höheres dichteriſches Talent, verſuchte ſich Chriſtian Gryphius (Sohn des Andreas, † zu Breslau als Prof. am Eliſabethaneum) in geiſtlichen, dramatiſchen, epigrammatiſchen und Gelegenheitsgedichten **).

Ein Anklang der Hoffmannswaldauiſchen Schule findet ſich in den Schriften des von Schottelius gebildeten Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig (geb. 1633, † 1714), der ſich in geiſtlichen Gedichten, in Singſpielen und dramatiſchen Gelegenheitsgedichten, beſonders aber in Romanen verſuchte, unter welchen die römiſche Octavia (1685), und die durchlauchtigſte Syrerin Aramena (1669), wegen der in ihnen enthaltenen Weltklugheit und Anſpielungen auf die Zeitverhältniſſe und das Hofleben, einen weiten Leſekreis in ihrem Zeitalter fanden.

Allein der treueſte Nachahmer Hoffmannswaldau's war der Lauſitziſche Edelmann Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen († 1697), deſſen ausſchweifende Einbildungskraft nicht nur in ſeiner Heldenliebe der Schrift alten Teſtaments in 16 Liebesbegebenheiten (Leipz. 1691. 8. N. A. in 2 Theilen 1706) und in ſeinen Heroiden, ſondern hauptſächlich in dem, von ſeiner Zeit angeſtaunten, Romane: die aſiatiſche Baniſe, oder das blutige doch muthige Pegu. (2 Thle. Leipz.

*) Die neueſte vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke: v. Lohenſtein's ſämmtliche geiſt= und weltliche Gedichte, erſchien Leipz. 1733. 8. — Arminius und Thusnelda erſchien zuerſt im Jahre 1689. Die neueſte Ausgabe, mit einer biographiſchen und kritiſchen Vorrede, und mit Kupfern beſorgte Geo. Chriſt. Gebauer: v. Lohenſteins großmächtigſter Feldherr Arminius, oder Hermann, nebſt ſeiner durchlauchtigſten Thusnelda ꝛc. 4 Theile. Leipz. 1731. 4.

**) Vollſtändig erſchienen ſeine Gedichte in der zweiten Auflage ſ. poetiſchen Wälder. 2 Theile. Frkf. und Leipz. 1707. 8.

1688. und vielmals aufgelegt) glänzte. Selbst auf die wirkliche Geschichte versuchte er diesen verschrobenen Geschmack überzutragen in seinem: historischen Schauplatze der Zeit *). Ueberhaupt findet sich in diesem ganzen langen Zeitraume kein einziger erträglicher Geschichtsschreiber in teutscher Sprache, wenn man am Anfange desselben Pantaleons treuherziges Heldenbuch teutscher Nation, von ihm selbst aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzt, (3 Thle. Basel, 1568—70. Fol.) ausnimmt, obgleich einige Chroniken, z. B. von Rumpf und Tschudi über die Schweiz, von Lucas David über Preußen, von Spangenberg über mehrere teutsche Länder, u. a. ihrem Stoffe nach für den Historiker nicht ohne Werth sind. Die übrigen bessern Geschichtsschreiber wählten die lateinische Sprache für ihre Werke; nur am Ende des Zeitraums machte Arnold's Kirchengeschichte, nach Stoff und Form, eine ehrenvolle Ausnahme.

76.

Fortsetzung.

Das Wichtigste, was in dieser Zeit für die wissenschaftliche Bearbeitung der teutschen Sprache in grammatischer Hinsicht geschah, verdankte sie, nächst Zesen's Helikon, dem gelehrten Justus Georg Schottelius († 1676 als Consistorialrath zu Wolfenbüttel), in seiner teutschen Sprachkunst (Braunschw. 1641. 8. N. A. 1651), und in seiner ausführlichen Arbeit von der teutschen Hauptsprache in fünf Büchern. Braunschw. 1663. 4. Als Dichter war er unbedeutend; doch herrscht in der Nymphe Germania Todesklage (Braunschw. 1640. 4.) viel vaterländischer Sinn **).

---

*) Er wurde nach Ziegler's Tode fortgesetzt, und erschien in 3 Theilen. Leipz. 1728 ff. Fol.

**) Auszüge daraus bei Bouterwek, Th. 10. S. 226 ff. — Seine: ausführliche Arbeit ꝛc. theilte er in fünf Bücher, in wel-

Nach ihm erwarb sich Sigmund von Birken (unter dem Gesellschaftsnamen des Erwachsenen) durch seine Rede-, Bind- und Dichtkunst (Nürnb. 1679. 12.) einiges Verdienst; ein weit größeres aber Daniel Morhof († 1691 als Prof. zu Kiel) durch seinen Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie (Kiel 1682. 8. 2te Aufl. von seinem Sohne 1702. 3te A. 1718) um die Theorie. Die dramatischen Gedichte Birken's und die teutschen Gedichte Morhof's, meistens Gelegenheitsgedichte (3 Theile. Kiel, 1682. 8.), waren ohne ästhetischen Werth. Unter Morhof stand, als Theoretiker, Christian Weise († 1708 als Rector zu Zittau), der mehr Talent, als Geschmack in seinen theoretischen Schriften über Poetik und Rhetorik, und in seinen Lustspielen, Romanen und Gedichten verrieth. — Als Lexikographen verdienen Kaspar von Stieler († 1707 zu Erfurt) *), Johann Leonhard Frisch († 1743 zu Berlin als Rector des Berliner Gymnasiums **), und Steinbach ***) einer ehrenvollen Erwähnung.

Der schwülstige Geschmack der Hoffmannswaldauischen Schule war blos während eines kurzen Zeitabschnitts die Modethorheit der Teutschen. Allein die wasserreiche

---

chen, außer den Lobreden auf die teutsche Sprache, womit er anhebt, die Wortforschung, die Wortfügung, die Verskunst, die Sprüchwörter 2c. mit vieler Sachkenntniß und Gründlichkeit behandelt werden.

*) Kaspar von Stieler schrieb unter dem Gesellschaftsnamen des Spaten: der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutscher Sprachschatz 2c. Nürnb. 1691. 4.

**) J. Leonh. Frisch, teutsch-lateinisches Wörterbuch 2c. 2 Thle. Berl. 1741. 4. (Dieser Zeit gehörten auch Schilter, der Herausgeber des thesaurus antiquitatum teutonicarum, — und Wachter, der Verf. des glossarium germ. — an.)

***) Chstph. Ernst Steinbach, M. D., vollständiges teutsches Wörterbuch, vel Lexicon germanico-latinum, cum praefationibus et auctoris et J. Ulrici König. 2 Part. Bresl. 1734. 8. (Dieses teutsch-lateinische Wörterbuch führt häufig Stellen aus den teutschen Klassikern damaliger Zeit, z. B. Hoffmannswaldau, Günther u. a., nicht ohne Fleiß, an. Es ist im Ganzen eine Umarbeitung des Werkes von Stieler, das aber dadurch nicht überflüssig geworden ist.)

und nüchterne Schule, welche mit Benjamin Neukirch ihre kurze Herrschaft begann, war eben so wenig geeignet, die schöne Literatur der Teutschen zur Blüthe zu bringen. Den meisten aus dieser Zeit genügte ein ziemlich reiner teutscher Ausdruck, und ein fließender Reim; nur daß ihren Erzeugnissen die höhere Lebendigkeit des Gefühls und der Schwung der schöpferischen Einbildungskraft völlig fremd war.

Die Reihe dieser nüchternen Dichter eröffnete der Schlesier, Benjamin Neukirch (geb. 1665, † 1729 als Hofrath zu Anspach), in frühern Zeiten ein warmer Anhänger Lohenstein's und Hoffmannswaldau's, dessen Schriften er herausgab, der aber, durch den Vorgang der Franzosen, durch den Umgang mit Caniß und mit der höhern Geschäftswelt, zur Natürlichkeit in der Dichtkunst hingeleitet ward. In seinen Oden, Satyren, Episteln, Elegieen und Schäfergedichten sind die gemeinsten Gedanken und alltäglichsten Gegenstände in leichten Reimen zusammengestellt *).

Von gleichem geringen dichterischen Gehalte waren die Erzeugnisse des gelehrten Geschichtsforschers J. Burcard Mencke († 1732 als Prof. der Geschichte zu Leipzig), die er unter dem Namen: Philander von der Linde in vier Theilen herausgab; des August Bohse († 1730 als Prof. zu Liegnitz), der den Namen Talander angenommen hatte; des Christian Heinrich Postel († 1705 zu Hamburg), welcher viele Singespiele für das Hamburgische Theater und ein breites Epos: der große Wittekind **), schrieb; der (68) Niedersachsen, deren Gedichte Weichmann unter dem Titel: Poesie der Niedersachsen (in 6 Theilen, 1721—38) herausgab; des Christian Friedrich Hunold ***) († 1721 zu Halle), wel-

*) Gottsched gab Neukirchs Gedichte heraus. Regensb. 1744. 8.

**) herausgegeben von Weichmann. Hamb. 1724. 8.

***) Der, weiter unten genannte, Wernicke hatte Postel's Reimereien satyrisch angegriffen. Dagegen schrieb Hunold (unter dem

cher sich Menantes nannte; der geistlichen Liederdichter: Erdmann Neumeister's (Predigers zu Hamburg), und Benjamin Schmolke's († als Inspector zu Schweidnitz 1737); des Joh. Valent. Pietsch (Prof. in Königsberg) *); des Ceremonienmeisters und Hofpoeten Johann von Besser **), (erst am Hofe des Churfürsten Friedrich Wilhelms und Friedrichs 3 von Brandenburg, dann am Dresdner Hofe unter August 2, † 1729); und des Johann Ulrich König (Besser's Nachfolgers am Dresdner Hofe † 1744) ***). Unter den damaligen niedersächsischen Dichtern erwarb sich Barthold Heinrich Brockes (geb. zu Hamburg, † daselbst 1747 als Rathsherr) eine vorzügliche Stelle durch seine religiösen Cantaten, und durch sein physikotheologisches Gedicht: irdisches Vergnügen in Gott ****).

Von diesem herrschenden mattherzigen Tone und einseitigem Geschmacke machten nur wenige Dichter dieser Zeit eine ehrenvolle Ausnahme. Zu ihnen gehört: Friedrich Rudolph Freiherr v. Canitz (geb. zu Berlin 1654, † 1699 daselbst als geheimer Staatsrath), ein Weltmann, auf Reisen gebildet, mit scharfer Urtheilskraft und Wärme des Gefühls, ein Nachahmer der Franzosen, mit vieler Gewandtheit des Ausdruckes, doch ohne höhern Schwung der Einbildungskraft. Seine gelungensten Erzeugnisse gehören zur Satyre, zur poetischen Epistel und zur Fabel *****).

Namen Menantes) zu Postel's Vertheidigung eine Satyre auf Wernicke: der thörichte Pritschmeister oder schwermende Poete. Koblenz, 1704. 8.

*) Joh. Val. Pietsch, gesammelte poetische Schriften; herausgegeben von J. Christoph Gottsched. Leipz. 1725. 8.

**) v. Besser's Schriften, ausgefertigt von J. Ulr. König. 2 Th. Leipz. 1732. 8.

***) Des Herrn von König Gedichte. Dresden 1745. 8.

****) Seine Gedichte erschienen in 9 Bänden, Hamb. 1724—48. 8.

*****) Seine Gedichte erschienen in vielen Auflagen. Anfangs anonym unter dem Titel: Nebenstunden unterschiedener Gedichte. Berl. 1760. 8. und erst 1719 bei der neunten Auflage mit dem Namen von Canitz. Die vollständigste von König. Berl. 1727, und neu aufgelegt 1750 und 1765.

Kräftiger, als Canitz, war der Ton in Christian Wernicke's Sinngedichten, der als dänischer Staatsrath zu Paris zwischen 1710 — 1720 starb. In Preußen geboren, zu Kiel unter Morhof gebildet, scheint er zunächst im Epigramm als Dichter sich versucht zu haben. In seinen: Ueberschriften oder Epigrammata *) geiselt er die Unvollkommenheiten der Welt und den fehlerhaften Geschmack der Hoffmannswaldauischen und Lohensteinischen Schule mit Witz und Schärfe.

Durch höheres Gefühl und tiefere Wahrheit im Ausdrucke strebte Johann Christian Günther (geb. 1695 zu Striegau in Schlesien, † 1723 zu Jena) über den seit Neukirch's Zeit verdorbenen Geschmack empor; allein sein zügelloses Leben, das seinen Tod beschleunigte, verhinderte die Reife, deren sein ausgezeichnetes Talent besonders in der lyrischen Form bedurfte **). — Ihn übertraf noch an Stärke des lyrischen Tones, hauptsächlich in seinen Oden, Karl Friedrich Drollinger († 1742 als Badenscher Archivar). Er verband Kraft und Kürze des Gedankenausdruckes mit Wohllaut der Sprache ***).

Als geistvoller Satyriker zeichnete sich am Ende dieses Zeitraumes Christoph Friedrich Liscov aus; nur daß er sich gewöhnlich Persönlichkeiten erlaubte (und wegen seiner Ausfälle auf den damaligen englischen Gesandten am sächsischen Hofe, in Eilenburg bis zu seinem Tode 1760 ge-

---

*) Zuerst herausgegeben Hamb. 1701. 8. Dann v. Bodmer. Zürich, 1749. 8. N. A. 1763. und eine Auswahl daraus von Namler. Leipz. 1780. 8. — Sein: poetischer Versuch in einem Heldengedichte rc. Hamb. 1704. 8. ist eine Satyre, die er unter dem Namen Hans Sachs auf Postel schrieb.

**) Erst nach seinem Tode erschienen seine Gedichte seit 1723 in einzelnen (4) Theilen, und dann vollständig, Berl. und Leipz. 1745. 8. (bis 1764 in 6 Auflagen). Ausführlich verbreitet sich über ihn: Bouterwek, Th. 10. S. 354 — 363.

***) Karl Fr. Drollingers Gedichte. Basel, 1743. 8. N. A. Frankf. 1745. 8.

fangen gehalten ward). Hauptsächlich traf seine Geisel die Geistlichkeit und die schlechten Schriftsteller seiner Zeit *).

Unter der Unzahl der Romane dieser Zeit, in welcher auch die ältern: Till Eulenspiegel, die Melusine, die schöne Magelone, der gehörnte Siegfried u. a. in neuen Formen aufgefrischt wurden, erhielt gleichfalls die echtteutsche Volkssage von dem Schwarzkünstler Faust (nicht dem Gehülfen Guttenbergs bei Erfindung der Buchdruckerkunst) in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts (z. B. von Wiedemann, 2 Theile, Hamb. 1599. 4.) eine romantische Gestaltung. Später erregte der Simplicissimus des Samuel Greifenson (der unter dem Namen Schleifheim von Sulzfort auftrat) **) allgemeine Theilnahme, weil er, statt der schwülstigen Schilderungen anderer Romanendichter, das Leben in der Wirklichkeit mit lebendigen Farben schilderte. Ihm folgten (seit 1721) die Robinsonaden, nach der ersten Verteutschung des brittischen Robinsons des Daniel de Foe. Zu diesen gehörte auch der vielfach verbreitete Roman: die Insel Felsenburg von Schnabel (4 Theile, Nordhaus. 1731. 8.) u. a.

Einen eigenthümlichen Charakter behaupteten die humoristischen, theologischen und ästhetischen Schriften des Ulrich Megerle, oder des Paters Abraham a Sancta Clara (in Schwaben gebohren 1642, † 1709 als kaiserl. Hofprediger zu Wien). So wenig seine Predigten das Gepräge echter Kanzelberedsamkeit tragen; so reich sind sie doch, wie seine übrigen Schriften, an gesundem Verstande, an vielseitigem Witze, und an scharfer Rüge menschlicher Thorheiten in allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, ohne Ausnahme der höchsten. Bei häufiger Geschmack-

---

*) Er selbst veranstaltete die: Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften. Frkf. und Leipz. 1730. 8. Sein Andenken erneuerte Müchler (1806) durch einen neuen sorgfältigen Abdruck seiner Satyren in 3 Theilen zu Berlin.

**) Sam. Greifenson, der abenteuerliche Simplicissimus, bearbeitet von J. C. Wagenseil. Leipz. 1785. 8. — Eine andere Ausgabe, Magdeb. 1810. 8.

losigkeit und Derbheit, gehört er doch zu den geistreichsten und kräftigsten Schriftstellern dieser Zeit *).

Vierter Zeitraum.

Geschichte der teutschen Sprachbildung seit dem Jahre 1740 bis auf unsere Zeiten.

(von 1740 — 1820.)

77.

Uebersicht über diesen Zeitraum.

Die Anfänge einer bessern Zeit für das teutsche Volksleben und für die teutsche Sprache bezeichneten die ersten Jahrzehende des achtzehnten Jahrhunderts. Allmählig hatte das teutsche Volk die furchtbaren Drangsale des dreissigjährigen Krieges verschmerzt, bei dessen Ende zum erstenmale im westphälischen Frieden zwei fremde Mächte das Gesetz dieses Friedens vorgeschrieben hatten. Wenn die eine, Frankreich, den Elsaß in diesem Frieden auf immer vom teutschen Reiche trennte; so gelangte die andere, Schweden, durch erworbene teutsche Länder sogar zum Stimmrechte auf dem teutschen Reichstage. Allein bald zeigte es sich, daß Schwedens Größe in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts vorübergehend gewesen, und zunächst von der Individualität Gustav Adolphs und seines

*) Sein satyrisch-religiöser Roman: Judas, der Erzschelm, in 4 Theilen, erschien Salzb. 1683. 4. Außerdem schrieb er: Reimb dich, oder ich liß dich. Kölln, 1702. 4. (Darin ist enthalten S. 1 — 36 ein Jahrgang ganz kurzer Predigten; S. 37 ff. Mercks Wienn; S. 129 ff. Lösch Wienn; S. 167 ff. Große Todten-Bruderschafft; S. 184 ff. Auff, auff, ihr Christen, d. i. eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den türckischen Blut-Egel; und mehrere Gedächtnißreden.) — Abrahamisches Bescheidessen. Wien, 1719. 4. — Abrahamische Lauberhütte. 1721. 4. Hui und Pfui; Salzb. 1710. 4. — Neuausgeheckte Narrennest; 3 Th. Wien, 1737. 4. — Wintergrün. Nürnb. 1700. 4 — Abrahamisches Gehab dich wohl. Wien 1700. 4 ꝛc. — Eine Chrestomathie aus den Schriften Abrahams a Sancta Clara erschien zu Wien 1812. 8. in 3 Theilen unter dem Titel: Auserlesene Gedanken, Anekdoten, Fabeln, Schnurren und Mährchen aus den Schriften des Paters Abraham.

Kanzlers Oxenstierna ausgegangen war. Dagegen blieb Frankreich ein furchtbarer Nachbar für das, in mehr als dreihundert reichsunmittelbare Gebiete zerstückelte und den vielartigsten politischen Interessen preisgegebene, Teutschland, obgleich Ludwig 14 am Ende seines Lebens aus dem spanischen Erbfolgekriege mit einem andern Erfolge heraustrat, als welchen er bei dem Anfange dieses Kampfes beabsichtigt hatte.

Allein das höhere und kräftige Emporstreben der teutschen Völker in dem Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zeigte sich besonders seit der gleichzeitigen Thronbesteigung (1740) Friedrichs 2, Königs von Preußen, und der Maria Theresia in den Ländern der östreichischen Monarchie. Selbst das in drei blutigen und zweifelhaften Kämpfen von Friedrich erworbene und behauptete Schlesien ward, als die Perle in der preußischen Monarchie, eben so bedeutend für das politische Gewicht dieses Staates, wie für die teutsche Volksbildung überhaupt; denn wenige Regierungen haben auf das Fortschreiten der Völker so mächtig eingewirkt, als die sechs und vierzigjährige Regierung des großen Friedrichs über Preußen. Mag auch, (was nicht hieher gehört,) durch ihn die politische Trennung zwischen dem Norden und Süden Teutschlands bewirkt, und von ihm selbst die teutsche Sprache weder richtig gekannt, noch geschätzt worden seyn *), weil seine Jugend in den Zeitraum einer großen Unvollkommenheit und Unbehülflichkeit dieser Sprache gefallen war; so muß doch, in einer Uebersicht über die Fortschritte des teutschen Volkslebens und des Einflusses derselben auf die teutsche Sprachbildung, seine Regierung, welche viele andere teutsche Fürsten fast unwillkührlich zur

*) Man vergl. seine französisch geschriebene Abhandlung: über die teutsche Literatur, welche (1780. 8.) Hertzberg ins Teutsche übersetzen ließ. — Gegen diese, allerdings nur oberflächlich gehaltene, Schrift erschienen: J. Fr. Wilh. Jerusalem, über die teutsche Sprache und Literatur. Berl. 1781. 8. — J. Karl Wetzel, über Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Teutschen. Leipz. 1781. 8. u. a.

Nachahmung seines Beispieles bestimmte, als eine der wohlthätigsten und wichtigsten Erscheinungen für die Entwickelung des teutschen Volkes und seiner Sprache bezeichnet werden. Denn er entband, seit den Zeiten der Kirchenverbesserung zum erstenmale wieder, den menschlichen Geist der Fesseln, in welche ihn Herkommen, Gewohnheit und Preßzwang geschlagen hatten. Man lernte seit dieser Zeit richtiger und heller denken; man bewegte sich freier in allen Formen des bürgerlichen Lebens; mit dem erreichten höhern Wohlstande aller Volksklassen nahm die geistige Thätigkeit eine freiere Richtung; — und so geschah es, daß die teutsche Volksbildung, so wie die von ihr abhängende Bildung und Reife der teutschen Sprache, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen solchen Riesenschritt vorwärts that, daß beide mit ihrer Ankündigung in der traurigen Zeit des siebenzehnten Jahrhunderts durchaus nicht verglichen werden können. Denn nicht blos die preußische Monarchie unter Friedrich, auch Sachsen unter seinem Friedrich August, Weimar unter dem Herzoge Karl August, Gotha unter dem Herzoge Ernst, Braunschweig-Hannover und Wolfenbüttel unter den edlen guelphischen Fürsten strebten seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts zu einem bessern Leben auf, und Schriftsteller aus der Mitte dieser Staaten wirkten äußerst wohlthätig auf die Fortbildung des teutschen Volkscharakters und der teutschen Stammsprache.

Unverkennbar eilte der Norden Teutschlands dem Süden voraus; allein für solche Fürsten, wie Joseph 2 von Oestreich, Karl Friedrich von Baden und einige andere in den südlichen Ländern Teutschlands waren, ging das Beispiel Friedrichs und die hohe Kraft der preußischen Monarchie, gegründet auf Freiheit des Geistes und rasche Fortbildung in allen Kreisen des wissenschaftlichen Lebens, nicht verloren. Je weiter und allgemeiner die bessern Formen des gesellschaftlichen Zustandes, und die regern Ankündigungen des geistigen Lebens über alle Gaue Teutschlands sich verbreiteten; desto mehr reinigte sich auch die teutsche Sprache

von dem ihr aufgedrungenen franzöſiſchen Zuſchnitte, von dem unreifen Geſchmacke des Hoffmannswaldauiſchen Schwulſtes und des Neukirchiſchen Waſſers, und von der Unbehülflichkeit ihres Ausdruckes in wiſſenſchaftlicher Hinſicht.

Denn nun endlich geſchah es, daß auch die Teutſchen, wie die bereits früher in der geiſtigen und politiſchen Entwickelung fortgeſchrittenen gleichzeitigen Völker im Süden und Weſten unſeres Erdtheils, eine eigenthümliche Nationalliteratur erhielten, geſtützt auf die Grundbedingung aller volksthümlichen Bildung: auf die Fortbildung der Nationalſprache. Die Kritik, ſchon früher in den Actis Eruditorum (ſeit 1682) mit Gründlichkeit gehandhabt, gewann, in Hinſicht auf Sprach- und Kunſtlehre, beim Gebrauche der teutſchen Sprache für ihre Zwecke, zuerſt feſte Haltung, und ward bald in der allgemeinen teutſchen Bibliothek und in den entſtehenden Literaturzeitungen auf alle Gebiete des menſchlichen Wiſſens ausgedehnt. Gefeierte Namen, die mit Achtung und Dank auf die Nachwelt übergingen, glänzten auf in den beſondern Sprachgebieten der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit. Zuerſt begann die Dichtkunſt ein neues friſches Leben unter den Teutſchen, und trieb ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in allen ihren Gattungen und Formen, ſchönere Blüthen, als wie ſie die unvergeſſenen Tage der Hohenſtaufen auf teutſchem Boden geſehen hatten. Beſonders erreichten die Lyra und das Epos eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Die geiſtliche Beredſamkeit ward gleichzeitig von den Teutſchen zu einer ſo trefflichen ſelbſtſtändigen Geſtalt ausgeprägt, daß ſie bald die geiſtliche Beredſamkeit aller andern europäiſchen Völker weit übertraf. Daß aber die weltliche Beredſamkeit hinter ihrer Schweſter zurückblieb, lag in den politiſchen Verhältniſſen und in dem öffentlichen Leben Teutſchlands. Dagegen verlebte jetzt die teutſche Proſa ihre eigentliche Jugendzeit, und erreichte bald ihre männliche Reife. Denn nach-

dem sie, seit Luthers Zeiten, zweihundert Jahre geruht hatte; so wirkte in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Fortschritt der Dichtkunst und der Beredsamkeit auch auf sie unaufhaltbar ein. Zuerst ward für die Bedürfnisse des wissenschaftlichen und namentlich des philosophischen Ausdruckes die didactische Prosa, und bald auch die geschichtliche Prosa von den Teutschen aus- und fortgebildet; gleichzeitig erhielt selbst der Styl des Briefes mehr Ründung, Gewandtheit und Reife, und nur der Geschäftsstyl folgte höchst langsam, aus leichtbegreiflichen Ursachen, den Fortschritten aller übrigen Formen der Darstellung durch Sprache.

Das goldene Zeitalter der teutschen Sprache begann also endlich mit einer Reihe von ausgezeichneten Klassikern in allen Formen und Gattungen des Styls, wenn gleich einzelne derselben mit mehr Vorliebe und Eifer, als die andern, angebaut wurden. Selbst die bedenkliche Zeit des Rheinbundes, in welcher das teutsche Volksleben, und mit ihm der eigenthümliche Charakter der teutschen Sprache und ihrer weitern Fortschritte mächtig bedroht war, ging ohne wesentlichen Nachtheil für die teutsche Sprache vorüber, nachdem die teutschen Völkerstämme das Höchste, was den Menschen ward, das Leben, an das Edelste, das sie auf Erden erreichen und behaupten können und sollen, an geistige und bürgerliche Freiheit, an politische Selbstständigkeit und eigenthümliche Sprache, gesetzt, und in den unvergeßlichen Tagen der allgemeinen Begeisterung diese großen Güter des irdischen Daseyns gerettet hatten! —

So lange die Freiheit des Geistes und des bürgerlichen Lebens auf teutscher Erde bestehen wird; so lange wird auch das goldene Zeitalter der teutschen Sprache dauern. Dies zeigen, in unläugbaren Thatsachen der Geschichte, die klassischen Sprachen der Griechen und Römer; sie stiegen und sanken mit der Freiheit des Geistes und des bürgerlichen Lebens. Und ein Aehnliches liegt bereits zweimal in der

Geschichte der teutschen Sprache selbst vor, als sie zuerst unter den Hohenstaufen stieg, und während der Anarchie des Zwischenreiches unaufhaltbar wieder sank, und als sie zum zweitenmale in den großen Tagen der Kirchenverbesserung und der erkämpften Freiheit des Glaubens sich siegreich fortschreitend erhob, und dann, schon in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, noch mehr aber unter den geistestödtenden äußern Verhältnissen des siebenzehnten Jahrhunderts in der traurigen Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, rettungslos zurückschritt, bis Volk und Sprache die schöne Morgenröthe sahen, die ihnen mit dem Jahre 1740 aufging, und nun zum drittenmale ein Fortschritt beider begann, der ihnen bleiben wird, so lange die Grundbedingung dieses Fortschrittes, die Freiheit des geistigen und bürgerlichen Lebens, unverletzt bleibt.

Ein ernstes Schicksal waltet, nach dem Zeugnisse der Geschichte, über den Völkern und Sprachen des Erdbodens, über dem Blühen, Reifen, Veralten und Untergehen beider; allein nur diejenigen Völker lesen vergeblich in dem Buche der Geschichte, und sinken unrettbar, bei welchen das Licht des Geistes, die verfassungsmäßige bürgerliche Freiheit, die Kraft des Nationalcharakters, die Reinheit der Sitten, und mit ihnen die erreichte Reife ihrer Sprache untergeht. Dann freilich bleibt das goldene Zeitalter einer Sprache nur noch eine wehmüthige Erinnerung in der Geschichte der Vergangenheit!

78.

Uebersicht über die Denkmäler der Sprache in diesem Zeitraume *).

Gottsched und die Schweizer.

Thomasius († 1728) war der erste gewesen, welcher mit den Vorurtheilen seines Zeitalters in die

*) Die Uebersicht dieses Zeitraumes mußte auf Kürze berechnet werden; theils weil nicht eine vollständige Geschichte der teutschen

Schranken trat, als er die teutsche Sprache zum mündlichen und schriftlichen Vortrage der Philosophie gebrauchte. Zwar war sein Zeitgenosse **Leibnitz** († 1716) ein Geist von mehr philosophischer Tiefe und von ungleich vielseitiger und umschließender Kenntniß, als er; allein für die teutsche Sprache wirkte Leibnitz zu wenig, weil er zunächst lateinisch und französisch schrieb, und weil er nicht als akademischer Lehrer eine Schule bildete. Einen größern Einfluß auf die wissenschaftliche Anwendung der teutschen Sprache behauptete Christian **Wolff** († 1754) durch seine mit mathematischer Bestimmtheit und grammatischer Richtigkeit gearbeiteten teutschen philosophischen Schriften, und durch die philosophische Schule, die er gründete. Mußte gleich das Leibnitz-Wolffische System in spätern Zeiten dem „alles zermalmenden" **Kant** weichen; so dürfen doch nie die großen Verdienste dieses Systems für die Aufregung des philosophischen Forschens unter den Teutschen überhaupt, und für die Tiefe und Gründlichkeit, mit welcher seit dieser Zeit die Philosophie auf den teutschen Hochschulen angebaut ward, vergessen werden.

Gleichzeitig mit der weitern Verbreitung dieses philosophischen Systems in Teutschland, das bald auch auf die positiven Wissenschaften angewandt ward, begann die **Kritik** auf dem teutschen Boden ihre ersten Versuche, und aus der Mitte jenes Systems trat die erste wissenschaftliche Behandlung der **Kunstlehre**, unter der von Alex.

Sprache im Plane dieses, für akademische Vorträge und für das **ganze** — nicht blos das geschichtliche — Gebiet der teutschen Sprache berechneten, Buches lag; theils weil sich seit dem Jahre 1740 die Massen der Sprachdenkmäler häufen, und deshalb eine strenge Sonderung des Trefflichen von dem Mittelgute und dem Schlechten unumgänglich nöthig ward; theils weil die Schriftsteller dieses Zeitraumes dem lebenden Geschlechte an sich bekannter sind, als die der vorigen Zeiträume; theils weil in der folgenden **Theorie der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit** nicht nur unter den einzelnen Gattungen und Formen des Styls vorzüglich die Klassiker aus **diesem** Zeitraume wieder genannt, sondern weil auch — beim mündlichen Vortrage — aus ihren Musterschriften die **Beispiele**, als Belege zur aufgestellten Theorie, entlehnt werden müssen.

Gottli. Baumgarten dafür (1758) ausgeprägten Benennung: Aesthetik, hervor.

Wenn nun auch einige der bessern Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, wie z. B. Haller, schon früher schrieben, als der Kampf der Kritik zwischen Gottsched und den Schweizern begann; so war doch dieser Kampf der eigentliche Wendepunct der vorigen und der neuern Zeit in Hinsicht des Anbaues der teutschen Sprache.

Joh. Christoph Gottsched *) (1700 zu Judithenkirch in Ostpreußen gebohren, † 1766 als Prof. zu Leipzig) war zwar als (Wolffischer) Philosoph, als Dichter und Redner nur mittelmäßig, als Uebersetzer, besonders der Franzosen,

---

*) Zuerst gab er Pietschens schlechte Gedichte heraus. In Leipzig bildete er die früher gestiftete poetische Gesellschaft (1727) in eine teutsche Gesellschaft um, die seit 1730 ihre Schriften herausgab, und neben welchen, unter Gottscheds Leitung, seit 1732 kritische Zeitschriften erschienen: Beiträge zur kritischen Historie der teutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, 8 Theile. Leipz. 1733 — 1744, fortgesetzt als: neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste, 10 Th. Leipz. 1745 — 50., und dann unter dem Titel: das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, 12 Stücke, Leipz. 1751 — 63. 8. — Gottsched's eigene Gedichte, (herausgegeben von Schwabe, Leipz. 1736. 8. und vermehrt in 2 Theilen, 1751) sind leichte Reimereien ohne Geist und Werth; etwas besser sind die Gedichte und Briefe seiner Gattin, ob sie gleich in den ästhetischen Grundsätzen ihrem Gatten folgte. Für die Umbildung des teutschen Theaters — besonders für die Verdrängung des Hanswurstes — wirkte er mit Nachdruck und Erfolg. Die Franzosen waren sein Vorbild. (Seine teutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten, 6 Th. Leipz. 1741 ff. 8.) — Seine Reden (Gottsched's gesammelte Reden, in 3 Abtheilungen, Leipz. 1749. 8), den französischen Eloges nachgebildet, waren logisch und grammatisch richtige Chrieen. — Seine kritische Dichtkunst, (seit 1730 — 1751) von welcher vier, und seine ausführliche Redekunst, von welcher fünf Auflagen (1728 bis 1759) erschienen, bereiteten den Uebergang zu bessern Werken vor, überlebten ihn aber nicht. Allein seine teutsche Sprachkunst (6 Auflagen von 1748 — 1778) übertraf alle frühere Sprachlehren, und ward nach ihm erst durch Adelung's gediegenere Arbeit verdrängt. — Durch die unter seiner Leitung bestehenden Rednerübungen wirkte er mehrere Jahrzehende hindurch zur wesentlichen Verbesserung der geistlichen Beredsamkeit sowohl in Hinsicht auf Stoff und Form, als auf äußere (declamatorische und mimische) Darstellung. — Selbst den Hexameter empfahl Gottsched schon vor Kleist und Klopstock, und versuchte sich in demselben in ss. krit. Dichtk. (1737). S. 355.

treu und sklavisch; allein als Sprachlehrer, als Prosodiker, und als Lehrer der teutschen Sprache auf einer der blühendsten Hochschulen Teutschlands, brach er eine neue Bahn. Ging er gleich Anfangs von dem damals noch vorherrschenden Geschmacke der Neukirchischen Dichterschule und von der Nachahmung der Franzosen aus, wozu die Nüchternheit seines Geistes, welchem tiefes Gefühl und schöpferische Einbildungskraft mangelte, nicht wenig beitrug; so erzeugte doch bald die Festigkeit und Richtigkeit seiner grammatischen Grundsätze, und seine rastlose Thätigkeit für die Fortbildung des theoretischen und practischen Theiles der teutschen Sprache sowohl in seinem unmittelbaren Kreise, als in dem übrigen Teutschlande, eine große und wohlthätige Wirksamkeit. Wenn er von vielen seiner Anhänger überschätzt ward; so ist er doch auch von Andern zu sehr verkannt und herabgewürdigt worden. Denn entschieden stand er an Richtigkeit des Ausdruckes und an Sicherheit der Grundsätze höher, als seine Gegner, die Schweizer.

Unter diesen werden zunächst Joh. Jac. Bodmer (geb. 1698, † 1783 als Prof. zu Zürich) und J. Jac. Breitinger (geb. 1701, † 1776 als Prof. zu Zürich) verstanden, welchen bald viele Andere, selbst im nördlichen Teutschlande, als Bekämpfer der Gottschedischen Schule sich anschlossen. Bodmer, besonders durch das Studium brittischer Klassiker gebildet, gab, als Nachahmung des englischen Zuschauers, in Verbindung mit mehreren Zürchern, (1721) die Discurse der Mahler heraus, (seit 1729) fortgesetzt unter dem Titel: der Mahler der Sitten. In derselben Zeit begannen ähnliche teutsche Zeitschriften, zu Leipzig: der Leipziger Spectateur; zu Hamburg der Patriot (von Brockes, Fabricius u. a.), und zu Halle: die vernünftigen Tadlerinnen (unter Gottsched's Leitung). Wenn schon in diesen Zeitschriften die gegenseitigen Befehdungen der Nordteutschen und Schweizer anhoben; so gab Gottsched's scharfe Kritik über Bodmer's

Uebersetzung von Milton's verlornem Paradiese, und über Bodmer's „kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie" (Zürich 1740. 8.) zur Vertheidigung Milton's, den Hauptausschlag zum Kampfe zwischen beiden Partheien, von welchen die Schweizer mehr die Sache des Geschmackes, bei vielen Härten und Fehlern gegen die Sprache, und die Gottschedianer zunächst die Richtigkeit der Sprachdarstellung, bei fühlbarem Mangel des höhern dichterischen Geistes, vertheidigten. — Was Bodmer selbst als Dichter *) leistete, war höchst unbedeutend; seine Kritik **) brach blos die Bahn, auf welcher bald darauf Lessing und andere mit größerm Erfolge auftraten; und selbst, was er für die Wiederherstellung der ältern teutschen Dichterwerke (in der Manessischen Sammlung, und bei der Herausgabe von Boner's Fabeln) that, hatte, wegen der Fehler in den mitgetheilten Abschriften und wegen der Lücken in den Gedichten, blos als erste Anregung jener Studien einigen Werth.

79.

Fortschritte der Kritik und der Theorie.

Während die Gottschedische Schule zunächst für die Richtigkeit der Sprachdarstellung und, in einem beschränkten Sinne, auch für die Verbesserung der Kritik und des Geschmackes durch die Belustigungen des Verstandes und Witzes (8 Theile, Leipz. 1741 — 45. 8. unter Schwabe's Redaction, doch unter Gottsched's

*) in s. Gedichten in gereimten Versen, 2te Aufl. Zürich 1754. 8. — in seinem Epos: Noah, Zürich 1752; N. Aufl. von Sulzer unter dem Titel: Noachide 1765, und die letzte Ausgabe, Basel, 1781. 8. — in seiner Kalliope, 2 Th. Zürich, 1767; — in seinen Parodieen Lessingischer Fabeln und Gerstenberg's Ugolino's. — Nach s. Tode erschienen: Bodmer's Apollinarien von Städlin, Tüb. 1783. 8.

**) Dahin gehören: die kritischen Briefe. Zürich, 1746. 8. — Neue kritische Briefe. Zürich, 1749. 8. — Wieland gab 1760 eine Sammlung der schweizerischen Streitschriften in 4 Bänden heraus.

Theilnahme) wirkte; entwickelte sich bereits, zum Theile in Leipzig angeregt, ein besserer Geist in den dichterischen Erzeugnissen von Gellert, Joh. Andr. Cramer, Gärtner, Rabener, Joh. Elias Schlegel, Joh. Adolph Schlegel, Zachariä, Gieseke, Klopstock u. a., welche sie, nach ihrer Trennung von der Gottschedischen Schule, in den neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes bekannt machten, die zu Bremen (6 Theile, 1745 ff. 8.) erschienen.

Bald folgten ähnliche Zeitschriften: der Freigeist (seit 1746) unter Mylius, — der Jüngling (seit 1747) unter Ebert's, — der nordische Aufseher, (seit 1750) unter Cramer's Redaction, welche das erwachte Lesebedürfniß befriedigten, und zugleich zur Berichtigung und Läuterung des Geschmackes hinwirkten. Unter der großen Zahl späterer Monats- und Wochenschriften derselben Gattung, von welchen bereits viele wieder erloschen sind, verdienen der teutsche Merkur, von Wieland (seit 1773 — 1806) herausgegeben, das teutsche Museum, unter Boje's und Dohm's Redaction (1776 — 1787, und fortgesetzt 1789 — 1793), das Journal von und für Teutschland (1784 — 1792), von v. Göckingk und v. Bibra redigirt, und die Horen (von Schiller redigirt, 1795 — 1797) u. a. einer ehrenvollen Erinnerung.

Wenn aber auch von Leipzig der bessere Charakter und Ton der teutschen Sprachdarstellung gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen war; so verbreitete sich doch bald dieser bessere Geist allgemein über die teutschen Gauen, besonders aber über den dritten Stand, und nur noch einmal ums Jahr 1770 sah man in dem Dichterbunde zu Göttingen auf einer teutschen Hochschule eine ähnliche Erscheinung, wie ungefähr 30 Jahre früher zu Leipzig.

Unter allen aber, die im achtzehnten Jahrhunderte auf Kritik, Geschmack und Nationalliteratur mächtig einwirkten,

behauptete Gotthold Ephraim Lessing (geb. 1729 zu Kamenz, † 1781 als Bibliothekar zu Wolfenbüttel) die erste Stelle; denn nur selten wird, bei den reichsten Naturanlagen, die tiefe Kenntniß der Sprachen des klassischen Alterthums, mit dem gründlichsten Anbaue der höhern Wissenschaften fast aus allen Kreisen des menschlichen Strebens, mit einem so seltenen Scharfsinne, mit einer so trefflichen und vollendeten Form der Darstellung, und mit einer so ungewöhnlichen Bildung und Reife des Urtheils und Geschmackes vereinigt erscheinen, als in Lessing's Individualität. Was er der teutschen Bühne ward, bezeugen seine Hamburgische Dramaturgie (2 Th. 1768. 8.), seine Emilia Galotti, und sein Nathan der Weise, zum Theile auch Minna von Barnhelm. Für Kritik und Kunstwissenschaft wirkte er durch Beiträge zu den Literaturbriefen, und zu der beginnenden Bibliothek der schönen Wissenschaften, durch seine Fabeln und Erzählungen, durch viele rein literärische Werke, und durch seinen Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerei und Poesie (Berl. 1766. 8. 3te Aufl. 1805). Gegen Klotz waren seine antiquarischen Briefe (2 Theile, 1768. 8) gerichtet, und seine Erziehung des Menschengeschlechts (Berl. 1780. 8.) ward sein geistreicher Schwanengesang. Oft angefeindet, oft verkannt und mißverstanden von seinem Zeitalter, dem er in vielen Beziehungen weit vorausgeeilt war, hat erst die Nachwelt über seine unermeßliche Vielseitigkeit, über die Tiefe, so wie über die Gediegenheit und Klarheit seines herrlichen Geistes zu einem gerechten Urtheile sich erhoben *).

Einen wesentlichen Antheil hatte Lessing (nebst Mendelssohn, Abbt, Resewitz, Grillo) rc. an den Briefen, die neueste Literatur betreffend, 24 Bändchen, Berlin 1759 — 1764. 8, durch welche,

---

*) Sehr richtig würdigt ihn Wachler, in s. Vorlesungen über teutsche Nationalliteratur, Th. 2, S. 100 ff.

so wie durch die bereits im Jahre 1757 begonnene Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste*), und durch die, seit 1765 erscheinende, allgemeine teutsche Bibliothek**), der neue Charakter der teutschen Kritik und Literatur anhob. An Allgemeinheit des Inhalts und an Freimüthigkeit des Urtheils überragte diese kritische Anstalt alle früher, gleichzeitig und später entstandene kritische Blätter, besonders die sogenannten gelehrten Universitätszeitungen, unter welchen die Leipziger (seit 1715—1797. 8.) und die Göttinger (seit 1739. 8.) die besten waren. Allein das Ansehen und der Einfluß der allgemeinen teutschen Bibliothek sank bereits mit dem Anfange der allgemeinen Literaturzeitung (von 1785—1803 in Jena, seit 1804 in Halle — Anfangs unter der Redaction von Chst. Gtfr. Schütz, dann in Verbindung mit J. Sam. Ersch), nach deren Vorbilde zwei mit ihr wetteifernde Literaturzeitungen zu Jena (seit 1804 unter Eichstädt's Redaction) und zu Leipzig (seit 1802) entstanden, welche sich bis jetzt erhielten, während ähnliche kritische Institute (die oberteutsche Literaturzeitung seit 1788 erst in Salzburg, dann in München, und 1819 neu hergestellt in München, — die Erlanger Literaturzeitung 1799 f. — die Würzburger Literaturzeitung 1803 — u. a.) bald wieder aufhörten. — Nicht ohne Wirkung in ihrem Zeitalter, besonders durch den schneidenden Ton, in welchem sie urtheilte, blieb die von

---

*) Die ersten vier Bände erschienen seit 1757 unter Nicolai's und Mendelssohn's, dann vom fünften bis zwölften Bande unter Christ. Felix Weiße's Redaction. Seit 1765 hieß sie, unter derselben Redaction, neue Bibliothek rc. 72 Bände; und seit 1806 erschienen noch acht Bände derselben unter dem Titel: Bibliothek der redenden und bildenden Künste.

**) Es erschienen von derselben seit 1765 zuerst 118 Bände, und dann, als neue allgem. teutsche Biblioth. 107 Bände, bis sie 1806 von Nicolai († 1811) geschlossen ward.

C. A. Klotz redigirte teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften *).

80.

Fortsetzung.

Nach den unvollkommenen Versuchen in der Theorie der Dichtkunst und Beredsamkeit von Christian Weise und andern, am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, dienten selbst die dahin gehörenden Werke von Gottsched **), Fabricius †), Breitinger ††) u. a. nur zur Bezeichnung des Ueberganges zu einer bessern und geistvollern Behandlung dieser Theorie. Erst, nach der festern Begründung der Wolffischen Philosophie, war es Alex. Gtli. Baumgarten †††), der die Grundsätze dieses Systems auf die allen Künsten gemeinsame Theorie des Schönen anwandte, und für diese neue Wissenschaft den Namen Aesthetik gebrauchte. Nach seinen Grundsätzen hatte, schon vor ihm, Meier a) in teutscher Sprache, unter dem Namen „der schönen Wissenschaften" die Kunstlehre dargestellt. Im Geiste desselben Systems behandelte Moses Mendelssohn b) mehrere wichtige Lehren der

---

*) Es erschienen vier Theile (jeder von 4 Stücken). Halle 1768 ff. 8.

**) Sein schon genannter Versuch einer kritischen Dichtkunst und seine ausführliche Redekunst.

†) J. Andr. Fabricius, philosophische Redekunst. Leipz. 1739. 8.

††) J. Jac. Breitinger, kritische Dichtkunst, und Fortsetzung. Zürich, 1740. 8. — Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse. Zürich, 1740 8.

†††) Alex. Theoph. Baumgarten, Aesthetica. 2 T. Franc. ad V. 1750 und 58. 8. (unvollendet).

a) Geo. Fr. Meier, Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften. 3 Th. Halle, 1748 ff. 8.

b) Moses Mendelssohn, philos. Schriften, 2 Theile. Berl. 1777. 8.

Aesthetik, vermittelst einer sehr geglätteten Sprachdarstellung, in seinen philosophischen Schriften. Zunächst als Eklektiker, und in alphabetischer Ordnung, entwickelte der Schweizer Joh. Geo. Sulzer *) die allgemeine Theorie der schönen Künste, wodurch ein früheres Gottschedisches **) Werk entbehrlich ward. Zwei später begonnene ästhetische Wörterbücher sind unvollendet geblieben a).

Unter der bedeutenden Zahl derer, welche später die Aesthetik anbauten, zeichneten sich theils durch zweckmäßige Behandlung, theils durch eigenthümliche Ansichten, theils durch Erweiterung und Vervollkommnung des Gebietes derselben besonders aus: J. Aug. Eberhard, (obgleich in den Grundbegriffen treu dem Wolffischen Systeme b), Heydenreich c), Imman. Kant, d), J. Gtfr. Herder e), Karl Ludw. Pörschke f), Fr. Schiller g), Jean Paul

*) J. Geo. Sulzer, allgemeine Theorie der schönen Künste, 2 Th. Leipz. 1771. 8 — Mit liter. Zusätzen von Blankenburg. 1786 f. und die neue vermehrte Auflage von Blankenburg in 4 Theilen. Leipzig, 1792 f. 8 —

**) J. Chstph Gottsched, Handlexicon, oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste. Leipz. 1760. 8.

a) J. Gtfr. Grohmann, kurzgefaßtes Handwörterbuch über die schönen Künste. 1 Th. Leipz. 1794. 8. (Mitarbeiter waren Heydenreich, Blümner, Webag, Eichstädt u. a.) — J. Gtfr. Gruber, Wörterbuch zum Behufe der Aesthetik, der schönen Künste, deren Theorie und Geschichte. 1 Th. 1 Bd. Weimar, 1810. 8.

b) Joh. Aug. Eberhard, Handbuch der Aesthetik für gebildete Leser aus allen Ständen, in Briefen, 4 Theile. Halle, 1803 ff. 8.

c) Karl Heinr. Heydenreich, System der Aesthetik. Th. 1. Leipz. 1790. 8. (unvollendet). Später schrieb er, nach der Annahme der Kantischen Grundsätze, die Aufsätze, die dahin gehören in s. Originalideen. 3 Theile. Leipz. 1793 ff. 8.

d) Imm. Kant, Kritik der Urtheilskraft. Berl. 1790. 8.

e) J. Gtfr. Herder, Kalligone. 3 Th. Leipz. 1800. 8.

f) Karl Ludw. Pörschke, Gedanken über einige Gegenstände der Philosophie des Schönen. 2 Th. Libau, 1794 und 96 8.

g) Fr. Schiller, über die ästhetische Erziehung, in s. kleinen pros. Schriften, Th. 3. und mehrere ästhetische Abhandlungen im zweiten, dritten und vierten Theile derselben.

Fr. Richter *), Fr. Bouterwek **), Aloys Schreiber a), Wilh. Trgtt. Krug b) u. a.

Der systematische Anbau der teutschen Sprachlehre gewann, nach Schottelius und Morhof (§ 76), erst durch Gottsched c) eine neue Richtung. Nach ihm zeichneten sich in der Behandlung derselben Heynatz d) und Adelung e) aus, und diesen Vorgängern folgte, oft mit sehr unbedeutenden Abweichungen, eine große Zahl von Schriftstellern. Doch verdienen unter den Neuern Heinsius f), Hünerkoch g), Heyse h), besonders aber Roth i) und Jac. Grimm k) genannt zu werden. (Die Theorie des Styls, nach ihrem Anbaue, s. § 44). — Der lexikalischen Bearbeitung der teutschen Sprache widmeten, nach v. Stieler und Frisch (§ 76), ihre

---

*) Jean Paul (Fr. Richter,) Vorschule der Aesthetik, 3 Theile. Hamb. 1804. 8. N. A. Tübing. 1813.

**) Fr. Bouterwek, Aesthetik. 2 Theile. Gött. 1806. 8. N. A. 1815.

a) Aloys Schreiber, Lehrbuch der Aesthetik. Heidelb. 1809. 8.

b) Wilh. Tgt. Krug, Aesthetik. (auch dritter Th. s. Systems der theoret. Phil.) Königsb. 1810. 8.

c) Vergl. § 78. Gottsched's teutsche Sprachkunst. Leipz. 1748. 8. 6te Aufl. 1778. — Von dem, für Schulen berechneten, Auszuge daraus: Kern der teutschen Sprachkunst, erschien, Frkf. und Leipz. 1786. 8. die achte Auflage.

d) J. Fr. Heynatz, teutsche Sprachlehre. 5te Aufl. Berl. 1803. 8.

e) J. Chstph. Adelung, teutsche Sprachlehre für Schulen. Berl. 1781. 8. 6te Aufl. Berl. 1816. 8. — Auszug aus der teutschen Sprachlehre. Berl. 1781. 8. 3te Aufl. 1800. 8. — Umständliches Lehrgebäude der teutschen Sprache, zur Erläuterung der teutschen Sprachlehre für Schulen. 2 Th. Leipz. 1782. 8.

f) Vergl. §. 44.

g) Ludw. Hünerkoch, practische teutsche Sprachlehre zum Selbstunterrichte und für Schulen. Leipz. 1801. 8. — Vergleichende Sprachlehre. Hannov. 1818. 8.

h) J. Chstn. Aug. Heyse, theoretisch-practische teutsche Grammatik. Hannov. 1814. 8. — N. A. 1820. — Kleine theoretisch-practische teutsche Sprachlehre. Hannov. 1816. 8. N. A. 1819.

i) G. M. Roth, systematische teutsche Sprachlehre für Schulen. Gießen, 1799. 8. — Anfangsgründe der teutschen Sprache. Gießen, 1801. 8. 2te Aufl. 1813.

k) Jac. Grimm, teutsche Grammatik. 1 Theil. Gött. 1819. 8.

Kraft und ihren Fleiß: Adelung *), Voigtel **), Moritz ***), Campe a), Heinsius b) u. a.

Besonders aber fühlte man gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Bedürfniß, das Studium der Klassiker des teutschen Volkes eben so, wie das der Klassiker des Alterthums, in die höhern und mittlern Bildungsanstalten aufzunehmen, und sie, mit demselben Geiste und nach denselben Grundsätzen der Kritik, der Sprachlehre und der Kunstlehre, so wie mit steter Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schriftsteller und auf die durch sie bewirkten Fortschritte der Sprache im Ganzen, zu erklären c).

81.

Die Sprache der Dichtkunst seit 1740.

Noch auf der Grenzscheide des vorhergehenden und des neuen Zeitraumes der Geschichte der teutschen Sprache trat

*) J. Chstph. Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochteutschen Mundart. 5 Bände. Leipz. 1774—86. 2te Aufl. in 4 Theil. Leipz. 1793 ff. 4. — Auszug aus dem grammatisch-kritischen Wörterbuche. 4 Th. Leipz. 1793 ff. 8. — Dazu gehören: D. W. Soltau's Beiträge zur Berichtigung des Adelungischen Wörterbuches. Leipz. und Lüneb. 1806. 8. — Zu dem Hauptwerke erschienen: Supplemente, Heft 1. Berl. 1818. 4.

**) Trgtt. Gotth. Voigtel, Versuch eines teutschen Handwörterbuches. 3 Th. Halle. 1793. ff. 8. — Handwörterbuch der teutschen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf die Synonoymen derselben. Halle, 1804. 8 (erschien anonym).

***) Karl Phil. Moritz, grammatisches Wörterbuch der teutschen Sprache. 4 Th. Berl. 1793 ff. (Der Verf. starb darüber; daher schrieb Th. 2 vom 4ten Bogen an Sturz; den dritten Theil von S. 203 an Stenzel, und den vierten Vollbeding.)

a) Joach. Heinr. Campe, Wörterbuch der teutschen Sprache. 5 Theile. Braunschw. 1807 ff. 4. (eigentlich stellte es Berndt zusammen).

b) Theod. Heinsius, volksthümliches Wörterbuch der teutschen Sprache. 2 Theile. Hannov. 1818 ff. 8. (auf 4 Theile berechnet).

c) Für diesen Zweck waren berechnet: Joh. Jac. Engel, Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus teutschen Mustern entwickelt. 1 Th. 2te Aufl. Berl. 1804. 8. — J. Joach. Eschenburg, Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. 8 Theile. Berl. 1788 ff. 8. — K. F. R. Vetterlin, Chrestomathie teutscher Gedichte. 3 Theile. Köthen, 1796 ff. 8. —

Albr. v. Haller (geb. 1708 zu Bern, † 1777) als Dichter auf. Frühzeitig trennte er sich von dem Lohensteinischen Geschmacke, der auch ihn ergriffen hatte, und Gedankenreichthum Kraft des Ausdruckes und ernster Sinn bezeichneten seine Dichtungen. Allein der Grundton derselben ist didactisch, und häufige Helvetismen erinnern an das Geburtsland des Dichters, das er auch auf dem Titel seiner Gedichte — Schweizerische Gedichte — *) selbst nicht verläugnete. Die meisten seiner Gedichte fallen in die Zeit von 1725 — 1736. Seine Alpen, sein Bruchstück: die Ewigkeit, und einzelne lyrische Gedichte werden seinen Namen erhalten, wenn gleich seine geschichtlich-politischen Romane: Usong, Alfred und Fabius und Cato, nicht ohne innern Grund, schon jetzt vergessen sind.

Eben so, wie Haller, gehörte auch Fr. v. Hagedorn **) (geb. 1708 † 1754) dem Wendepuncte der Fortbildung der teutschen Sprache an. Seine Gedichte tragen den Charakter des Leichten, Feinen und Gefälligen; am glücklichsten versuchte er sich im Liede und in den kleinern dichterischen Formen.

Allein seit dem Jahre 1740 begann eine neue Richtung der teutschen Dichtkunst durch eine Reihe ausgezeichneter Männer, von welchen mehrere zuerst an Gottsched sich angeschlossen, bald aber — im Bewußtseyn ihres innern höhern dichterischen Berufs — denselben verlassen, und sich eine eigene Bahn geebnet hatten. Zu diesen Männern, welche

---

Fr. Rambach, Odeum. 4 Theile. Berl. 1800. 8. — K. Heinr. Ludw. Pölitz, Vorlesungen über Fragmente aus teutschen Autoren, als Versuche in der Interpretation. Görlitz, 1800. 8. Dessen practisches Handbuch zur statarischen und cursorischen Lectüre der teutschen Klassiker. 5 Theile. Leipz. 1804 — 1817. 8. — J. Gtfr. Sauer und Gerh. Adam Neuhofer, Vorlesungen über teutsche Klassiker. Tüb. 1810. 8. — F. P. Wilmsen, ausgewählte Lesestücke aus den teutschen prosaischen Musterschriften. Berl. 1810. 8.

*) Sie erschienen von 1732 — 1777 in eilf Ausgaben.

**) Eine neue und vollständige Ausgabe seiner poetischen Werke besorgte Eschenburg in 5 Theilen; Hamb. 1800. 8.

man, im Gegensatze der Gottschedianer, nicht selten die Leipziger Schule nennt, gehörten: Chstn. Fürchtegott Gellert (geb. 1715 zu Haynichen, † 1769 als Prof. zu Leipzig), der Fabeldichter, und der Sänger des religiösen Glaubens, der, als solcher, noch immer im Munde des Volkes lebt, wenn gleich seine dramatischen Schriften, und sein Roman: Leben der schwedischen Gräfin, bei den Fortschritten der dramatischen und romantischen Dichtkunst bald in Vergessenheit geriethen; — Karl Christian Gärtner (geb. 1712 zu Freyberg, † 1791 als Prof. zu Braunschweig), weniger durch eigene dichterische Erzeugnisse, als durch eine strenge Kritik über die Arbeiten seiner Freunde, durch Antheil an der Gottschedischen Uebersetzung von Bayle's Wörterbuche, und durch die Redaction der neuen Bremischen Beiträge bekannt; — Johann Elias Schlegel (1718 zu Meißen, † 1749 als Prof. an der Ritterakademie zu Soroe), welcher, ob er gleich den Franzosen als Vorgängern folgte, doch in der dramatischen Dichtkunst, besonders im Trauerspiele, sich auszeichnete (die Trojanerinnen, Canut, Hermann), und sich über die Gottschedische Mittelmäßigkeit im Drama glücklich erhob; — Joh. Adolph Schlegel (Bruder des Vorigen, geb. 1721 zu Meißen, † 1793 als Consistorialr. zu Hannover), zunächst als religiöser Liederdichter und als Uebersetzer von Batteux Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz genannt; — Gtli. Wilh. Rabener (geb. 1714 zu Wachau, † 1771 als Obersteuerrath zu Dresden), der geistvollste Satyrendichter seiner Zeit, der besonders in der lachenden Satyre seinen Vorgänger, den ungleich ernsthaftern und bitterern Liskov, übertraf; — Abrah. Gthe. Kästner (geb. 1719 zu Leipzig, † 1800 als Prof. zu Göttingen), der, wenn er auch im Lehrgedichte nur unvollkommene Versuche lieferte, doch im Epigramm sich über alle seine Vorgänger unter den Teutschen erhob; — Magnus Gtfr. Lichtwer (geb. 1719 zu Wurzen, † 1783 als Regierungsr. zu Halberstadt,) geachtet wegen seiner Fa-

beln, wenn auch ſein Lehrgedicht „das Recht der Vernunft“ nur ein in Alexandriner gebrachtes Wolffiſches Naturrecht war; — Joh. Andr. Cramer (geb. 1723 zu Jöhſtadt, † 1783 als Kanzler der Kieler Hochſchule), entſchieden der vielſeitigſte und ausgezeichnetſte Kopf der ſächſiſchen Dichterſchule, als Gelehrter durch ſeine Ueberſetzung und Fortſetzung des Boſſuet, durch ſeinen Antheil an der Ueberſetzung des Chryſoſtomus, durch ſeine poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen, und durch dieſe letztere, ſo wie durch ſeine kraftvollen Oden und Lieder, und durch ſeine Kanzelreden, die zuerſt die wahre Sprache der Beredſamkeit trafen, als teutſcher Klaſſiker unvergeßlich; — Juſt. Friedr. Wilh. Zachariä (geb. 1726 zu Frankenhauſen, † 1777 als Prof. zu Braunſchweig), der ſich am gelungenſten in der beſchreibenden Dichtkunſt (z. B. ſeine Tageszeiten) und im komiſchen Epos (der Renommiſt) verſuchte; — Chriſtian Felix Weiße (geb. 1726 zu Annaberg, † 1804 als Kreisſteuereinnehmer zu Leipzig), ein durch ſeine dramatiſchen Arbeiten, beſonders durch die auf teutſchem Boden zuerſt angebaute Operette, durch ſeine Redaction der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, durch ſeine Jugendſchriften (Kinderfreund, Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes) vielfach um die teutſche Literatur und Sprache verdienter Mann.

Wenn, neben dieſen gefeierten ſächſiſchen Dichtern aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, Pyra, (geb. 1715 zu Cottbus, † 1744 zu Berlin als Conrector), ein kräftiger Gegner Gottſched's (in ſeinem „Erweis, daß die Gottſchediſche Schule den Geſchmack verderbe“), und ſein Freund Sam. Gotthold Lange (geb. 1711 zu Halle, † 1781 als Prediger zu Laublingen) der Ueberſetzer des Horaz in teutſche Verſe ohne Reime, und Dichter eigener ſogenannter „Horaziſcher Oden“ leicht vergeſſen und blos unter denen genannt werden können, welche zuerſt in der Nachahmung griechiſcher und römiſcher Sylbenmaaſe im Teutſchen ſich verſuchten; ſo werden ſich doch gewiß, mit

jenen zugleich, in der teutschen Nationalliteratur folgende Namen erhalten: Christian Ewald von Kleist (geb. 1715 in Pommern, † 1759 als preußischer Major), der gefeierte Sänger des „Frühlings", und einiger sinnvoller Idyllen und Elegieen; — J. Pet. Uz (geb. 1720 zu Anspach, † 1796 als preuß. Justizrath daselbst), ein kräftiger Dichter, besonders in der didactischen Form, der dem Horaz nachstrebte, wenn er gleich in seiner „Theodicee" zunächst nur die Grundsätze der Leibnitzischen Philosophie dichterisch einkleidete; — J. Wilh. Ludw. Gleim (geb. 1719 zu Ermsleben, † 1803 als Canonicus zu Halberstadt), rastlos wirksam für die Ehre und Vervollkommnung der teutschen Sprache, wenn gleich als Dichter, mit Ausnahme seiner Kriegslieder, im Ganzen nur mittelmäßig und ohne höhern Schwung der Einbildungskraft; — Joachim Wilh. v. Brawe (geb. 1738 zu Weißenfels, † 1758), der, bei seinem frühzeitigen Tode, zwei Trauerspiele: „den Freigeist" und „Brutus" hinterließ, welche Lessing (Berl. 1768. 8) herausgab; — J. Fr. v. Cronegk (geb. 1731 zu Anspach, † 1758 daselbst als Hofrath), im lyrischen und didactischen Gedichte ein gelungener Zögling der Leipziger Schule, und für seine Zeit ausgezeichnet durch die Trauerspiele „Kodrus" und „Olint und Sophronia" (das letztere unvollendet); — J. Benj. Michaelis (geb. 1747 zu Zittau, † 1772 zu Halberstadt), ein beliebter Fabeln-, Lieder- und Satyrendichter; — J. Arnold Ebert (geb. 1723 zu Hamburg, † 1795 als Prof. zu Braunschweig), einer der ersten, der sich mit Glück in der poetischen Epistel und in Uebersetzungen aus der englischen Sprache — z. B. von Young's Nachtgedanken — versuchte; — und Karl Wilh. Ramler (geb. 1725 zu Kolberg, † 1798 als Prof. zu Berlin), als Oden- und Cantaten-Dichter (Tod Jesu) mit Ruhm genannt, zugleich ein gründlicher, vielseitig gebildeter Mann, wie er durch seine Uebersetzung Horazischer Oden, durch seine (tiefer stehende) Uebersetzung des Martial und Catull, durch

seine Uebersetzung und neue Bearbeitung von Batteux Einleitung in die schönen Wissenschaften (4 Theile, 5te Aufl. Leipz. 1803. 8.), durch seine „lyrische Blumenlese und seine Fabellese“ bewies, wenn er gleich in der Verbesserung fremder Gedichte gewöhnlich mehr die grammatische Richtigkeit, als den dichterischen Charakter im Auge behielt.

Minder bedeutend, als die genannten, obgleich ihren Zeitgenossen nicht unrühmlich bekannt, waren folgende Dichter: Nic. Dietr. Giesecke (geb. 1724 in Ungarn, † 1765 als Sup. zu Sondershausen), besonders in den leichtern, kleinern Formen der Dichtkunst einheimisch; — Christian Fr. Zernitz (geb. 1719 zu Tangermünde, † 1744 als Gerichtsdirector zu Kloster Neuendorf), zunächst im philosophischen Gedichte; — J. Phil. Lorenz Withof (geb. 1725 zu Duisburg, † 1789 daselbst als Prof.), gleichfalls in der didactischen Form; — Fr. Karl Kasim. v. Creutz (geb. 1724 zu Homburg, † 1770 als Reichshofrath), wie die beiden vorigen im Lehrgedichte; — J. Fr. Löwen (geb. 1729 zu Klausthal, † 1771 zu Rostock als Registrator), vorzüglich in der Romanze, im Epigramm u. im geistlichen Liede; — Jac. Fr. Schmidt (geb. 1730 zu Blasienzelle, † 1796 zu Gotha als Prediger), nicht ohne Verdienst als Uebersetzer Horazischer Oden, und als Dichter orientalischer Idyllen (in s. poetischen Gemählden und Empfindungen aus der h. Schrift; Altona, 1759. 8.); — J. Chstph. Rost (geb. 1717 zu Leipzig, † 1765 zu Dresden als Steuersecretär), bekannt durch lachende Satyren und leichtgehaltene, nicht selten schlüpfrige Schäfergedichte; — Chstph. Joseph Sukro (geb. 1718 in der Neumark, † 1756 als Prof. zu Coburg), blos im didactischen Gedichte nicht ohne Werth; — J. Jac. Dusch (geb. 1725 zu Celle, † 1787 als Prof. zu Altona), einer der bessern lyrischen und didactischen Dichter dieser Zeit, und zugleich nach seinem Romane: „Geschichte Karl Ferdiners“ (N. A. unter dem Titel: „Der Verlobte zweier Bräute“ 3 Th. Bresl. 1785. 8), so wie nach seinen

„Briefen zur Bildung des Geschmackes" (6 Th. Leipz. 1764 ff. 8.) mit Achtung genannt; — J. Nic. Götz (geb. 1721 zu Worms, † 1781 als Sup. zu Winterburg), Verfasser von gefälligen Liedern; — Joach. Chstn. Blum, (geb. 1739 zu Rathenau, † daselbst 1790), durch seine lyrischen Gedichte, Spaziergänge und Reden als geschmackvoller Schriftsteller gekannt; — u. Fr. Andreas Gallisch (geb. 1754 zu Leipzig, † als Prof. daselbst 1783), ein warmer Sänger der Natur. — — An diese Sänger schloß sich auch Anne Luise Karschin. (geborne Dürrbach) (geb. 1722 bei Züllichau, † 1791 zu Berlin) durch ihre Oden und Lieder an, welche zwar dichterisches Leben und Gewandtheit der Sprache zeigen, allein im Ganzen nicht selten über ihren eigentlichen Werth geschätzt worden sind.

32.

Fortsetzung.

Durch eigenthümliche mächtige Dichterkraft, durch Hervorbringung neuer Formen, durch freies Gebieten über die Sprache in ihrem ganzen Umfange, und durch die erste völlig gelungene Verpflanzung fremder Sylbenmaase in die teutsche Dichtkunst, ohne dabei des einheimischen Reims in seinen religiösen Liedern zu vergessen, ragt Fr. Gtli. Klopstock (geb. 1724 zu Quedlinburg, † 1803 zu Hamburg als dänischer Legationsrath) weit über seine Vorgänger empor. Sein Messias ist das vollendetste Epos in teutscher Sprache; seine Oden sind von Wenigen erreicht, vielleicht von Keinem übertroffen worden; seine religiösen Lieder sind voll Einfachheit, Wahrheit, Gefühl und Kraft. Ohne Anhänger der Gottschedischen, oder der Schweizer Schule zu seyn, stand er doch mit den vorzüglichsten Dichtern seiner Zeit im freundlichen Verkehr, und ward zuerst durch seinen Antheil an den Bremischen Beiträgen bekannt. Den größten Gegenständen des irdischen Lebens, der Religion, der bürgerlichen Freiheit und dem teutschen

Vaterlande, weihte er die ganze Kraft und Fülle seines reichen Geistes. — Neben diesen dichterisch ausgeprägten Stoffen, welche ihm die Unsterblichkeit seines Namens sichern, erscheinen freilich seine dramatischen Gedichte (der Tod Adams, David, Salomo ꝛc.), und selbst seine Eigenheiten als Grammatiker (Fragmente über Sprache und Dichtkunst, Hamb. 1779 f. 8. und Grammatische Gespräche, Altona, 1794. 8. u. a.) im Schatten; allein seine Hermannsschlacht verkündigte die erste mächtige Vergegenwärtigung des teutschen Volksthums in dichterischer Form *).

Nur Lessing, allein in ganz anderer Beziehung, kann aus dieser Zeit mit Klopstock die Vergleichung in Hinsicht des Einflusses auf die Fortbildung der teutschen Sprache aushalten. (Vergl. § 79).

In einem andern Sinne, als beide, ward Christoph Martin Wieland (geb. 1733 zu Holzheim bei Ulm, † 1813 als Weimar. Hofrath zu Oßmannstädt) einer der Lieblingsschriftsteller der teutschen Nation. Er hat sich fast in allen Gattungen und Formen der Dichtkunst versucht, und durchgehends, bei der höchsten Verschiedenheit der behandelten Stoffe, einen geläuterten Geschmack, einen reichen und feinen Witz, eine hohe Anmuth, Frische und Gewandtheit der Darstellung, und ein lebendiges, zartes Gefühl bewährt, wiewohl die Kraft Klopstocks, die Tiefe Schillers und die vollendete Bildersprache Herders und Kosegartens ihm nicht einwohnte. Wenn gleich sein Agathon, sein neuer Amadis und viele seiner Mährchen und Erzählungen seinen Namen unter den Teutschen erhalten werden; so wird ihn doch sein Oberon am längsten überleben. Auch als Uebersetzer erwarb er sich große Verdienste, weil er tief in den Geist des übersetzten Schriftstellers eindrang, und dessen Eigenthümlichkeiten wiedergab. So den Shakespeare (8 Theile, Zürich, 1762 ff. 8.; die zweite

---

*) Seine sämmtlichen Werke sind seit 1799 in zwölf Bänden in Leipzig bei Göschen in 8 erschienen.

Ausgabe in 13 Th. 1775 ff. von Eschenburg; und von einem Ungenannten in 24 Bänden zu Mannheim, 1780); so Horazens Briefe (2 Theile, 3te Ausg. Leipzig 1801. 8.), Horazens Satyren (2 Theile, 3te Aufl. Leipzig 1805 8.), Lucians von Samosata sämmtliche Werke (6 Theile; aus dem Griech. Lpz. 1788 ff. 8.), und Cicero's sämmtliche Briefe (6 Theile, beendigt von Gräter, Zürich 1808 ff. 8.) *).

Zu den bereits verewigten Dichtern aus der zweiten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts gehören die ruhmvollen Namen: Joh. Gtfr. v. Herder (geb. 1744 zu Mohrungen, † 1803 als Vicepräsident des Oberconsist. zu Weimar), einer der vielseitigsten Gelehrten neuerer Zeit, ausgestattet mit reicher Einbildungskraft, mit Tiefe und Zartheit des Gefühls, und mit einer aus der Welt des Orients geschöpften Farbengebung. Was ihm in philosophischen Schriften an Klarheit und Bestimmtheit abging; das ersetzte er in seinen Gedichten durch hohe Lebendigkeit der Darstellung, und in seinen Reden durch kräftige Versinnlichung des Stoffes **); — Mich. Denis (geb. 1729 zu Schärding, † 1800 als Hofrath zu Wien), der Ossians Gesänge in Hexametern gab, und seine (Sineds) Lieder ihnen folgen ließ; — Karl. Mastalier (geb. 1731 zu Wien, † 1795 als Prof. daselbst), durch mehrere gelungene lyrische Gedichte bekannt; — Joh. Gtli. Willamov (geb. 1736 zu Mohrungen, † 1777 zu Petersburg als Prof.), der Wiederhersteller der Dithyramben bei den Teutschen; — Gtfr. Aug. Bürger (geb. 1748 zu Wolmerswende im

*) Seine sämmtlichen Werke erschienen, Leipz. 1794 ff. 8 in 59 Bänden, und in 6 Supplementbänden, welche größtentheils seine frühern Arbeiten enthalten.. Eine neue Auflage derselben, nach einer andern Anordnung, besorgt Gruber, welcher auch seine Biographie unter dem Titel: Christoph Martin Wieland, geschildert von Gruber, 2 Theile. Leipz. 1815 f. 8 schrieb.

**) Seine sämmtlichen Werke erschienen in 42 Bänden, seit 1805 in Tübingen bei Cotta, abgetheilt in Schriften: zur schönen Literatur und Kunst; zur Philosophie, und zur Religion und Theologie.

Halberstädischen, † 1794 als Prof. in Göttingen), der zuerst den Ton des wahren Volksliedes und der Ballade traf; — Ludw. Heinr. Christoph Hölty (geb. 1748 zu Mariensee im Fürstenthume Calenberg, † 1776 zu Hannover), der milde, schwermüthige Sänger der Natur und der Liebe; — Georg Schatz (geb. 1763 zu Gotha, † 1795), ein sinnreicher Fabelndichter, ein trefflicher Uebersetzer, und ein geschmackvoller Theoretiker im Felde der Aesthetik; — Joh. Gtli. Schummel (geb. 1748 † als Prof. zu Breslau 1814), Verf. des satyrischen Romans Spitzbart; — Joh. Heinr. Jung (geb. 1740, † 1817), Verf. mehrerer mystischer Romane; — Joh. Georg Jacobi (geb. 1740 zu Düsseldorf, † 1814 als Prof. zu Freyburg), einer der lieblichsten und correctesten Dichter der Teutschen; — Fr. Heinr. Jacobi (des vorigen Bruder, geb. 1743 zu Düsseldorf, † 1819 als Präsident zu München), gehört in diese Reihe nur durch seinen Roman; Woldemar; — Joh. Karl Aug. Musäus (geb 1735 zu Jena, † 1787 als Prof. in Weimar), der geistvolle und gemüthliche Verfasser der physiognomischen Reisen, und der Volksmährchen der Teutschen; — Moritz Aug. v. Thümmel (geb. 1738 zu Schönfeld, † 1817 als Coburgischer geh. Rath), entwickelte zuerst in seinem komischen Heldengedichte: Wilhelmine, oder der vermählte Pedant, die Vielseitigkeit seines Geistes, die ganze Fülle desselben aber in der, keiner Theorie der einzelnen Dichtungsarten streng einzuordnenden, Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich in 10 Theilen; — Georg Christian Lichtenberg (geb. 1742 zu Oberramstädt im Darmstädtischen, † 1799 als Prof. zu Göttingen), einer der vorzüglichsten humoristischen Schriftsteller und Satyriker neuerer Zeit; — Theod. Gtli. v. Hippel (geb. 1741 in Ostpreußen, † 1796 als Bürgermeister zu Königsberg), einer der vielseitigsten, geistvollsten Schriftsteller, besonders ausgezeichnet als Humorist. Seine wichtigsten Schriften sind: über die Ehe; Lebensläufe nach aufsteigender Linie (3 Theile in 4 Bänden); Kreuz- und

Queerzüge des Ritters A bis Z. (2 Theile); über die bürgerliche Verbesserung der Weiber; Handzeichnungen nach der Natur ic.; — Joh. Sam. Patzke (geb. 1727 zu Frankf. a. d. Oder, † 1786 als Prediger zu Magdeburg), durch religiöse Cantaten und Lieder bekannt; — Christoph Christian Sturm (geb. 1740 zu Augsburg, † 1786 als Pastor zu Hamburg), ein trefflicher religiöser Dichter; — Joh. Fr. Jünger (geb. 1759 zu Leipzig, † 1797 als Hoftheaterdichter zu Wien), ausgezeichnet durch eine seltene Leichtigkeit und Gewandtheit in der Darstellung interessanter und komischer Charaktere in Romanen und Lustspielen, von welchen die letzten zu früh vergessen worden sind; — Balth. Müntzer (geb. 1735 zu Lübeck, † 1793 als Prediger zu Kopenhagen), einer der vorzüglichsten geistlichen Liederdichter; — Chrstph. Fr. Neander (geb. 1724, † als Propst in Kurland 1802), ein milder Sänger der Religion; — K. Heinr. Heydenreich (geb. 1764 zu Stolpen, Prof. in Leipzig, † 1801 zu Burgwerben), dessen Gedichte nicht alle gleichen ästhetischen Werth haben, unter welchen aber mehrere lyrische und didactische zu den vorzüglichsten in der teutschen Sprache gehören; — Gtlo. Wilh. Burmann (geb. 1737 zu Lauban, † 1805 zu Berlin), einer der bessern teutschen Fabeldichter; — Heinr. Chrstn. Boje (geb. 1744 im Holsteinischen, † als dän. Staatsrath 1806), durch die Herausgabe des Göttingischen Musenalmanachs und durch seinen Antheil an andern ästhetischen Zeitschriften von Einfluß auf die schöne Literatur; — Fr. v. Köpken (geb. 1737 zu Magdeburg, † daselbst 1811 als Hofrath), durch Skolien und Hymnen rühmlich bekannt; — Joh. Karl Wetzel (geb. 1747 zu Sondershausen, † 1819), ein origineller Romanendichter; — Fr. Aloys Graf von Brühl (geb. 1739 † 1793), durch einige gute Lustspiele bekannt; — Gustav Fr. Wilh. Großmann (geb. 1746 zu Berlin, † 1796 als Schauspieldirector zu Hannover), dessen Lustspiel: Nicht mehr als sechs Schüsseln, zu den bessern dramatischen Formen gehört; —

J. Christian Brandes (geb. 1735 zu Stettin, † 1799), einer der beliebtesten Schauspieldichter seiner Zeit; — Chstph. Fr. Bretzner (geb. 1748 zu Leipzig, † 1807 daselbst als Kaufmann), im Lustspiele und in der Oper nicht ohne Werth; — Chstph. Otto Freih. v. Schönaich (geb. zu Amtitz 1725, † daselbst 1807), durch seine Epopöe: Hermann, oder das befreite Teutschland bekannt; — Fr. Aug. Müller (geb. 1767 zu Wien, † 1807), Dichter einiger braven Heldengedichte: des Richard Löwenherz, Adelbert rc; — Adolph Franz Fr. Lud. v. Knigge (geb. 1752 im Hannöverschen, † 1796 als Oberamtmann in Bremen), einer der geistvollsten und humoristischen Romanendichter; — Chstph. Fr. Nicolai (geb. 1733 zu Berlin, † daselbst 1811 als Buchhändler), im ästhetischen Fache blos durch seinen Sebaldus Nothanker noch im Andenken; — Gtli. Konr. Pfeffel (geb. 1736 zu Colmar, † daselbst 1809), einer der ersten Fabeldichter der Teutschen; — Christian Fr. Dan. Schubart (geb. 1739 im Limpurgischen, † 1791 als Theaterdirector zu Stuttgart), ein kraftvoller Dichter, und bekannt durch die Eigenthümlichkeit seines Wesens und seiner Schicksale; — Matthias Claudius (geb. 1743 zu Reinfeld im Holsteinischen, † 1815 zu Hamburg), unter dem Namen: der Wandsbecker Bote, ein gemüthlicher Volksdichter; — Wilh. Heinse (geb. 1749 in Thüringen, † 1803 zu Aschaffenburg), geachtet durch seinen Ardinghello; — Karl Fr. Kretschmann (geb. 1738 zu Zittau, † 1809 daselbst), unter dessen vielen Gedichten einzelne lyrische Gesänge, Fabeln und Epigramme ihn überleben werden; — Aloys Blumauer (geb. 1755 zu Steyer, † 1798 zu Wien), bekannt durch seine Travestirung der Aeneide, und durch lyrische, satyrische und didactische Gedichte; — J. Baptist Alxinger (geb. 1755 zu Wien, † als Hofrath daselbst 1797), Verf. der Heldengedichte: Doolin von Mainz und Bliomberis, und vieler Gedichte in verschiedenen Gattungen; — J. Ant. Leisewitz (geb. 1752 zu Hannover, † 1806 als geh. Justizrath zu Braun-

schweig), gefeiert wegen seines Trauerspiels: Julius von Tarent; — Salomo Geßner (geb. 1730 zu Zürich, † 1787 daselbst als Mitglied des großen Rathes), der vollendetste Idyllendichter in teutscher Sprache; — Dan. Schiebeler (geb. 1745 zu Hamburg, † 1771 als Canonicus daselbst), im Lehrgedichte, Sonette, in der Oper und Cantate nicht ohne Werth; — Fr. Wilh. Gotter (geb. 1746 zu Gotha, † 1797 daselbst als geh. Secretär), ein Dichter voll Wohllaut und Anmuth in der Erzählung und im Drama, doch zunächst durch das Studium der Franzosen, Italiener und Britten gebildet; — J. Kasp. Lavater (geb. 1741 zu Zürich, † daselbst 1801), in seinen Oden und Liedern einer der kräftigsten lyrischen Dichter, doch nicht ohne Verstöße gegen die Richtigkeit der Sprache; — Eulog. Schneider (geb. 1756, Prof. zu Bonn, † 1794) Vf. mehrerer kräftiger Gedichte; — J. Jac. Engel (geb. 1741 zu Parchim im Mecklenburgischen, Prof. zu Berlin, † 1802 zu Parchim), ein Mann von vielseitiger Kenntniß und reifem Geschmacke, der in die Reihe der Dichter durch seinen Edelknaben, dankbaren Sohn und Lorenz Stark gehört; — Aug. Gtli. Meißner, (geb. 1753 zu Bauzen, † 1807 als Consistorialr. zu Fulda), nicht ohne Manier, aber voll Leben schrieb er Skizzen, Bianca Capello u. a.; — J. Gtfr. Seume (geb. 1763 zu Poserna bei Weißenfels, † 1810 zu Töpliß), ein kräftiger Zeichner menschlicher Größe und Unvollkommenheit, nicht ohne Bitterkeit gegen das menschliche Geschlecht, und nicht ohne Härte in der Form; — Fr. Ludw. v. Hardenberg, (Novalis genannt — geb. 1772, † 1801), voll Tiefe des Gefühls, die sich aber oft in Mystik verirrte; — Franz Anton Joseph v. Sonnenberg (geb. 1779 zu Münster, † 1805 zu Jena), würde, bei längerem Leben, wie seine lyrischen Gedichte, sein (unvollendetes) Epos: das Weltende, und sein: Donatoa beweisen, einer der ersten Dichter des teutschen Volkes geworden seyn; — Geo. Ludw. Spalding

(geb. 1762 zu Barth, † als Prof. zu Berlin, 1811), nicht ohne Werth im Lehrgedichte; — Aug. Wilh. Iffland (geb. 1759 zu Hannover, † 1814 als Generaldirector zu Berlin), ersetzte, was ihm an Tiefe der Einbildungskraft abging, durch gelungene Haltung und Durchführung menschlicher Charaktere aus dem wirklichen Leben in seinen vielen dramatischen Werken; — Aug. v. Kotzebue, (geb. 1761 zu Weimar, † 1819 zu Mannheim als russischer Staatsrath), ein fruchtbarer Schriftsteller in vielen Formen der Dichtkunst, voll Witz u. Leben, doch ohne in seinen Werken die höhern Gesetze der Kunst zu erfüllen, und nicht selten mit Verstößen gegen das Schickliche und Sittliche; — Heinr. Joseph v. Collin (geb. 1772 zu Wien, † 1811 als kaiserl. Hofrath daselbst), durch einige werthvolle Trauerspiele bekannt; — Joh. Mart. Miller (geb. 1750 zu Ulm, † 1814 daselbst als wirklicher geistl. Rath), Vf. des in seiner Zeit berühmten Romans: Sigwart; — Friedrich Ludwig Schröder, (geb. 1743, † 1816), als Schauspieler, wie als Schauspieldichter gefeiert; — Sophie de la Roche, (geborne von Guttermann, 1730 zu Kaufbeuern, † 1807), die Verfasserin der Geschichte des Fräuleins v. Sternheim, und von Rosaliens Briefen; — Sophie Brentano (geb. 1768, † 1806 zu Heidelberg), eine geachtete lyrische Dichterin; — Karoline Rudolphi (geb. . . † 1812 zu Heidelberg) im Lyrischen nicht ohne Werth; — Benedicte Naubert (geb. .... † 1819), eine fruchtbare Romanenschriftstellerin; — Gerh. Anton v. Halem (geb. 1751, † 1819 als Regierungsrath zu Eutin), durch einzelne lyrische Gedichte, und durch seine Oldenburgische Geschichte rühmlich bekannt; — Karl Theod. Körner (geb. 1791 zu Dresden, † 1813), ein begeisterter Dichter für Teutschlands Befreiung; — Ernst Schulze (geb. 1789 zu Celle, † 1817), der liebliche Sänger der bezauberten Rose und der Cäcilie; — Fr. Leop. Graf von Stolberg, (geb. 1750 zu Bramstedt im Holsteinischen, † 1819 zu Sonders-

mühlen, ausgezeichneter als kräftiger und tief fühlender lyrischer Dichter, denn als Dramatiker und als Uebersetzer des Homer und Ossian; — Ludw. Theobul Kosegarten (geb. 1758 zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen, † 1818 als Prof. zu Greifswalde), einer der kräftigsten Sänger der Natur, der Religion und der höchsten Angelegenheiten des Menschenlebens, nur daß in seinen Gedichten nicht selten die Richtigkeit der Form vernachlässigt ward; — und der unvergeßliche Fr. v. Schiller (geb. 1759 zu Marbach im Wirtembergischen, † 1805 als Hofrath zu Weimar), als dramatischer Dichter der erste unsers Volkes, in der lyrischen, epischen und didactischen Form einer der vorzüglichsten, als philosophischer Denker gründlich und voll eigenthümlicher Ansichten, und als Geschichtsschreiber voll heller Blicke, richtiger politischer Urtheile und tiefer Charakterzeichnung.

83.

Fortsetzung.

Den gefeierten lebenden Dichtern unsers Volkes windet dereinst die gerechte Nachwelt den Kranz. Allein ihre Namen dürfen in der Reihe derer nicht fehlen, welche aus der Tiefe ihres individuellen Lebens die Sprache des teutschen Volkes zu ihrer erreichten Vortrefflichkeit fortführten. — Der Erste unter diesen ist entschieden Joh. Wolfg. v. Göthe (geb. 1749 zu Frankfurt am Main, Weimarischer Minister).

Noch gehören, mit vielseitigen Verdiensten um den fröhlichen Anbau der verschiedenartigsten Gattungen und Formen der Dichtkunst, zu den lebenden Sängern unsers Volkes und unsrer Zeit: Hans Wilh. v. Gerstenberg (geb. 1737 zu Tondern im Schleswigischen, lebt in

Altona); — Joh. Heinr. Voß (geb. 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen, privatisirt zu Heidelberg); — Joh. Gottwerth Müller (geb. 1744 zu Hamburg, lebt zu Itzehoe, Verfasser des Romans: Siegfried von Lindenberg, und mehrerer romantischer Dichtungen); — Klamer Eberh. Karl Schmidt (geb. 1746 zu Halberstadt, Kammersecretair daselbst); — Christian Graf von Stolberg (geb. 1748 zu Hamburg, lebt im Holsteinischen); — Leopold Fr. Günther v. Göckingk (geb. 1748 zu Grüningen im Halberstädtischen, geh. Finanzr. in Berlin); — Fr. Max. von Klinger (geb. 1753 zu Frankfurt am Main, General zu Petersburg); — Aug. Herm. Niemeyer (geb. 1754 zu Halle, Kanzler der Universität daselbst); — Karl Victor v. Bonstetten (geb. 1745 zu Bern, lebt in Dänemark); — Fr. Müller (unter dem Namen: der Mahler Müller bekannt, geb. 1750 zu Kreuznach); — Chstn. Adolph Overbeck (geb. 1755 zu Lübeck, Syndicus daselbst); — Gtlob Adolph Ernst von Nostitz und Jänckendorf (unter dem Namen: Arthur vom Nordstern als Dichter gefeiert, Conferenzminister zu Dresden); — Ign. Aurelius Feßler (geb. 1756 zu Preßburg, evangel. Superint. im südlichen Rußlande); — Xav. Bronner (geb. 1758 in Höchstädt in der Pfalz, Prof. zu Kasan); — Chstn. Aug. Tiedge (geb. 1754 zu Halberstadt, privatisirt zu Dresden); — Aug. Lafontaine (geb. 1758 zu Braunschweig, lebt zu Halle); — J. Kasp. Fr. Manso (geb. 1759 zu Zella im Gothaischen, Prof. zu Breslau); — Aug. Fr. Ernst Langbein (geb. 1759 zu Radeberg, lebt zu Berlin); — Fr. v. Matthisson (geb. 1761 zu Hohendodeleben im Magdeburgischen, Wirtemb. Legationsrath in Stuttgart); — J. Gaudenz Freih. v. Salis (geb. 1762 in Graubündten, lebt daselbst); — J. Chstph. Fr. Haug (geb. 1761 zu Stotzingen im Wirtemb., geh. Secretair zu Stuttgart); — Fr. Chstph. Weisser (geb. 1761 zu Stuttgart, Obr-

steuerrath daselbst); — Karl Philipp Conz (geb. 1762 zu Lorch im Wirtemb., Prof. zu Tübingen); — J. Paul Fr. Richter (Jean Paul — geb. 1763 zu Wunsiedel, lebt mit dem Titel eines Legationsrathes zu Bayreuth); — Karl Müchler (geb. 1763 zu Stargard, Kriegsrath zu Berlin); — Valerian Wilh. Neubeck (geb. 1765 zu Arnstadt, Physicus zu Steinau in Niederschlesien); — Fr. Gustav Schilling (geb. 1766 zu Dresden, lebt daselbst); — Karl Wilh. Justi (geb. 1767 zu Marburg, Prof. daselbst); — Aug. Wilh. v. Schlegel (geb. 1767 zu Hannover, lebt zu Paris); — Fr. v. Schlegel (geb. 1772 zu Hannover, lebt zu Wien); — Fr. Adolph Krummacher (geb. . . . ., Consistorialr. zu Bernburg); — Fr. Ludw. Zacharias Werner (geb. 1768 zu Königsberg, katholischer Pater zu Wien); — Fr. Rochlitz (geb. 1770, lebt zu Leipzig); — J. Dan. Falk (geb. 1768 [oder 1770] zu Danzig, lebt zu Weimar); — Fr. Schulz (pseudonym: Laun — geb. 1770 zu Dresden, Secretair daselbst); — Fr. Kind (geb. 1768 zu Leipzig, lebt zu Dresden); — Fr. Adolph Kuhn (geb. 177. zu Freyberg, lebt zu Dresden); — Siegfr. Aug. Mahlmann (geb. 1771 zu Leipzig, lebt daselbst); — Ernst Aug. Freiherr v. Steigentesch (geb. 1774 zu Hildesheim, lebt als kais. General zu Wien); — Ludw. Tieck (geb. 1773 zu Berlin); — Adolph Müllner (geb. 1775 zu Langendorf bei Weißenfels, lebt zu Weißenfels); — Jens Baggesen (geb. 1776, Prof. zu Kopenhagen); — Adam Oehlenschläger (geb. in Dänemark . . . ., Prof. zu Kopenhagen); — J. D. Gries (geb. 1777 zu Hamburg); — Aug. Klingemann (geb. 1777 zu Braunschweig, Schauspieldirector daselbst); — Stephan Schütze (geb. . . ., lebt zu Weimar); — Julius von Voß (geb. . . . ., lebt zu Berlin); — E. H. Friedrich (geb. . . ., war preußischer Oberlandgerichtsrath zu Stettin); — u. a. —

84.

Die Sprache der Beredsamkeit seit 1740.

Die Sprache der Beredsamkeit, deren erste kräftige Ankündigung bei den Teutschen Luthers Predigten angehört, war in der zweiten Hälfte des sechszehnten und im siebenzehnten Jahrhunderte völlig vernachlässigt worden. Daß dies in Hinsicht der weltlichen Beredsamkeit geschah, durfte an sich nicht befremden; denn die Form der teutschen Reichsverfassung begünstigte dieselbe eben so wenig, wie die aus den Zeiten des Lehnssystems stammenden Versammlungen der Stände in den einzelnen teutschen Staaten. Die politische Bildung, welche seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in England begann, und in diesem Reiche die Blüthe der Parlamentsberedsamkeit beförderte, konnte noch nicht auf Teutschland wirken, wo weder die herkömmliche öffentliche Verfassung und die bestehende Form des gerichtlichen Verfahrens dafür geeignet, noch auch das teutsche Volk selbst zur politischen Mündigkeit und Reife gelangt war. Die ganze weltliche Beredsamkeit bei den Teutschen beschränkte sich in dieser Zeit auf wenige schulgerechte Lobreden, Schulreden und Reden bei akademischen Feierlichkeiten. In ihnen fehlte eben so der eigenthümliche Charakter der Sprache der Beredsamkeit, wie die Theorie derselben in den vielen Lehrbüchern der Rhetorik.

Allein die geistliche Beredsamkeit erhob sich seit dem Jahre 1740 allmählig über die Unvollkommenheiten der vorigen Zeiten, und namentlich über die bis dahin sogenannten Predigtmethoden, deren es, nach örtlichen und provinziellen Verhältnissen, sehr verschiedenartige gab. J. Lorenz v. Mosheim (geb. 1694 zu Lübeck, † 1755 als Kanzler der Universität Göttingen) war es, der die teutsche Kanzelberedsamkeit in seinen heiligen Reden (die zuerst 1725 ff. 8. in 6 Theilen erschienen), bereits vor dem Jahre 1740 neu begründete. Ist gleich die Form seiner Darstellung, bei den großen Fortschritten der Kan-

zelberedsamkeit seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, für uns veraltet; so darf es doch nicht vergessen werden, daß er die Bahn zu diesen Fortschritten brach, und daß seine heiligen Reden durch Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, durch tiefen religiösen Sinn, durch zweckmäßige Verbindung der Glaubens- und Sittenlehre, nicht selten durch wahres rhetorisches Leben, und durch eine im Ganzen reine Sprache in der niedern Schreibart sich auszeichnen.

Unter den nächsten, die ihm sich anschlossen oder ihm in der bessern Form der Kanzelberedsamkeit folgten, verdienen: Aug. Fr. Wilh. Sack (geb. 1703 zu Harzgerode, † 1786 als Oberconsistorialr. zu Berlin), Fr. Gabr. Resewitz (geb. 1725 zu Berlin, † 1806 als Abt zu Klosterbergen), Joh. Joachim Spalding (geb. in Pommern 1714, † 1804 als Oberconsistorialr. zu Berlin), u. Wilh. Abrah. Teller (geb. 1734 zu Leipzig, † 1804 als Oberconsistorialr. in Berlin), wegen der Faßlichkeit und Reinheit ihres Ausdruckes ehrenvoll genannt zu werden. Allein zu höherer Vollkommenheit gelangten, nach Stoff und Form, J. Fr. Wilhelm Jerusalem (geb. 1709 zu Osnabrück, † 1789 als Vicepräsid. und Abt zu Wolfenbüttel), und besonders Joh. Andr. Cramer, der eigentlich unter den Teutschen die Sprache der Beredsamkeit zu einer bestimmten und selbstständigen Gestalt ausprägte. Ihm am nächsten standen an lebendiger kräftiger Darstellung, die nicht selten ans Dichterische streifte, Balthasar Münter und J. Kasp. Lavater, beide auch als Dichter geachtet. Mit weniger Feuer, als Cramer, aber mit reicher Lebensweisheit (zunächst gestützt auf einen vernünftigen Eklekticismus in der Philosophie, und mit Festhaltung des eudämonistischen Grundsatzes in der Sittenlehre) und in einer sorgfältig gehaltnen Sprache schrieb Georg Joachim Zollikofer (geb. 1730 zu St. Gallen, † 1788 als reformirter Pred. zu Leipzig), seine musterhaften Kanzelreden. — Durch ihre Faßlichkeit und milde religiöse Wärme zeichneten sich

die Predigten J. Geo. Roſenmüllers (geb. 1736 zu Ummerſtadt im Hildburghauſiſchen, † 1815 als Superint. zu Leipzig) aus. Mehr philoſophiſcher Geiſt und eine ernſte, würdevolle Sprache, doch nicht immer frei von einiger Trockenheit, herrſchte in den Kanzelreden Joſias Fr. Chriſtian Löfflers (geb. 1752 zu Saalfeld, † 1816 als Generalſ. zu Gotha). Die Predigten von Heinr. Phil. Konr. Henke (geb. 1752 zu Hehlen im Braunſchweigiſchen, † 1809 als Prof. zu Helmſtädt) bezeichnete ein vorurtheilsfreier, freimüthiger, rein religiöſer Sinn; und die von Chriſtian Victor Kindervater (geb. 1758 zu Neuenheiligen in Thüringen, † 1806 als Generalſup. zu Eiſenach), die Anwendung der kritiſchen Philoſophie auf die Kanzelſprache. Allein alle ſeine Vorgänger übertraf an logiſcher Gründlichkeit und Erſchöpfung der Stoffe, an Neuheit der Erfindung, an Reichthum der Ideen, an Strenge gegen ſich in der Behandlung ſeiner Stoffe, an tiefer Wärme für Religion bei der höchſten Beſtimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe, ſo wie an klaſſiſcher würdevoller Haltung der Sprache der Beredſamkeit in der mittlern Schreibart: Franz Volkmar Reinhard (geb. 1753 zu Vohenſtrauß in der Oberpfalz, † 1812 als Oberhofpred. zu Dresden). — Doch dürfen neben ihm Männer, wie Ludw. Theobul Koſegarten, Fr. Wilh. Wedag (geb. 1758 zu Neuenrode in Weſtphalen, † 1799 als reform. Prediger zu Leipzig), J. Fr. Haberfeld (geb. . . . , † 1816 als Generalſup. zu Eiſenach), Chſtn. Fr. Sintenis (geb. 1750 zu Zerbſt, † als Conſiſtoriglaſſeſſor daſelbſt 1820), durch Würde des Stoffes, Reinheit der Sprache und vielſeitige lebendige ſtyliſtiſche Darſtellung ausgezeichnet, nicht vergeſſen werden.

Unter den noch lebenden Kanzelrednern gebieten über den Reichthum der Sprache der Beredſamkeit: Aug. Herm. Niemeyer, Wilh. Fr. Hufnagel (geb. 1754 zu Hall in Schwaben, Senior des geiſtl. Miniſteriums zu Frankfurt am Main), J. Gtli. Marezoll (geb. 1761 zu Plauen, Superint. zu Jena); Chſtph. Fr. Ammon (geb. 1766,

Oberhofpred. zu Dresden); Fr. Schleiermacher (geb. 1768 zu Breslau, Prof. zu Berlin); Karl Gtli. Bretschneider (geb. 1776 zu Gersdorf im Erzgebirge, Generalsup. zu Gotha); Heinr. Gtli. Tzschirner (geb. 1778 zu Mitweida, Superint. zu Leipzig); Heinr. Aug. Schott (geb. 1780 zu Leipzig, Prof. zu Jena); J. Fr. Krause (geb. zu Reichenbach, Generalſ. zu Weimar); Valent. Karl Veillodter (geb. 1769 zu Nürnberg, Prediger daselbst); J. H. B. Dräseke (geb. ... zu Braunschweig, Pred. zu Bremen); J. Geo. Aug. Hacker (geb. 1761 zu Dresden, Hofpred. daselbst); J. Fr. Wilh. Tischer (geb. ..., Superint. zu Plauen); Jonath. Schuderoff (geb. ..., Superint. zu Ronneburg); Fr. Ehrenberg (geb. ..., Hofpred. zu Berlin); Konr. Gtli. Ribbeck, geb. 1753 zu Stolpe in Hinterpommern, Oberconsistorialr. zu Berlin) u. a. —

Nur wenige Versuche sind in der weltlichen Beredsamkeit, zum Theile blos auf Schul- und akademischen Reden beschränkt, von Engel, Leisewitz, Schiller, Gedike, Fichte, Gurlitt, Lieberkühn, Jacobs, Göring, Delbrück, Starke, Degen, Feuerbach, Mallinckrodt, Vieth, J. Dan. Schulze u. a. bis jetzt zu nennen.

85.

Die Sprache der Prosa seit 1740.

Bei allen gereiften Völkern folgt, nach dem Zeugnisse der Geschichte, die klassische Darstellung in der Sprache der Prosa zuletzt, wenn bereits die Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit zu einer gewissen Vollendung sich erhoben haben; ja einige kultivirte Völker der Vorzeit (wie z. B. Hebräer und Araber) hatten wohl klassische Dichter, sie ermangelten aber der Prosaiker, welche mit den Dichtern auf gleiche Linie der stylistischen Vortrefflichkeit gestellt werden konnten.

So hatte auch die teutsche Sprache weit früher treffliche Dichter, und selbst ausgezeichnete geistliche Redner, bevor die Sprache der Prosa zur klassischen Darstellung sich erhob; denn was Luther ebenfalls für die Prosa in seiner Zeit gethan hatte, war bis zum Jahre 1740, im strengen Sinne, ohne Nachfolger geblieben, wenn gleich nicht verkannt werden darf, daß Christian Thomasius, Johann Arndt, selbst Spener, und später Christian Wolff nicht ohne wesentliche Verdienste für den Anbau der Prosa gewirkt haben.

Unterscheiden wir die vier, unter sich selbst sehr verschiedenen, Formen des prosaischen Styls: den Lehrstyl, den Briefstyl, den geschichtlichen Styl und den Geschäftsstyl; so ist der letzte nur in dem ausgehenden achtzehnten und in dem beginnenden neunzehnten Jahrhunderte von einigen Regierungen und Behörden in den teutschen Staaten verbessert, im Ganzen aber in demselben das Schwerfällige, Unförmliche und zum Theile Fehlerhafte aus den vorigen Jahrhunderten beibehalten worden.

Allein im Lehrstyle zeichneten sich seit dem Jahre 1740 verdienstvolle Schriftsteller aus. Dahin gehören: J. Joach. Winkelmann (geb. 1718 zu Stendal, ermordet 1768 zu Triest); — Gellert; — Jerusalem; — Lessing; — J. Geo. Sulzer (geb. 1720 zu Winterthur, † 1779 als Prof. zu Berlin); — Moses Mendelssohn (geb. 1729 zu Dessau, † 1786 zu Berlin); — Thomas Abbt (geb. 1738 zu Ulm, † 1766 als Regierungsr. zu Bückeburg); — Helfrich Peter Sturz (geb. 1736 zu Darmstadt, † 1779 als Oldenburg. Staatsrath); — J. Bernh. Basedow (geb. 1723 zu Hamburg, † 1790); — Isaac Iselin (geb. 1728 zu Basel, † 1782 daselbst als Rathsschreiber); — Chstn. Cajus Lorenz Hirschfeld (geb. 1742 im Holsteinischen, † 1792 als Prof. zu Kiel); — Justus Möser (geb. 1720 zu Osnabrück, † 1794 daselbst als

geh. Justizrath); — J. Geo. Hamann (geb. 1730 zu Königsberg, Packhofverwalter daselbst, † 1788 auf einer Reise zu Münster); — J. Geo. Zimmermann (geb. 1728 zu Brugg im Kanton Bern, † 1795 als Leibarzt zu Hannover); — J. Geo. Schlosser (geb. 1739 zu Frankfurt am Main, † 1799 als Syndicus daselbst); — Chstn. Garve (geb. 1742 zu Breslau, † 1798 daselbst); — J. Jac. Engel; — Fr. Karl v. Moser (geb. 1723 zu Stuttgart, † 1798 zu Münster); — Immanuel Kant (geb. 1724 zu Königsberg, † 1804 daselbst als Professor); — J. Aug. Eberhard (geb. 1738 zu Halberstadt, † 1809 als Prof. zu Halle); — Gthilf Sam. Steinbart (geb. 1738 zu Züllichau, † 1809 als Prof. zu Frankfurt an der Oder): — J. Gtfr. Herder; — Aug. Ludw. v. Schlözer (gehört hieher nach s. politischen Schriften, geb. 1735 zu Jagstadt in Franken, † 1809 als Prof. in Göttingen); — Karl Heinr. Heydenreich; — Fr. v. Schiller; — K. Chstn. Erh. Schmid (geb. zu Heilsberg im Weimarischen 1761, † 1812 als Prof. zu Jena); — Karl Ludw. Pörschke (geb...., † 1812 als Prof. zu Königsberg); — J. Gtli. Fichte (geb. 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz, † 1814 als Prof. zu Berlin); — Joseph v. Sonnenfels (geb. 1733 zu Nikolsburg, † 1817 als Präsident zu Wien); — Ernst Platner (geb. 1744 zu Leipzig, † 1818 als Prof. daselbst); — J. Gtfr. Karl Chstn. Kiesewetter (geb. 1766 zu Berlin, † 1819 als Prof. daselbst); — Fr. Heinr. Jacobi; — — Gtlo. Ernst Schulze (geb. 175 . zu Heldrungen, Prof. zu Göttingen); — Karl Leonh. Reinhold (geb. 1758 zu Wien, Prof. zu Kiel); — Fr. v. Gentz (geb. 1764 zu Breslau, kais. Hofrath zu Wien); — J. Gebh. Ehrenr. Maaß (geb. 1766 zu Krottorf im Halberstädtischen, Prof. zu Halle): — Fr. Bouterwek (geb. 1766 zu Oker bey Goslar, Prof. zu Göttingen); — Karl Salomo Zachariä (geb. 1769 zu Meißen, Prof. zu Heidelberg); — Wilh. Trgt. Krug

(geb. 1770 zu Radis bei Wittenberg, Prof. zu Leipzig); — Aug. Wilh. v. Schlegel; — Karl Wilh. v. Humboldt (geb. 1767 zu Berlin, Staatsminister daselbst); — Fr. Heinr. Alexander v. Humboldt (geb. 1769 zu Berlin, lebt zu Paris); — Fr. Wilh. Joseph Schelling (geb. 1775, Generaldirector zu München); — Fr. Köppen (geb. . . . , Prof. zu Landshut); — Jac. Fr. Fries (geb. . . . , Prof. zu Jena); — Paul Joh. Anselm v. Feuerbach (geb. 1775 zu Jena, Präsident des Appellationsgerichts zu Anspach); — J. Gtfr. Gruber (geb. 1776 zu Naumburg, Prof. zu Halle); — u. andere.

Fast gleichzeitig mit dem Lehrstyle entwickelte sich bei den Teutschen die bessere Form des Briefstyls. Alle die, von welchen gediegene gedruckte Briefe erschienen sind, gehören zugleich den Klassikern entweder in der Sprache der Dichtkunst, oder in der Sprache der Beredsamkeit und Prosa an. Ausgezeichnete Schriftsteller im Briefstyle waren und sind: Gellert, Rabener, Klopstock, Lessing, Mendelssohn, Gleim, Fr. Heinr. Jacobi, Iselin, Schlosser, Garve, Chstn. Felix Weiße, Zollikofer, Joh. v. Müller, J. Georg Müller, v. Herder, Eberhard, Franz Volkm. Reinhard, Wieland, v. Bonstetten, v. Matthisson, u. a.

Am spätesten unter den Formen des prosaischen Styls bildete sich die Geschichtsschreibung bei den Teutschen; denn nach dem ersten Anfange im sechszehnten Jahrhunderte, die Geschichte in der teutschen Sprache darzustellen, ward bald darauf, wie im Lehrstyle, ausschließend die lateinische Sprache dafür angewandt. Erst nach dem Vorgange ausgezeichneter Ausländer, besonders der Britten, begann auch bei den Teutschen ein selbstständiger geschichtlicher Styl in der Nationalsprache; doch können — abgesehen von der Geschichtsforschung, welche hier nicht in Anschlag gebracht werden darf, — Mascow, Graf v. Bünau, Heyne, Pütter,

Gatterer, Adelung, Mich. Ign. Schmidt, J. Matth. Schröckh, Remer und einige andere, kaum, bei den Unvollkommenheiten ihrer geschichtlichen Darstellung, als die ersten genannt werden, welche den geschichtlichen Styl unter den Teutschen zu bilden und auszuprägen anfingen.

Sollte die Geschichtsschreibung zur Klassicität sich erheben; so mußte nothwendig zuvor die Geschichte selbst aus einem andern und höhern Standpuncte gefaßt werden.

Man mußte die große Wissenschaft, welche die gesammten Aeußerungen der menschlichen Freiheit in den weiten Kreisen der Vergangenheit und Gegenwart umschließt, und in deren Gebiet alle Individuen, alle Völker, Staaten und Reiche, die untergegangenen, wie die bestehenden, gehören, mit Geist auffassen; man mußte sich zu dem pragmatischen Charakter der Darstellung erheben; man mußte das innere und das äußere Leben der Völker und Reiche, nach ihrem nothwendigen Zusammenhange und nach ihrer Wechselwirkung, in den verschiedenen Religionen, in den Gesetzgebungen, in den Verfassungen und in den Verwaltungsformen, verstehen und würdigen lernen; man mußte endlich die Darstellung der neuern und neuesten Geschichte gleichmäßig, wie die der alten und mittlern Zeit, behandeln, wenn der geschichtliche Styl ein höheres Interesse für die fortgeschrittenen und gereiften Stände des teutschen Volkes haben sollte. In diesem Sinne brach Aug. Ludw. v. Schlözer, eben sowohl ausgestattet mit dem Reichthume der alten und neuen Sprachen, wie mit den vielseitigsten statistischen, staatsrechtlichen und politischen Kenntnissen, die neue Bahn der Geschichtsschreibung bei den Teutschen. Seit seiner Zeit, zum Theile noch mit ihm gleichzeitig, zum Theile nach seinem Vorgange, ist der geschichtliche Styl mit Geist, Kraft, Leben und Würde in der Darstellung angebaut worden von: Justus Möser; — Ludw. Tim. v. Spittler

(geb. 1752 zu Stuttgart, † 1810 daselbst als Minister); — Isaac Iselin; — J. Gtfr. v. Herder; — Joh. v. Müller (geb. 1752 zu Schafhausen, † 1809 zu Kassel als Staatsrath); — Chstn. Wilh. v. Dohm (geb. 1751 zu Lemgo, preußischer Geheimerrath, lebt zu Pustleben bei Nordhausen); — Nic. Vogt (geb. ..., lebt zu Aschaffenburg); — Dietr. Herm. Hegewisch (geb. 1746 zu Osnabrück, † 1812 als Prof. zu Kiel); — Ernst Ludw. Posselt (geb. 1763 zu Durlach, † 1804 als Prof. zu Heidelberg); — Fr. v. Schiller; — J. Gtfr. Eichhorn (geb. 1752 zu Dörrenzimmern in Franken, Prof. zu Göttingen); — Arnold Herm. Ludw. Heeren (geb. 1760 zu Bremen, Prof. zu Göttingen); — J. K. Fr. Manso; — Georg Sartorius (geb. 1765 zu Kassel, Prof. zu Göttingen); — Karl Dietr. Hüllmann (geb. 1765 zu Erdeborn im Mannsfeldischen, Prof. zu Bonn); — J. Fr. Ludw. Wachler (geb. 1767 zu Gotha, Prof. zu Breslau); — Karl Ludw. v. Woltmann (geb. 1770 zu Oldenburg, † 1817 zu Prag); — Karl Wilh. Fr. v. Breyer (geb. 1771 zu Heutingsheim im Wirtembergischen, † 1818 als Mitglied der Akademie zu München); — Gabr. Gtfr. Bredow (geb. 1773 zu Berlin, † 1814 als Prof. zu Breslau); — J. Ernst Chstn. Schmidt (geb. 1772 zu Busenborn im Darmstädtischen, Prof. der Theologie zu Gießen); — Fr. Chstn. Aug. Hasse (geb. 1773 zu Rehfeld, Prof. zu Dresden); — Heinr. Zschokke (geb. 1776 zu Magdeburg, Mitglied des großen Raths zu Aarau); — Heinr. Luden (geb. 1780 zu Lockstadt im Bremischen, Prof. zu Jena); — Fr. Buchholz (geb. ..., Prof., lebt zu Berlin); — Fr. Saalfeld (geb. ..., Prof. zu Göttingen); — Karl v. Rotteck (geb. ..., Prof. zu Freyburg); — Leonard v. Dresch (geb. ..., Prof. zu Tübingen); — Jul. Franz Scheller (geb. ..., Prof. zu Grätz); — Joh. Voigt (geb. ..., Prof. zu Königsberg). — Im beschreibenden geschichtlichen Style zeichneten sich aus:

Eberh. Aug. Wilh. v. Zimmermann (geb. 1743 zu Uelzen, † 1815 als geh. Staatsrath zu Braunschweig); — Georg Forster (geb. 1754 zu Nassenhuben bei Danzig, † 1794 zu Paris); — Chstn. Aug. Fischer (geb. . . . zu Dresden, Prof., lebt zu Würzburg); — P. J. Rehfues (geb. . . ., geh. Regierungsrath zu Bonn).

III.

Theorie der Sprache der Prosa.

86.

Charakter der Sprache der Prosa.

Ist die Darstellung der Sprache überhaupt der wörtliche Ausdruck der, in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit unsers Geistes begründeten und zum Bewußtseyn gelangten, Zustände unsrer drei geistigen Vermögen; so ist namentlich in der Sprache der Prosa die Bezeichnung der zum deutlichen Bewußtseyn gebrachten Zustände unsers Vorstellungsvermögens enthalten. Denn, wenn gleich an sich die drei geistigen Vermögen in unzertrennlicher und in ununterbrochener Wechselwirkung stehen, so daß kein völlig reiner Zustand des einen geistigen Vermögens, ohne irgend einen Antheil der beiden andern Vermögen an demselben, gedenkbar ist; so können wir doch theils im Bewußtseyn bei jedem einzelnen Zustande die unmittelbare Quelle desselben in dem einen der drei geistigen Vermögen wahrnehmen, theils in der Sprache, als dem Wiederscheine unsrer innern Zustände, dasjenige geistige Vermögen mit Bestimmtheit erkennen und nachweisen, welches die jedesmalige Darstellung durch Sprache in den einzelnen stylistischen Formen veranlaßte. In dieser Hinsicht enthält aber die Sprache der Dichtkunst die wörtliche Versinnlichung unserer zum Bewußtseyn gebrachten Gefühle, die Sprache der Beredsamkeit die wörtliche Bezeichnung unserer zum Be-

wußtseyn gelangten Bestrebungen und Triebe, und die Sprache der Prosa den wörtlichen Ausdruck unserer Vorstellungen, es mögen nun diese Vorstellungen zunächst entweder in Anschauungen oder in Begriffen des Verstandes, oder in Ideen der Vernunft, oder in Idealen der Einbildungskraft — entweder in Urtheilen der Urtheilskraft, oder in Schlüssen der Vernunft bestehen.

Durch diesen Ursprung aller Stoffe der Sprache der Prosa aus dem Vorstellungsvermögen wird zugleich die Sprache der Prosa als ein in sich abgeschlossenes Ganzes streng begrenzt, und wesentlich von der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit unterschieden (§ 39. 40), so daß, bei der Festhaltung des ihr eigenthümlichen Charakters, keine Verwechselung derselben mit den Formen der Dichtkunst und Beredsamkeit möglich ist.

Die Sprache der Prosa steht aber eben so, wie die Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit, nach allen ihren einzelnen Gattungen, Arten und Formen, unter dem Gesetze der Form, weil dieses, nach seinen beiden Eigenschaften der Correctheit und Schönheit, den höchsten Maasstab und die unnachlaßliche Bedingung für die Klassicität jeder einzelnen stylistischen Form in sich enthält. Doch muß eben sowohl in der Sprache der Prosa, wie in der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit, in Hinsicht auf die ganze Haltung des Tones der Darstellung, jedes einzelne stylistische Erzeugniß entweder der niedern, oder der mittlern, oder der höhern Schreibart (§ 41. 42) angehören; nur mit der Einschränkung, daß in der Sprache der Prosa nie ein größeres stylistisches Product ausschließend in der höhern Schreibart gehalten werden darf, wenn gleich dem Prosaiker in einzelnen Fällen verstattet ist, aus der mittlern Schreibart in die höhere überzugehen.

Die Theorie des prosaischen Styls ist nur von Wenigen besonders, sondern gewöhnlich im Zusam-

menhange mit den sämmtlichen Gattungen und Arten des Styls, behandelt worden. Deshalb muß in dieser Beziehung auf die Literatur der Theorie des Styls überhaupt (§ 44) verwiesen werden.

Im Einzelnen bearbeiteten die Theorie des prosaischen Styls:

G. P. v. Gemünden, Lehrbuch der teutschen prosaischen schriftlichen Ausdrucksart. München, 1797. 8.

Traug. Gotthi. Voigtel, Lehrbuch der teutschen prosaischen Schreibart für Akademieen und Gymnasien. Halle, 1802. 8.

K. G. Rumi, theoretisch-praktische Anleitung zum teutschen prosaischen Style. Wien, 1813. 8. (Vgl. Hallesche LZ. 1814, No. 244.)

Fr Erdm. Petri, Grundsätze prosaischer Wohlredenheit. 2te Aufl. Pirna, 1818. 8.

Fr. Aug. Pischon, Handbuch der teutschen Prosa, in Beispielen von der frühesten bis zur jetzigen Zeit. 1r Theil (enthält die Beispiele aus der geschichtlichen Prosa.) Berl. 1818. 8.

87.

Die einzelnen Gattungen des prosaischen Styls.

Das wirkliche (prosaische) Leben, aufgefaßt in unsern Vorstellungen nach seinen verschiedenen Seiten, und dargestellt durch Sprache, enthält die Stoffe für die Sprache der Prosa. Durch die Eintheilung dieser Stoffe nach ihrer wesentlichen Verschiedenheit von einander, erhalten wir die einzelnen Gattungen des prosaischen Styls: den Lehrstyl; den geschichtlichen Styl; den Briefstyl, und den Geschäftsstyl.

Ordnen wir nämlich das ganze Gebiet unserer Kenntnisse nach seinen einzelnen Bestandtheilen, nach der verschiedenartigen Darstellung dieser Kenntnisse für besondere Zwecke des Wissens und des wirklichen Lebens, und nach

den vielfachen innern Verhältnissen der einzelnen Stoffe unserer Erkenntniß gegen einander, um die eingesammelten Kenntnisse und gemachten Erfahrungen entweder theilweise, oder als in sich zusammenhängende Ganze zu bearbeiten, und Andern mitzutheilen; so entsteht der Lehrstyl nach seinen Untergattungen und Arten.

Richten wir dagegen unsere Aufmerksamkeit auf die Kreise der Vergangenheit und der Gegenwart, um theils den innern Zusammenhang in dem Leben der Individuen, der Völker und der Staaten des Erdbodens aufzufinden, und denselben, als bereits vergangen oder noch bestehend und vorhanden, durch Sprache darzustellen; theils um die vorhandenen Geschöpfe und Erscheinungen in der sichtbaren Natur, oder die vormaligen Veränderungen in dem Kreise ihrer Geschöpfe und Gebilde durch Sprache zu versinnlichen; so entsteht der geschichtliche Styl mit seinen Untergattungen und Arten.

Wollen wir ferner mit Wesen unserer Art die entweder schon bestehende Verbindung fortsetzen und unterhalten, oder eine neue Verbindung anknüpfen; so entsteht der Briefstyl mit seinen verschiedenen Formen, der die Bestimmung hat, an die Stelle der mündlichen Unterhaltung zu treten.

Denken wir uns endlich als Theilnehmer einer bürgerlichen Gesellschaft und als Mitglieder eines besondern Standes im Staate, oder vergegenwärtigen wir uns den Staat, zu welchem wir gehören, als ein politisches Ganzes nach seinen innern Verhältnissen und nach seinen auswärtigen Beziehungen auf andere neben ihm bestehende Staaten, und stellen wir alle aus diesen mannigfaltigen öffentlichen Ankündigungen des Staatslebens und des Bürgerthums hervorgehende Verhältnisse durch Sprache dar; so entsteht der Geschäftsstyl nach seinen Untergattungen und Arten.

88.

1) Der Lehrstyl.

Der Kreis der gesammten menschlichen Erkenntniß aus Begriffen bildet das Gebiet des Lehrstyls, dessen eigenthümlicher Charakter darauf beruht, daß er die einzelnen Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß aus Begriffen zur Einheit der stylistischen Form erhebt und dem Gesetze der Form (der innigsten Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in der stylistischen Darstellung) unterordnet. So weit daher der Kreis menschlicher Begriffe ist; so weit ist auch das Gebiet des Lehrstyls. Vermittelst der Eigenschaft der Richtigkeit der Form, soll aber innerhalb der Darstellung die formelle Wahrheit zwischen den Begriffen versinnlicht, und, vermittelst der Eigenschaft der Schönheit der Form, die Darstellung selbst zu einem in sich vollendeten organischen Ganzen erhoben werden, in welchem nicht nur jeder Theil um des andern willen da ist, und durch den andern bedingt erscheint, sondern auch das Ganze selbst, nach dem Leben und der freiesten Versinnlichung des Stoffes vermittelst der Form, ein unmittelbares Wohlgefallen bewirkt. Wenn also gleich der nächste Zweck des Lehrstyls auf Belehrung und Ueberzeugung berechnet ist; so beruht doch die Art und Weise, wie dieser Zweck von dem Stylisten erreicht und die Form zur Einheit verbunden wird, auf seiner Individualität, d. h. auf der ihm eigenthümlichen Behandlung und Vollendung der stylistischen Form, durch welche er die dargestellten Begriffe und Ideen nicht blos dem Verstande und der Vernunft mittheilen, sondern zugleich auch, vermittelst der Einheit und Vollendung der Form, die Einbildungskraft, so wie das Gefühls- und Bestrebungsvermögen für den dargestellten Stoff gleichmäßig beleben und interessiren, und überhaupt alle Vermögen des menschlichen Geistes beschäftigen und in eine freie Thätigkeit versetzen will. — Denn bei dem ursprünglichen Zusammenhange aller drei geistigen Vermögen des Menschen unter sich selbst, kann keine Erkenntniß, ob

sie gleich zunächst von dem Vorstellungsvermögen vermittelt wird, blos todt und unfruchtbar und ohne irgend eine Beziehung auf das Gefühls- und Bestrebungsvermögen bleiben; so wie wieder aus ursprünglichen Gefühlen und Bestrebungen Begriffe und Ideen des Vorstellungsvermögens gebildet werden. Von der Art und Weise aber, wie die menschlichen Vorstellungen in der Form als eine nothwendige und lebensvolle Einheit erscheinen, hängt zunächst die Wirkung der dargestellten Vorstellung auf das Gefühls- und Bestrebungsvermögen ab, und deshalb ist die bloße Richtigkeit der Darstellung — mit Ausschluß der Eigenschaft der Schönheit — nie ausreichend für eine vollendete Form des Lehrstyls.

Noch fehlt eine besondere Theorie des Lehrstyls; so wie überhaupt die Theorie der Prosa im Ganzen weit unvollkommner in den sogenannten Theorieen des Styls behandelt worden ist, als die Theorie der Dichtkunst und der Beredsamkeit.

89.

Eintheilung des Lehrstyls.

Die Untergattungen des Lehrstyls können nicht nach dem unermeßlichen Gebiete der wissenschaftlichen Stoffe (wie man dieselben in der Encyklopädie der gesammten Wissenschaften entwickelt), sondern nur nach der verschiedenen Behandlungsweise des Stoffes vermittelst der Form aufgezählt und classificirt werden. Diese Behandlungsweise ist aber überhaupt fünffach:

a) systematisch, wenn man irgend einen Theil, oder ein größeres Gebiet der menschlichen Erkenntniß in sich zusammenhängend, vollständig, erschöpfend, und nach allen seinen Umgebungen darstellt;

b) compendiarisch (epitomatorisch), wenn man ein abgeschlossenes Gebiet der menschlichen Erkenntniß zwar in sich zusammenhängend und erschöpfend, doch

aber in so gedrängten Umrissen darstellt, daß dabei die völlige Ausführung der einzelnen Theile der beabsichtigten gedrängten und gleichmäßigen Uebersicht über das Ganze untergeordnet wird;

c) commentirend, wenn man die einzelnen Theile eines systematisch dargestellten Ganzen weiter ausführt und erläutert; die mit der systematischen Darstellung nicht selten verbundene Terminologie erklärt, und, der Vergleichung oder des Beweises wegen, den ganzen Umkreis verwandter oder widersprechender Meinungen berücksichtigt u. s. w.;

d) populär, wenn man einen wissenschaftlichen Stoff so darstellt, daß man alles von ihm trennt, was den eigentlichen Gelehrten ausschließend angeht, und nur diejenigen Gegenstände desselben in einer lichtvollen Uebersicht und leichtfaßlichen Darstellung behandelt, welche man auch ohne gelehrte Vorkenntnisse verstehen kann, und welche zunächst auf die Anwendung im wirklichen Leben berechnet werden;

e) dialektisch-kritisirend, wenn man, nach dem Gesetze der Form, die einzelnen stylistischen Formen prüfet und beurtheilt, um auszumitteln, theils inwiefern und bis wie weit der dargestellte Stoff in denselben behandelt worden sey, und den Gesetzen der formellen und materiellen Wahrheit entspreche; theils inwiefern und bis wie weit die Form der Darstellung sich der klassischen Vollendung nähere.

90.

a) Der systematische Lehrstyl.

Unter einem Systeme denken wir das aus einem obersten Grundsatze abgeleitete, logisch angelegte, in seinen Theilen nothwendig zusammenhängende, gleichmäßig durchgeführte, und nach dem Gesetze der Form durch Sprache dargestellte Ganze, in welchem entweder eine ganze Wissen-

schaft (mithin ein abgeschlossener Kreis der menschlichen Erkenntniß), oder doch ein bestimmter Theil der wissenschaftlicher Erkenntniß, in materieller Hinsicht den Gegenstand erschöpfend, und in formeller Hinsicht den Stoff zur Einheit der Form erhebend, zur Anschauung gebracht wird.

Ob nun gleich innerhalb der Theorie des Styls nicht über die materielle Wahrheit (über die Uebereinstimmung des dargestellten Gegenstandes mit den wirklichen Objecten der Erkenntniß) entschieden werden kann; so verlangt doch das Gesetz der Form von dem systematischen Lehrstyle, daß er, in Hinsicht auf die Richtigkeit der Form, von einem (wenigstens beziehungsweise) obersten Grundsatze bei dem dargestellten Gegenstande der menschlichen Erkenntniß ausgehe, aus diesem zunächst die einzelnen Theile und die Stellung derselben unter sich selbst folgerecht ableite, so wie dieselben gleichmäßig, nach der Wichtigkeit ihres Inhalts, durchführe, und dadurch die Uebereinstimmuug aller dargestellten Begriffe unter sich selbst (oder die formelle Wahrheit) bewirke, — und daß er, in Beziehung auf die Schönheit der Form, die dargestellte Form zu einer organischen Einheit verbinde, welche, als vollendete Form, durch die in ihr herrschende Versinnlichung des Stoffes um ihrer selbst willen gefällt, und von der Einbildungskraft als vollständiges Bild von dem Gegenstande festgehalten werden kann.

Die einzelnen Arten des systematischen Lehrstyls sind:

a) das System, von welchem alles gilt, was überhaupt vom systematischen Lehrstyle verlangt wird.

b) die Abhandlung, welche die systematische und erschöpfende Darstellung irgend eines Abschnittes oder eines einzelnen Theiles aus einem größern wissenschaftlichen Ganzen enthält, und auf welche nach ihrem Verhältnisse zu dem Ganzen, die aufgestellten Grundsätze angewandt werden müssen.

Als Muster im systematischen Lehrstyle bei den Teutschen verdienen genannt zu werden: Luther, Thomasius, Wolff, Lessing, Mendelssohn, Spalding, Tetens, Möser, Eberhard, Feder, Steinbart, Kant, Fichte, Reinhold, Herder, Schiller, Georg Forster, Schlosser, Fr. Heinr. Jacobi, Heydenreich, Garve, Engel, Reinhard, Gtlo. Ernst Schulze, Krug, Köppen, Feuerbach, K. Sal. Zachariä u. a.

c) der akademische Vortrag (mit einem fehlerhaften Nebenbegriffe gewöhnlich Vorlesung genannt). Umschließt der einzelne akademische Vortrag (gleich einer Predigt oder Rede) ein in sich abgegrenztes Ganzes von Begriffen; so gelten für ihn die für die Abhandlung aufgestellten Regeln. Gewöhnlich versteht man aber eine ununterbrochene Folge einzelner Vorträge darunter, durch welche das Ganze einer Wissenschaft, nach deren innerm nothwendigen Zusammenhange, mündlich mitgetheilt wird. Geschieht dies durch wörtliches Ablesen oder Dictirten eines niedergeschriebenen Heftes; so unterscheidet sich der akademische Vortrag durch kein wesentliches Merkmal von jedem andern wissenschaftlich ausgearbeiteten Buche. Hält sich der Vortrag zunächst an die Erklärung eines zum Grunde gelegten Compendiums oder kurzer mitgetheilter Sätze; so steht die Bearbeitung des Compendiums und der, das Compendium vertretenden, kurzen Sätze unter den Gesetzen des compendiarischen, so wie die Erklärung beider unter den Gesetzen des commentirenden Lehrstyls. Ist aber der akademische Vortrag, was er seyn soll, die vorher sorgfältig durchdachte freie mündliche Mittheilung, und die unmittelbar aus dem Geiste des Lehrers hervorgehende und auf den Geist des Zuhörers einwirkende Versinnlichung der streng wissenschaftlich

durchgeführten Stoffe vermittelst einer, im Augenblicke des Vortrages selbst zum Leben gerufenen, und zur möglichsten stylistischen Reife und Vollkommenheit verbundenen, Form der Darstellung; so wird er zwar nicht auf die vollendete Gediegenheit einer niedergeschriebenen stylistischen Form Anspruch machen können, dagegen aber, durch die höhere Belebung, welche er aus der unmittelbar thätigen, und die Form erzeugenden, freien geistigen Kraft des Lehrers für den Zuhörer erhält, auf den letztern weit tiefer, als das abgelesene Heft, und in einzelnen Fällen unwiderstehlich einwirken, weil nothwendig durch die, in Gegenwart der Zuhörer hervorgebrachte, Verbindung des tiefdurchdachten Stoffes mit einer völlig richtigen und ästhetisch lebensvollen Form eben so bei dem Zuhörer, wie bei dem Lehrer, die gesammten geistigen Vermögen in ein freies gleichmäßiges Spiel gesetzt werden.

Unter den gedruckten, mithin völlig ausgearbeiteten, akademischen Vorträgen zeichnen sich aus: Gellerts Vorlesungen über die Moral; Heydenreichs Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion; Dessen philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer, 4 Theile; Kants Vorlesungen über die philos. Religionslehre; Fichte's Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, u. a.

Viel Treffliches darüber enthalten: Ludw. Thilo's Grundsätze des akademischen Vortrags. Frkf. a. d. Od. 8. und Fr. Schleiermacher's gelegentliche Gedanken über Universitäten in teutschem Sinne. Berl. 1808. 1809. 8. S. 60 ff. Eine Stelle gehört besonders hieher: „Zwei Elemente sind dem Kathedervortrage unentbehrlich und bilden sein eigentliches Wesen. Das eine möchte ich das populäre nennen; die Darlegung des muthmaß-

lichen Zustandes, in welchem sich die Zuhörer befinden; die Kunst, sie auf das Dürftige in demselben hinzuweisen und auf den letzten Grund alles Richtigen im Nichtwissen. Dies ist die wahre dialektische Kunst; und je strenger dialektisch, desto populärer. Das andere möchte ich das productive nennen. Der Lehrer muß alles, was er sagt, vor den Zuhörern entstehen lassen; er muß nicht erzählen, was er weiß, sondern sein eignes Erkennen, die That selbst, reproduciren, damit sie beständig nicht etwa nur Kenntnisse sammeln, sondern die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntniß unmittelbar anfachen und anschauend nachbilden. — Zwei Tugenden müssen sich im Universitätslehrer vereinigen: Lebendigkeit und Begeisterung von der einen Seite, Besonnenheit und Klarheit von der andern, um was die Begeisterung wirket, verständlich und gedeihlich zu machen, damit nicht etwa in den Zuhörern nur dunkele Ahnungen von der Herrlichkeit des Wissens entstehen, statt des Wissens selbst. — Wunderbar genug ist die Gelehrsamkeit eines Professors zum Sprüchworte geworden. Je mehr er besitzt, desto besser freilich; aber auch die größte ist unnütz ohne die Kunst des Vortrags. — Ein Professor, der ein für allemal geschriebenes Heft immer wieder abliest und abschreiben läßt, mahnt uns sehr ungelegen an jene Zeit, wo es noch keine Druckerei gab, und es schon viel werth war, wenn ein Gelehrter seine Handschrift Vielen auf einmal dictirte, und wo der mündliche Vortrag zugleich statt der Bücher dienen mußte. Jetzt aber kann Niemand einsehen, warum der Staat einige Männer lediglich dazu besoldet, damit sie sich des Privilegiums erfreuen sollen, die Wohlthat der Druckerei ignoriren zu dürfen; oder weshalb wohl sonst ein solcher Mann die Leute zu sich bemüht, und ihnen nicht lieber seine ohnehin mit stehenbleibenden Schriften abgefaßte Weisheit auf dem gewöhnlichen Wege schwarz auf weiß verkauft."

91.

b) Der compendiarische Lehrstyl.

Das Compendium ist das System im verjüngten Maasstabe. Es ergehen daher an die Bearbeitung desselben alle die Forderungen, nach welchen die Darstellung des Systems formelle Vollendung erhält, nur mit der einzigen hinzukommenden Bedingung: daß die stylistische Form auf eine kurze und gedrängte Uebersicht über die Wissenschaft berechnet sey. Zwar darf die Kürze des Compendiums die systematische Haltung und gleichmäßige Durchführung der Wissenschaft nie beeinträchtigen, es muß vielmehr die gedrängtere Form der Darstellung im Compendium die Uebersicht über das Ganze noch mehr, als im erschöpfend ausgeführten Systeme befördern und erleichtern; allein in Hinsicht der Ausführung der einzelnen Theile, Abschnitte und Gegenstände unterscheidet sich das Compendium dadurch von dem Systeme, daß die nähere Erläuterung derselben beim Compendium dem mündlichen Vortrage oder dem Scharfsinne und eigenem Nachdenken des Lesers überlassen bleibt. In stylistischer Hinsicht muß zwar, bei der Ausarbeitung der Compendien, nicht selten die höhere Ründung und Vollendung des Periodenbaues der Kürze und Bestimmtheit des Ausdruckes aufgeopfert werden; allein auch diese Kürze und Bestimmtheit in der Darstellung, verbunden mit der möglichsten Lebendigkeit und Versinnlichung des Stoffes vermittelst der Form, führt bei der compendiarischen Darstellung zu Schwierigkeiten, die nicht leicht zu beseitigen sind.

Als sehr zweckmäßig gehaltene Compendien verdienen genannt zu werden: Eschenburg's Entwurf der Theorie und Literatur der schönen Redekünste; Dessen Lehrbuch der Wissenschaftskunde; Kiesewetter's Lehrbuch der Hodegetik; Dessen Logik zum Gebrauche für Schulen; — Rothe's Grundriß der reinen allgemeinen Sprachlehre; Dessen systematische teutsche Sprachlehre für Schulen; — Heydenreich's Grundsätze der

moralischen Gotteslehre; — Ammon's vollständiges Lehrbuch der christlich-religiösen Moral; — Köppen's Grundriß zu Vorlesungen über das Naturrecht; — Maaß'ens Grundriß der Rhetorik; Schott's kurzer Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit; u. a.

92.

c) Der commentirende Lehrstyl.

Ein in sich abgeschlossens System, besonders wenn durch dasselbe eine Wissenschaft neu begründet oder völlig umgestaltet wird, verlangt, um ganz verstanden und erfaßt zu werden, nicht nur einen sehr wissenschaftlich organisirten, sondern auch einen bereits vielseitig geübten und an allgemeine Uebersichten gewöhnten Geist. Diese Uebersicht zu erleichtern, die einzelnen Theile bestimmter zu erklären und verständlich zu erläutern, die an sich schwierige oder neugewählte Terminologie faßlicher zu entwickeln, die Einwürfe der Gegner gründlich zu beseitigen, die Theile oder das Ganze des Systems mit andern vorhandenen Systemen zu vergleichen, und die Grundlehren oder einzelnen Ansichten desselben gegen andere Systeme zu vertheidigen, das Neue und Eigenthümliche in demselben bestimmt hervorzuheben, das unbestimmt gelassene und zu leicht hingeworfene tiefer zu begründen und fester zu stützen, so wie das Dunkle zu verdeutlichen, und durch zweckmäßig gewählte Beispiele zu versinnlichen; überhaupt das System einer Wissenschaft, oder auch nur wesentliche Bestandtheile derselben, für einen größern Kreis genießbarer und anwendbarer zu machen; das ist der Zweck des commentirenden Lehrstyls, der aber, wenn er seiner Bestimmung entsprechen soll, aller Weitschweifigkeit, aller Einseitigkeit und Dunkelheit, und namentlich der Durchwässerung des darzustellenden systematischen Stoffes sich enthalten muß. — Daraus erhellt, daß der Commentator des Systems selbst, im Ganzen und nach dessen Theilen, sich bemächtigt haben, damit das Talent viel-

seitiger Ansicht und faßlicher Verarbeitung verbinden, und über die Sprache frei und leicht gebieten muß, wenn er seiner schwierigen Aufgabe genügen will.

Zu dem commentirenden Lehrstyle gehören auch die Parallelen, in welchen entweder mehrere, in ihren Grundsätzen wesentlich verschiedene, Systeme, oder doch einzelne Lehrstücke derselben mit einander verglichen, und, vermittelst der Vergleichung, für die dargestellte Wissenschaft selbst ersprießliche Resultate ausgemittelt werden. Für ihre Darstellung wird eben so ein vielseitig gebildeter, wie ein völlig unbefangener und sehr gewandter philosophischer Geist, und ein sicheres Gebieten über die Sprache der Darstellung erfordert.

Die teutsche Sprache hat z. B. Commentare über Kants Lehren von Kiesewetter, Jac. Sigism. Beck, Tieftrunk; in einem gewissen Sinne gehören auch Reinhold's Briefe über die Kantische Philosophie hieher. — Parallelen enthalten die Schriften von Fries: Reinhold, Fichte und Schelling, — und von Thanner: der Transendentalidealismus in seiner dreifachen Steigerung u. s. w.

93.

d) Der populäre Lehrstyl.

Die populäre Darstellung eines wissenschaftlichen Gegenstandes beruht, im Gegensatze gegen die systematische, zunächst auf derjenigen Behandlung desselben, welche alles das von sich ausschließt, was entweder blos für die eigentlichen Gelehrten verständlich, oder zunächst für die in die Wissenschaft bereits Eingeweihten von Interesse ist, so daß man die populäre Darstellung theils ohne tiefere wissenschaftliche Vorkenntnisse verstehen, theils vermittelst derselben von dem Zusammenhange der Wissenschaft mit dem wirklichen Leben überzeugt werden kann, weil in der ersten Hinsicht vom populären Lehrstyle die

Ableitung der Wissenschaft aus ihren höchsten Grundsätzen, so wie alle Terminologie, Polemik und Literatur ausgeschlossen, und in der zweiten Hinsicht in denselben zunächst nur das aufgenommen wird, was allgemein verständlich und allgemein anwendbar ist.

Der populäre Schriftsteller muß aber, wenn er nicht seicht und oberflächlich werden will, die Wissenschaft, die er faßlich darzustellen beabsichtigt, in ihrer Tiefe ergründet und nach ihrem ganzen Umfange erforscht haben; denn nur dann wird es ihm gelingen, dasjenige deutlich, bestimmt und allgemein verständlich darzustellen, was selbst ganz deutlich vor seiner Seele steht, um auch in der populären Entwickelung den innern nothwendigen Zusammenhang des Ganzen und der Theile zu versinnlichen, der innerhalb derselben blos des streng systematischen Gewandes entkleidet wird. Zugleich muß er Leichtigkeit, Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung durch Sprache besitzen, um, vermittelst der zur Einheit verbundenen und stylistisch vollendeten Form, unmittelbar auf den weiten Kreis derjenigen Leser zu wirken, welche einer populären Darstellung bedürfen. Dazu gehört, außer einer leicht zu überschauenden logischen Anordnung und völligen grammatischen Richtigkeit, die sorgfältige Gruppirung der einzelnen Theile des dargestellten Stoffes, die Hervorhebung des Wichtigen vor dem minder Wichtigen, und die durchgehends festgehaltene Beziehung der dargestellten Gegenstände nach ihrer Anwendbarkeit aufs wirkliche Leben. Dann erreicht der populäre Lehrstyl seine herrliche Bestimmung, das, was an sich nur dem Kreise des Systems angehörte, in ein Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit zu verwandeln.

Zu dem populären Lehrstyle gehören:

a) Sprüchwörter, welche, bei allen Völkern alter und neuer Zeit, in einzelnen kurzen Sätzen die anschaulichsten und verständlichsten Lehren der Lebensweisheit und Lebensklugheit enthalten, die gewöhnlich aus Erfahrung und Beobachtung abgeleitet worden, und für

die richtige Auffassung und Beurtheilung des wirklichen Lebens bestimmt sind. Doch können Sprüchwörter im populären Style nur selten, und mit Vorsicht gebraucht werden.

b) Gemeinplätze (loci communes), solche einfache und verständliche Sätze, deren Sinn sogleich, ohne weitere Erklärung, einleuchtet. Sie werden im populären Style gewöhnlich Eingangsweise gebraucht, um eine wichtigere Belehrung an sie anzuknüpfen.

c) Sentenzen, oder sinnvolle Aussprüche, welche entweder eine allgemein gekannte Wahrheit unter einer neuen Einkleidung enthalten, oder eine neue überraschende Wahrheit in einer interessanten Form aussprechen. Reichthum der Begriffe bei Kürze der Worte und bei sicherer Kraft und Bestimmtheit des Ausdrucks müssen die Sentenzen im stylistischen Zusammenhange bezeichnen, so daß sie in demselben als unwillkührliche Ergießungen des Scharfsinns, nie aber als gesucht und kunstvoll herbeigezogen erscheinen.

d) die katechetische und sokratische Form. Das Eigenthümliche der katechetischen Form besteht in der mündlichen Mittheilung einzelner Begriffe und ganzer Reihen von Vorstellungen, welche man sodann denen wieder abfragt, welchen man sie mittheilte, um sich zu überzeugen, ob man von ihnen verstanden worden sey, und ob sie die Fähigkeit besitzen, dieselben wieder zu geben. Der Charakter der sokratischen Form hingegen beruht auf derjenigen Fertigkeit des mündlichen Ausdruckes, nach welcher man die erst mitzutheilenden Begriffe dem zu Unterrichtenden so abfragt, daß es scheint, als sey dieser schon vor der Mittheilung in dem Besitze derselben gewesen, während er nur die Bedingung dazu in sich hatte. Beide verlangen eine vollständige Bemächtigung der Gegenstände, welche man Andern unter diesen Formen mittheilen will, und eine sorgfältig

berechnete Herablassung zu den Eigenthümlichkeiten, Vorkenntnissen und geistigen Bedürfnissen derselben.

e) Dies gilt denn in vollem Sinne auch von den Jugendschriften, durch welche die Entwickelung und Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts in intellectueller, ästhetischer und sittlicher Hinsicht befördert und geleitet werden soll. Sie dürfen daher nichts Unverständliches und über den geistigen Gesichtskreis der Jugend Hinausliegendes in sich enthalten; sie müssen in einer edlen, aber allgemein faßlichen Sprache gehalten, und mit bestimmter Vergegenwärtigung eines gewissen Abschnitts des jugendlichen Lebensalters geschrieben, auch muß die stylistische Darstellung mit der Lebendigkeit durchgeführt worden seyn, welche das jugendliche Gemüth anzusprechen vermag, ohne doch die Jugend zur Vielwisserei, zum Nachsprechen auf Autorität, zum Absprechen über wichtige von ihr noch nicht völlig erkannte Gegenstände, und zur Halbreife oder frühzeitigen Ueberreife zu verleiten.

f) Die meisten von diesen Bedingungen müssen auch bei dem populären Lehrstyle in den Volksschriften festgehalten werden. Denn wenn man in dem hieher gehörenden Sinne unter Volk die untern und minder gebildeten Stände der bürgerlichen Gesellschaft versteht; so haben Volksschriften die Bestimmung, dieser zahlreichen Menschenklasse richtige und bestimmte Begriffe über die Gegenstände des öffentlichen und häuslichen Lebens, über Religion, Staatsverfassung, bürgerliche Verhältnisse, Naturgegenstände, geschichtliche Vorgänge, über nützliche Erfindungen, und über Vortheile und Bequemlichkeiten des Lebens mitzutheilen, dem Aberglauben und den Vorurtheilen der untern Stände entgegen zu arbeiten, den Kreis ihrer Einsichten zu berichtigen, zu erweitern und zu vervollkommnen, und dies alles in einer faßlichen, edlen, würdevollen Sprache.

Große Verdienste um den populären Lehrstyl haben sich erworben: Gellert, Chstn. Fel. Weiße, Sander (über die Güte und Weisheit Gottes in der Natur), Hufeland (Kunst das menschliche Leben zu verlängern), v. Knigge (über den Umgang mit Menschen), v. Rochow, Salzmann, Campe, Schlez, Rud. Zach. Becker, Glatz, Dolz, Dinter u.a.

94.

c) Der dialektisch-kritisirende Lehrstyl.

Um auszumitteln, ob der stylistisch dargestellte Stoff in wissenschaftlicher Hinsicht zweckmäßig und erschöpfend behandelt worden sey, und ob die Form der Darstellung dem Gesetze der Form entspreche, muß es eine besondere stylistische Form, den dialektisch-kritisirenden Styl, geben, welcher als solcher zum Lehrstyle gehört, weil der Maasstab für jene Beurtheilung und Prüfung nur wissenschaftlich bestimmt, und aus den Gesetzen der materiellen und formellen Wahrheit abgeleitet werden kann.

Der dialektisch-kritisirende Lehrstyl zerfällt aber in Dialektik und Kritik. Die Dialektik zeigt sich, im mündlichen und schriftlichen Lehrstyle, als die Fertigkeit, den Schein von der Wahrheit zu trennen; die Spitzfindigkeiten, welche sich als Wahrheit ankündigen, in ihrer Blöße darzustellen; alle Scheingründe zu vernichten, und die Rechte der Wahrheit zu handhaben; und dies durch die feste Grenzbestimmung zwischen Schein, Wahrscheinlichkeit und Wahrheit. Nach diesem ihrem Zwecke ist die Dialektik, in stylistischer Hinsicht, zunächst auf den dargestellten Stoff gerichtet.

Die Kritik hingegen, sobald sie in unmittelbarer Beziehung auf den Styl genommen wird, besteht in der Beurtheilung der stylistischen Producte nach ihrer Angemessenheit oder Nichtangemessenheit zu dem Gesetze der Form. Sie entscheidet, ob die für die Darstellung des Stoffes gewählte Form eben diesem Stoffe angemessen sey, oder ob eine andere Form hätte gewählt werden sollen; ob und wie

innerhalb der Form den Gesetzen der Richtigkeit und Schönheit Genüge geleistet worden sey, und zwar nach der wesentlichen Verschiedenheit der Sprache der Prosa, Dichtkunst und der Beredsamkeit, so wie nach der wesentlichen Verschiedenheit der niedern, mittlern und höhern Schreibart von einander. Sie entscheidet also aus formellen Gründen über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der stylistischen Darstellung, und vermittelt ein sicheres Urtheil über den stylistischen Charakter des Schriftstellers, ob er zu den Klassikern gehöre, oder nicht.

Zu dem dialektisch-kritisirenden Lehrstyle gehören:

a) die Disputation, oder die mündliche Beurtheilung und Prüfung einer stylistischen Form in Hinsicht auf Stoff und Darstellung gegen den anwesenden Urheber derselben. Gründliche wissenschaftliche Kenntnisse, deutliche Vergegenwärtigung des Gesetzes der Form, logische Sicherheit und Festigkeit, und Gewandtheit im Ausdrucke sind die Hauptbedingungen, wenn die Disputation ihren Zweck erreichen soll.

b) Die schriftliche Prüfung besteht in der erschöpfenden Beurtheilung einer stylistischen Ausarbeitung nach Stoff und Form, und nach denselben Bedingungen, wie bei der Disputation.

c) Die Recension, die selbst, als stylistisches Erzeugniß, unter dem Gesetze der Form steht, und nach ihrer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit von dem Maasstabe dieses Gesetzes abhängt, soll nicht blos den Inhalt eines vorliegenden Werkes genau und treu angeben (sonst wäre sie blos Relation), sondern den Geist, die Bestimmung, den wissenschaftlichen und stylistischen Charakter, und die Stellung desselben gegen ähnliche schon vorhandene Werke, so wie überhaupt seine Vorzüge, und Fehler und Mängel im Allgemeinen und im Einzelnen gründlich und wahrhaft bezeichnen und das ausgesprochene Urtheil mit Belegen aus

dem Werke bestätigen. Der Recensent muß zugleich durch die Recension beurkunden, daß er dem anzuzeigenden Werke theils durch Tiefe und Gründlichkeit der Kenntnisse, theils durch die stylistische Form der Recension völlig gewachsen sey, und daß er den innern Beruf hatte, sein kritisches Urtheil vor dem ganzen gebildeten Publicum darüber abzugeben.

Noch fehlt eine Theorie des dialektisch-kritisirenden Lehrstyls, und besonders eine Theorie der Recensionen, zu welcher Greiling's vorläufige Gedanken zu einer Theorie der Recensionen, in Fichte's und Niethammer's phil. Journale, 1797, St. 6, 119 ff. nur einige Beiträge enthalten. — Bleibt gleich die größere Menge der jährlich erscheinenden Recensionen hinter den aufgestellten Forderungen an eine befriedigende Recension zurück; so hat doch unverkennbar der innere und äußere Charakter der Kritik bei den Teutschen seit dem Anfange der allgemeinen teutschen Bibl. bedeutende Fortschritte gemacht, und in den Literaturzeitungen von Halle, Leipzig und Jena, in den Götting. gel. Anzeigen, in den Heidelbergischen und Wiener Jahrbüchern, im Hermes u. a. erscheinen einzelne treffliche und gehaltvolle Recensionen, welche sich dem aufgestellten Ideale nicht selten nähern.

95.

2) Der geschichtliche Styl.

Wenn der Stoff des Lehrstyls in Begriffen besteht; so beruht der Stoff des geschichtlichen Styls auf Thatsachen der Erfahrung, auf Erscheinungen und Vorgängen in der Vergangenheit und Gegenwart. Wenn der Lehrstyl die einzelnen Theile und die Gesammtheit der Erkenntniß in dem Menschen zur Einheit der stylistischen Form erhebt; so stellt der geschichtliche Styl den Kreis der Erscheinungen außerhalb des Menschen unter der Einheit der stylistischen Form

bar. Die Gesammtheit dieser Erscheinungen, Vorgänge und Thatsachen nennen wir den Kreis der Erfahrung.

Alle Erscheinungen und Thatsachen dieses Kreises werden aber entweder als zugleich und neben einander im Raume, oder als nach einander in der Zeit (den beiden Grundformen der Anschauung) wahrgenommen. Der Kreis der Geschichte zerfällt daher in die beiden Haupttheile: der Gegenwart und Vergangenheit; denn die Zukunft liegt völlig außerhalb dieses Kreises. Nach dieser Eintheilung des geschichtlichen Stoffes kann es daher auch nur zwei Grundformen des geschichtlichen Styles geben: die Darstellung der Gegenwart, oder die Beschreibung; und die Darstellung der Vergangenheit, oder die Erzählung. Die Beschreibung verbreitet sich über die Erscheinungen und Veränderungen nach ihrem Zugleich- und Nebeneinanderseyn im Raume, so wie die Erzählung über die Thatsachen der Vergangenheit nach ihrer Aufeinanderfolge in der Zeit.

Weil aber alle zugleich und neben einander bestehende Erscheinungen, so wie die gesammten auf einander folgenden Thatsachen unter sich in einem innern Zusammenhange stehen; so bleibt es die Grundaufgabe für den geschichtlichen Styl: diesen nothwendigen Zusammenhang innerhalb des Kreises der äußern Wahrnehmung, vermittelst der Einheit der Form, für den innern Sinn so zu versinnlichen, daß durch die stylistische Darstellung ein bestimmtes, wahres und vollständiges, so wie ein lebensvolles Bild von dem dargestellten Stoffe hervorgebracht wird. Denn schon seinem Stoffe nach ist der geschichtliche Styl, unter allen Gattungen und Arten des prosaischen Styls, wegen seiner völligen Objectivität der höchsten Versinnlichung fähig. Das Wesen der vollendeten Geschichtsschreibung, oder der geschichtlichen Kunst, wird also in der Hervor-

bringung einer solchen stylistischen Form bestehen, in welcher das Objective des geschichtlichen Stoffes, durch die innigste Harmonie der Richtigkeit und Schönheit in der Form, zur Einheit eines vollendeten Bildes für den innern Sinn erhoben wird.

Noch fehlt eine befriedigende Theorie des geschichtlichen Styls; sie wird auch erst dann möglich seyn, wenn die Geschichtsschreibung bei den Teutschen, die seit den letzten dreißig Jahren in ihrer Entwickelung begriffen ist, eine feste Gestaltung und höhere Reife gewonnen hat. Was in den gewöhnlichen Theorieen des Styls als Theorie des geschichtlichen Styls vorkommt, ist völlig unzureichend. — Ein in vielfacher Beziehung gelungener Versuch dieser Art ist: W. Wachsmuth's Entwurf einer Theorie der Geschichte. Halle, 1820. 8. Allein schon seit den letzten dreißig Jahren begannen einzelne ausgezeichnete Männer, bessere Ansichten darüber aufzustellen. Sie finden sich in: J. W. Bartoldy's Einleitung zur Geschichte des ältern Europa, nach dem Englischen des W. Russel, (Berl. 1794. 8.) Th. 1, S. 1 ff. — in Karl Ludw. Woltmann's Plan für historische Vorlesungen (Jena, 1795. 8.) S. 1 ff. und in Dessen kleinen historischen Schriften, (2 Th. Jena, 1797. 8.) Th. 1, S. 109 ff. — in Bolingbroke's Briefen über das Studium der Geschichte, übers. von Vetterlein. 2 Th. Leipz. 1794. 8. — in J. Geo. Müller's Briefen über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte (Zürich, 1798. 8.) S. 93 ff. — in Fr. Rühs, Entwurf einer Propädeutik des histor. Studiums. Berl. 1811. 8. — in Ludw. Schaaf's Methodik des histor. Unterrichts. Magdeb. 1813. 8. — in Ludw. Wachler's Gesch. der histor. Forschung und Kunst. 2 Theile, (in 4 Bänden). Gött. 1812 — 1818. 8. — in Fr. Wilh. Tittmann, über Erkenntniß und Kunst in der Geschichte. Dresden, 1817. 8. (Täuschend ist der

Titel folgender Schrift: J. Babor, über die philosophische Historiographie der neuesten Zeit. Olmütz, 1818. 8., weil der Gegenstand des Buches gar nicht hieher gehört.)

96.

Eintheilung des geschichtlichen Styles.

Gegenwart und Vergangenheit sind die beiden wesentlich verschiedenen Bestandtheile des Kreises der Erfahrung (§ 95); ihnen entspricht in der stylistischen Darstellung die Beschreibung und die Erzählung. Allein, nach der Mannigfaltigkeit der einzelnen Stoffe, welche den Kreisen der Gegenwart und Vergangenheit angehören, zerfällt sowohl der beschreibende, als der erzählende geschichtliche Styl in mehrere Untertheile.

Zu dem beschreibenden geschichtlichen Style gehört die Naturbeschreibung überhaupt (irrig: Naturgeschichte genannt), und die Erdbeschreibung im Besondern. Die erste ist allgemeine Naturbeschreibung, wenn sie die gesammte Natur als ein abgeschlossenes sinnlich erscheinendes Ganzes darstellt, und zugleich das Verhältniß unserer Erde, als eines Theiles des Weltganzen, zu den übrigen Himmelskörpern entwickelt. Sie ist aber besondere Naturbeschreibung, wenn sie, ausgehend von dem Unorganischen, sodann, nach dem Begriffe des Organismus, die einzelnen Gattungen, Arten und Formen der unbelebten und belebten Organisationen auf unserm Erdkörper (die Erd- und Steinarten, die Pflanzengattungen, die Thierwelt, und die einzelnen Menschenstämme) schildert. — Die besondere Erdbeschreibung hingegen enthält die Darstellung der natürlichen Beschaffenheit unsers Erdbodens (die sogenannte physikalische Erdkunde, oder die Beschreibung der Erde in Hinsicht auf Boden, Klima, Jahreszeiten, Producte, Thiere, Naturveränderungen u. s. w.), und den gesammten Kreis der Gegenwart in Hinsicht der gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse der einzelnen, auf dem Erdboden neben

einander bestehenden Völker, Staaten und Reiche (die sogenannte politische Erdkunde und die Staatenkunde oder Statistik, mit Einschluß der Völkerkunde und der Reisebeschreibungen).

Im Gegensatze des beschreibenden geschichtlichen Styls, enthält der erzählende geschichtliche Styl die Darstellung des unermeßlichen Kreises der Vergangenheit, indem er im innern Zusammenhange das entwickelt und schildert, was je auf dem Erdboden war und geschah. Er umschließt als wesentliche Untertheile: die Naturgeschichte (die Geschichte des Continents selbst, nach den Veränderungen desselben, die Geschichte des Meeres, die Geschichte der Thierarten, und die Geschichte der Menschengattung nach der physischen Ankündigung und Verschiedenheit derselben) und die Menschengeschichte, welche alle auf uns gekommene Vorgänge und Thatsachen in sich begreift, die eine Wirkung der menschlichen Freiheit gewesen sind.

97.

a) Der beschreibende geschichtliche Styl.

Der beschreibende geschichtliche Styl hat die Bestimmung, die Erscheinungen, Geschöpfe und einzelnen Gegenstände, welche zum Kreise der Gegenwart theils in der Naturwelt, theils in der Menschenwelt gehören, einfach, lichtvoll und bestimmt geordnet (wozu in vielen Fällen die tabellarische Behandlung des Stoffes sich besonders eignet), richtig und erschöpfend bezeichnend, nach ihrem wirklichen Zusammenhange unter sich verbunden, und in einer edlen und vollendeten stylistischen Form darzustellen. — Im Allgemeinen verstatten viele einzelne Untergattungen und Arten des beschreibenden Styls (z. B. die eigentliche Naturbeschreibung, die Erdkunde u. a.) nicht die höhere Lebendigkeit und den zur völligen Ründung und innern Vollendung erhobenen Periodenbau, welche zu den

Grundbedingungen des erzählenden Styls gehören; allein mehrere sehr gelungene Naturschilderungen, Reisebeschreibungen und statistische Darstellungen zeigen doch, daß auch in dem beschreibenden geschichtlichen Style eine hohe Vollkommenheit der Form der Darstellung zu erreichen möglich ist.

Besonders gehört die Staatenkunde (Statistik) dahin, sobald dieselbe nach ihrem wahren Wesen erkannt und als die Wissenschaft dargestellt wird, welche die politische Gestaltung der Reiche und Staaten des Erdbodens, nach der Ankündigung ihres innern und äußern Lebens im Kreise der Gegenwart, im Zusammenhange darstellt *). In diesem Sinne ist sie, nächst der allgemeinen Geschichte, die zweite geschichtliche Grund- und Stammwissenschaft, von welcher, nach ihrem Verhältnisse zur allgemeinen Geschichte, Schlözer's sinnvoller Ausspruch gilt: „Die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und die Statistik eine stillstehende Geschichte". Zur Darstellung des innern Lebens der Staaten und Reiche gehören aber die Grundbedingungen desselben: die Grundmacht des Staates nach Land und Volk; die Kultur des Volkes; die Verfassung und die Verwaltung des Staates; so wie zur Darstellung des äußern Lebens der Staaten und Reiche die politische Stellung derselben in der Mitte des gesammten Staatensystems als Mächte des ersten, zweiten, dritten oder vierten politischen Ranges; der Einfluß des innern politischen Lebens nach Verfassung und Verwaltung auf die mehr oder weniger kraftvolle Ankündigung des äußern Lebens, so wie die Rückwirkung des äußern Lebens auf das innere; und die Gesammtheit der zwischen dem einen Staate und allen übrigen Staaten und Reichen bestehenden und noch geltenden Verträge.

In stylistischer Hinsicht verdienen unter den teutschen Schriftstellern im beschreibenden Style genannt zu werden:

---

*) Vergl. Hermes, 1819, St. 3, S. 190 ff.

1) in der Naturbeschreibung: Blumenbach, Wünsch, Batsch, Link, Geo. Forster, Alex. v. Humboldt u. a.;

2) in der Erd- und Staatenkunde: Büsching, Norrmann, Crome, Schlözer, Lüder, Schummel, Gaspari, Milbiller, Stein, Hassel, Schorch, Lindner, Gutsmuths u. a.;

3) in teutschen Reisebeschreibungen: Meiners, Risbeck, Geo. Forster, Pallas, v. Stolberg, Küttner, Seume, Chstn. Aug. Fischer, Ernst Mor. Arndt, Rehfues u. a.

98.

b) Der erzählende Styl.

Der erzählende geschichtliche Styl hat die Aufgabe, den ganzen Kreis der Vergangenheit, soweit er in beglaubigten Thatsachen vorliegt, in einer vollendeten Form durch Sprache darzustellen, und gleichmäßig die Naturgeschichte und die Menschengeschichte (§ 96) zu umschließen. So reich und interessant auch an sich die Naturgeschichte ist; so wird sie doch an Massen des Stoffes und an höherem Interesse von der Menschengeschichte aufgewogen, weil diese zunächst diejenigen Veränderungen und Thatsachen schildert, welche als unmittelbare Wirkung der Freiheit erscheinen. Denn so hoch die Welt der Freiheit über dem Kreise der Naturnothwendigkeit steht; so weit übertrifft auch die Menschengeschichte an Mannigfaltigkeit, Reichthum und Fruchtbarkeit des Stoffes das Gebiet der Naturgeschichte. Deshalb wird auch die geschichtliche Kunst, oder die höhere Vollendung der Geschichtsschreibung, zunächst auf die Menschengeschichte bezogen. Diese kann aber dargestellt werden: entweder als Geschichte der Individuen, oder als Specialgeschichte (einzelner Geschlechter, Gesellschaften, Corporationen, Völker, Staaten und Reiche), oder als allge-

meine Geschichte (Geschichte der Gesammtheit des menschlichen Geschlechts).

Der stylistischen Form nach unterscheidet sich die Schilderung von der bloßen Erzählung. Denn, wenn die Erzählung die geschichtlichen Thatsachen treu, wahr, einfach und ohne höhern Schmuck, so wie ohne höhere Kraft und Versinnlichung des Ausdruckes darstellt; so ist in der Schilderung die Darstellung der Individuen und Ereignisse zunächst auf eine lebensvollere Zeichnung, auf eine höhere Versinnlichung und auf die Vollendung der stylistischen Form zu einem vollständigen Bilde berechnet, dessen sich die Einbildungskraft bemächtigen und durch dessen innere Einheit sie befriedigt werden kann.

99.

Die Untergattungen des erzählenden geschichtlichen Styls.

a) Die Biographie und Charakteristik.

Sie enthält die Darstellung des Lebens eines Individuums unter einer vollendeten stylistischen Form. Soll sie befriedigen; so muß sie nicht blos vollständig entwickeln, was das dargestellte Individuum nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit war und leistete, sondern auch wie es das ward, was es war. Dies ist aber blos dann möglich, wenn — abgesehen von allen psychologischen Deutungen — aus beglaubigten geschichtlichen Thatsachen zunächst das innere Leben, der besondere Gang der individuellen Entwickelung und Ausbildung des darzustellenden Individuums hervorgehoben, und aus diesem innern Leben die äußere Ankündigung des Individuums mit Nothwendigkeit abgeleitet wird. Der Biograph muß daher eine genaue Kenntniß der persönlichen Verhältnisse des darzustellenden Individuums mit tiefem philosophischen Geiste und psychologischen Tacte verbinden, weder als der Lobredner, noch als der Gegner desselben erscheinen, und durchgehends neutral bleiben,

wie es die geschichtliche Wahrheit verlangt. — Sobald diese Bedingungen nicht berücksichtigt werden, erhält man entweder einen Lebenslauf, oder einen Panegyricus, statt einer Biographie. — Unter allen Biographieen sind aber die Selbstbiographieen die schwierigsten; auch bedürfen sie einer besondern Prüfung und Würdigung.

Unterscheidet man, im strengern Sinne, zwischen Biographie und Charakteristik; so besteht das Eigenthümliche der letzten darin, daß in ihr eine leitende Idee zum Grunde liegt, für welche das dargestellte Leben eines Individuums zur Versinnlichung dient. Zwar soll sie die Handlungen und den Charakter des darzustellenden Individuums nicht nach jener Idee gestalten und psychologisch deuten; wohl aber soll sie das Individuum im Lichte jener Idee erscheinen lassen, und die Verwirklichung jener Idee im Leben eines Volkes, oder selbst eines größern Theils der Menschheit, vermittelst der Thätigkeit und Kraft des dargestellten Individuums versinnlichen. Daraus erhellt, daß nur solche Männer sich zur Charakteristik eignen, welche entweder in der politischen Welt, oder in den Kreisen der Wissenschaft und der Kunst große Veränderungen und Umbildungen bewirkt haben. (z. B. Alexander, Cäsar, Karl der Große, Gregor 7, Wicliff, Huß, Colom, Luther, Leibnitz, Friedrich 2, Kant u. a.)

Zur Theorie der Biographie gehören:

Wiggers, über die Biographie. Mitau, 1777. 8.

Jenisch, Theorie der Lebensbeschreibung. Berl. 1802. 8.

K. Ludw. Woltmann, Versuche über die Biographie; in s. kleinen histor. Schrift. Th. 1. S. 103 ff.

Ernst Mor. Arndt, Einleitung zu historischen Charakterschilderungen. Berl. 1810. 8.

Zur stylistischen Darstellung der Biographie gehören als allgemeine Sammlungen:

Gtlo. Bened. Schirach, Biographie der Teutschen. 6 Th. Halle, 1770 ff. 8.

J. Matth. Schröckh, allgemeine Biographie. 8 Th. Berl. 1785 ff. 8. — und Dessen Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. 2 Th. N. A. Lpzg. 1790. 8. –

Chstph. Meiners, Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften. 3 Th. Zürich, 1796 ff. 8. —

Fr. Schlichtegroll, Nekrolog der Teutschen. Vom Jahr 1790 — 1799, jeder Jahrgang in 2 Bänden. Gotha, 1791 ff. 8. Dazu 2 Supplementbände; und dann Nekrolog der Teutschen für das 19te Jahrhundert. 5 Theile. Gotha, 1803 ff. 8. —

Pantheon der Teutschen. 3 Thle. Chemnitz, 1791 ff. 8. —

J. Aug. Eberhard, der Biograph; Darstellung merkwürdiger Menschen der drei letzten Jahrhunderte. 8 Theile. Halle, 1802 — 9. 8. —

Zeitgenossen. 18 Hefte. Altenb. und Lpz. 1816 ff. 8.

Einzelne vorzügliche Biographieen und Charakteristiken bei den Teutschen von: Hegewisch (Gesch. der Regierung Karls des Großen und Maximilians 1); Garve (Fragmente über Friedrich 2); Posselt (Gesch. Gustavs 3); Luden (Christian Thomasius); Schelle (Heydenreichs Charakteristik); Heeren (Johann von Müller; Christian Gottlieb Heyne); Gruber (Christoph Martin Wieland); Joh. Voigt (Leben des Prof. Kraus); u. a. — — Selbstbiographieen von Semler; Büsching; Büsch; Hippel; Bronner; Pütter; Schlözer; Spalding u. a.

Die Anekdote ist die Darstellung einer einzigen Begebenheit, oder einer einzigen Aeußerung eines interessanten Individuums, welche sich entweder durch ihre Neuheit und Eigenthümlichkeit, oder durch ihren Zusammenhang mit andern Ereignissen und Außerungen so auszeichnet, daß sie vereinzelt (gleichsam epigrammatisch) in einer kleinen, in sich vollendeten Form dargestellt werden kann. Der Form nach muß die Anekdote kurz und kräftig gehalten werden, und der eigentliche Treffpunct (die Pointe) bestimmt hervortre-

ten. — Weil aber die Anekdote zur Geschichte sich nur wie ein kleinster Theil, und gewöhnlich wie Episode, verhält; so darf die Zahl derselben nicht in der wirklichen Geschichte gehäuft werden.

Der lapidarische Styl besteht zunächst in Inschriften, welche auf öffentlichen Denkmälern (Ehrensäulen, Münzen, Grabmälern rc.) das Andenken an ausgezeichnete Personen oder wichtige Ereignisse erhalten sollen. Ihre Form muß das Gepräge der Wahrheit, Kraft und Kürze an sich tragen.

109.

Fortsetzung.

β) Die Specialgeschichte.

Die Specialgeschichte hat die Bestimmung, die freien Handlungen und die Schicksale einer Mehrzahl von Individuen nach den höchsten Bedingungen des Gesetzes der Form darzustellen. So hebt die Specialgeschichte vom Familienleben an, erweitert den Kreis ihrer Darstellung über die Begebenheiten ganzer Gesellschaften, Corporationen, Stände, Geschlechter, Orden und Zünfte, oder über die Schilderung der Ausbildung der einzelnen Wissenschaften und Künste, so wie deren Arten und Zweige, und endigt in der Geschichte der einzelnen Völker, Staaten und Reiche. — Nur gestützt auf die strengste Kritik der geschichtlichen Quellen ist es möglich, die unzähligen Einzelnheiten der Specialgeschichte zu einem beglaubigten Ganzen, und, gestützt auf das Gesetz der Form, die Darstellung selbst zu einer organischen Einheit zu erheben. Denn, weil es freie Wesen sind, welche die Geschichte schildert; so muß durchgehends die Specialgeschichte das große, oft mannigfaltig verflochtene, und oft höchst räthselhafte Spiel dieser Freiheit, so wie das Verhältniß dieser Freiheit zu dem Gange des äußern Schicksals versinnlichen, und namentlich in der Geschichte der Völker, Staaten und Reiche von dem innern bürger-

lichen Leben, als der Grundbedingung ihrer äußern Ankündigung, mithin von der Verfassung und Verwaltung der erloschenen oder noch bestehenden Staaten und Reiche des Erdbodens ausgehen, um daraus den Gang der Geschichte derselben, und die Wechselwirkung des innern und äußern politischen Lebens auf einander, zu erklären. Denn nur, wenn die Verfassung der Völker, Staaten und Reiche in den Mittelpunct der geschichtlichen Darstellung gebracht wird, ist es möglich, den innern organischen Zusammenhang aller einzelnen Begebenheiten derselben, so wie entweder ihre Entwickelung, Blüthe und Reife, oder ihr allmähliges Veralten, Sinken und ihren Untergang, mit Bestimmtheit nachzuweisen und zur Anschauung zu erheben. Besonders ist diese große Aufgabe bei der Specialgeschichte der europäischen Staaten und Reiche, und namentlich seit der Zeit des Entstehens und Ausbildens des Systems des politischen Gleichgewichts (seit 1492), in der Geschichte des europäischen Staatensystems aus dem Standpuncte der Politik festzuhalten und pragmatisch in einer stylistisch vollendeten Form durchzuführen.

Als Hauptarten der Specialgeschichte erscheinen daher, außer der Geschichte einzelner Familien, einzelner Stände, einzelner Verbindungen u. s. w. 1) die Völkergeschichte (Ethnographie), welche die Darstellung des Eigenthümlichen in der Entwickelung und Ausbildung der einzelnen Völker der Erde — abgesehen von ihrem bürgerlichen Vereine in Staaten und Reichen — zunächst in Angemessenheit zur physischen und geistigen Individualität (Volksthümlichkeit) derselben enthält, bis jetzt aber noch nicht wissenschaftlich und befriedigend angebaut worden ist; 2) die Staatengeschichte, oder die Geschichte des innern und des äußern politischen Lebens der einzelnen entweder bereits erloschenen, oder noch bestehenden Staaten und Reiche des Erdbodens; 3) Die Kulturgeschichte, oder die allgemeine Schilderung der Entwickelung der gesammten Bedingungen

und Zweige der menschlichen Kultur seit der Entstehung des menschlichen Geschlechts.

Allein, so wie die Staatengeschichte, in Hinsicht der einzelnen Staaten und Reiche, in sehr viele Untergattungen und Arten zerfallen kann (Geschichte der europäischen oder asiatischen rc. Staaten; der italienischen, der teutschen, der nordischen, der slavischen rc. Staaten u. s. w.); so umschließt auch die Kulturgeschichte, sobald die einzelnen Bedingungen, Theile und Zweige der menschlichen Kultur besonders dargestellt, und zum innern nothwendigen Zusammenhange verbunden werden, eine große Masse einzelner geschichtlicher Gegenstände. Denn im Allgemeinen muß, nach den beiden wesentlichen Theilen der menschlichen Natur, zwischen der physischen und geistigen Kultur, und bei der letzten wieder, nach den drei ursprünglichen Vermögen des menschlichen Geistes, die intellectuelle, ästhetische und moralische Kultur unterschieden werden. Bei der Kulturgeschichte steht also kein Volk, und keine einzelne geschichtliche Thatsache, sondern der Begriff der Kultur, unmittelbar abstammend aus der ursprünglichen Vervollkommnungsfähigkeit (Perfectibilität) des menschlichen Wesens, an der Spitze der Darstellung, unter welchen Begriff dann alle einzelne Thatsachen des darzustellenden Zweiges der intellectuellen, ästhetischen und moralischen Kultur gebracht, dem Stoffe nach pragmatisch verbunden, und der Form nach zu einem vollendeten stylistischen Ganzen für die Anschauung erhoben werden. — Aus dem Begriffe der intellectuellen Kultur gehet aber die Geschichte der menschlichen Sprache überhaupt, und die Geschichte der einzelnen Sprachen (der teutschen, griechischen, arabischen rc.), die Geschichte der Philosophie überhaupt, und der einzelnen philosophischeu Wissenschaften (der Logik, Metaphysik, Sittenlehre rc.), die Geschichte der Größenlehre und aller einzelnen zu ihr gehörenden Wissenschaften, die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit, der Heilkunde, der Theologie,

die Geschichte der Gewerbe, der Entdeckungen und Erfindungen, die Geschichte der Geschichte, oder die Darstellung der Art und Weise, wie bisher die Bearbeitung der einzelnen Theile der Geschichte geschehen ist, mit Einschluß der Literaturgeschichte ꝛc. hervor. — Aus dem Begriffe der ästhetischen Kultur entspringt die Darstellung der Geschichte der einzelnen schönen Künste und ihrer Theile und Arten (der Dichtkunst, Beredsamkeit, Tonkunst, Mahlerei, Plastik, Baukunst, Gartenkunst, Tanzkunst, Mimik und Schauspielkunst). — Endlich aus dem Begriffe der moralischen Kultur wird die Geschichte des eigentlichen sittlichen Lebens der Menschen abgeleitet: die Geschichte der Sitten überhaupt; die Geschichte der Religionen; die Geschichte der verschiedenen bürgerlichen Verfassungen, mit Einschluß der Geschichte der Gesetzgebung, der Politik, der Kriege u. s. w.

Einzelne Theile und Zweige der Specialgeschichte sind trefflich von den Teutschen neuerer Zeit dargestellt worden. Dahin gehören aus der Staatengeschichte die Werke von Spittler (Entwurf der Staatengeschichte, und die Specialgeschichte Wirtembergs und Hannovers), Manso Gesch. Sparta's und Constantins), Möser (osnabrückische Geschichte), Joh. von Müller (Schweizergeschichte), Sartorius (Fortsetzung von Spittlers Staatengeschichte, Geschichte der Ostgothen, Geschichte des hanseatischen Bundes, Geschichte des Bauernkrieges), Hegewisch (einzelne Theile der Geschichte Teutschlands), Posselt (Geschichte der Teutschen), Zschokke (bayrische Geschichte), Schiller (Geschichte der Niederlande, des dreißigjährigen Krieges), Woltmann (Geschichte Englands, Geschichte Frankreichs), Heeren (Geschichte des europ. Staatensystems), Luden (Geschichte der ältern Staaten), Niebuhr (römische Geschichte), Voigt (Geschichte des Lombardenbundes) u. a. — Aus der Kulturgeschichte im Allge-

meinen: Winkelmann (Geschichte der Kunst des Alterthums), Adelung (Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts), Eichhorn (allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des neuern Europa), Wachler (Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Kultur, Dessen Geschichte der historischen Forschung und Kunst, und Dessen Vorlesungen über die teutsche Nationalliteratur), Heeren (Geschichte des Studiums der klassischen Literatur, und Dessen Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt), Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit), Spittler (Kirchengeschichte), Buchholz (philosophische Untersuchungen über die Geschichte der Römer) u. a.

Zur Specialgeschichte muß auch der Anbau der sogenannten geschichtlichen Hülfswissenschaften gerechnet werden: der Chronologie, Genealogie, Heraldik, Numismatik, Diplomatik u. a. (Erdkunde und Staatenkunde gehören nicht zum erzählenden, sondern zum beschreibenden geschichtlichen Style).

101.

Schluß.

γ) Allgemeine Geschichte.

Die allgemeine Geschichte (nicht selten, aber unrichtig, Weltgeschichte genannt,) umschließt den gesammten Kreis der Vergangenheit, nach allen Individuen unserer Gattung, und nach allen freien Handlungen derselben, so wie nach allen ihren Schicksalen, vom Entstehen unsers Geschlechts an bis auf den gestrigen Tag. Ihr ward die große Abgabe, diesen unermeßlichen Stoff aus den reinsten und beglaubigtsten Quellen zu sammeln, nach dem innern Verhältnisse des Wichtigen oder Minderwichtigen zu vertheilen und zu ordnen, nach dem Gesetze des ursach-

lichen Zusammenhanges zu einem nothwendigen Ganzen zu verbinden, und nach dem Gesetze der Form zu einer vollendeten stylistischen Form zu erheben. Der menschliche Geist würde unter einer solchen Aufgabe, in Hinsicht der Masse des Stoffes und der Kritik, erliegen, wenn nicht eines Theils die Specialgeschichte, nach allen ihren Zweigen, der allgemeinen Geschichte vorarbeitete, und anderntheils von der allgemeinen Geschichte alles das ausgeschieden werden müßte, was für sich ein selbstständiges Ganzes geschichtlicher Erkenntniß bildet. (So gehört z. B. nicht die Archäologie, die Literärgeschichte, — und eben so wenig die gesammte Specialgeschichte der Perser, Griechen und Römer, der Araber, der Franzosen, der Spanier, der Teutschen u. s. w. in die allgemeine Geschichte, sondern nur das, was im Allgemeinen und im Großen theils die Entwickelung und Fortbildung des menschlichen Geistes, theils das politische Leben der Völker, Staaten und Reiche vergegenwärtigt und versinnlicht.)

Obgleich die Methode für die Darstellung der allgemeinen Geschichte sehr verschiedenartig (geographisch, — chronologisch oder annalistisch, — ethnographisch, — synchronistisch, — pragmatisch) seyn kann; so gibt es doch, nach dem innern Verhältnisse gewisser Hauptereignisse in der allgemeinen Geschichte gegen einander, welche auf die Gesammtheit aller Völker, Staaten und Reiche des Erdbodens von entscheidendem Einflusse gewesen sind) nur vier Hauptzeiträume der allgemeinen Geschichte: die alte Geschichte, von dem Entstehen unsers Geschlechts, oder richtiger: von der Bildung der ersten bürgerlichen Gesellschaften auf dem Erdboden bis zur Auflösung des römischen Westreiches (von x bis 476 nach Christus); die mittlere Geschichte, vom Untergange des römischen Westreiches bis zur Entdeckung des vierten Erdtheiles (von 476 — 1492 n. C); die neuere, von Amerika's Entdeckung bis zur französischen Revolution, das Zeitalter des politischen Gleichgewichts in Europa (von 1492 — 1789); und die neueste

Geschichte, von der französischen Revolution, oder von der Auflösung des Lehnssystems in Frankreich, bis auf unsere Tage. Die Unterabtheilung dieser Hauptzeiträume in mehrere einzelne Zeiträume (Perioden) und Zeitabschnitte (Epochen) hängt aber ab von dem sorgfältig berechneten Verhältnisse der in die Zwischenzeit zwischen jene Hauptvorgänge fallenden wichtigern und allgemeinern Ereignisse zu den Hauptvorgängen selbst. (So z. B. bilden der Untergang des persischen Kaiserthums durch Alexander, und Augusts Alleinherrschaft in Rom, die wichtigsten Zwischenzeiträume in der alten Geschichte; während die Begründung der Staatsverfassung der Hebräer durch Moses, die Vernichtung Karthago's und die Unterjochung Griechenland's durch die Römer, nur denkwürdige Zeitabschnitte in der Geschichte des Alterthums begründen.) Der wissenschaftliche Charakter der allgemeinen Geschichte wird also auf der Darstellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten beruhen, welche den äußern gesellschaftlichen Zustand des menschlichen Geschlechts gebildet und verändert haben, nach ihrem innern nothwendigen Zusammenhange, und unter einer vollendeten stylistischen Form.

Der Behandlung nach, muß die Geschichte der Menschheit von der allgemeinen Geschichte unterschieden werden, zu welcher sich die Kulturgeschichte eben so verhält, wie die Specialgeschichte überhaupt zur allgemeinen. Denn, wenn der Begriff der Kultur an die Spitze der Kulturgeschichte gestellt wird; so erscheint der Gattungsbegriff der Menschheit am Eingange der Geschichte der Menschheit. Zwar darf die Geschichte der Menschheit nicht aus diesem Begriffe, oder aus irgend einem philosophischen Systeme abgeleitet, sie muß vielmehr aus reinen Thatsachen der Geschichte gebildet werden. Allein die Auswahl, die innere Anordnung und Vertheilung, so wie die nothwendige Verbindung dieser Thatsachen, muß nach jenem leitenden Begriffe der Menschheit geschehen damit aus der zusammenhängenden Darstellung mit Bestimmtheit hervortrete, was

die Menschheit als Gattung, nach der ihr einwohnenden Freiheit, und nach der unermeßlichen Vervollkommnungsfähigkeit ihrer Anlagen, Vermögen und Kräfte, als ein sich, durch sich selbst fortbildendes, Ganzes, in den einzelnen Zeiträumen geworden, wie und wodurch sie dies geworden, und überhaupt ob und wie sie vorwärts oder rückwärts geschritten ist. Die Geschichte der Menschheit ist daher weder die Darstellung eines beständigen Fortschreitens, noch die Darstellung einer fortdauernden Kreisbewegung, noch eines entschiedenen Rückwärtsschreitens unseres Geschlechts, sondern vielmehr die Geschichte der Wirkungen der menschlichen Freiheit im Großen und Ganzen, in allen Kreisen des politischen, bürgerlichen, religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens. Denn, so gewiß, nach dem Zeugnisse von 6000 Jahren, alle Macht des Reactionssystems, nach seinen mannigfaltigen Verzweigungen und Schattirungen, im Ganzen den wirklichen Fortschritt der Menschheit in der Annäherung an das große Ziel ihres Daseyns nicht aufzuhalten vermocht hat; so gewiß ist doch auch kein ununterbrochener Fortschritt, besonders in dem öffentlichen Leben einzelner Völker, geschichtlich nachzuweisen. Dies darf aber nicht befremden, sobald die Menschheit, nach ihrer Gesammtbestimmung auf der Erde, aus dem Standpuncte der Entwickelung und Erziehung der Individuen, der einzelnen Völker und der ganzen Gattung für höhere Daseynszustände gefaßt wird.

Die Geschichtsschreibung überhaupt, und besonders die der allgemeinen Geschichte, konnte sich nur nach einer bessern und freiern Gestaltung der Geschichtsforschung zu einer vollkommnern Form der Darstellung erheben. Bei den Teutschen namentlich war sie, seit dem Zeitalter der Wiederherstellung der Wissenschaften, zuerst in den Händen der Theologen (mit dem aus dem Propheten Daniel abgeleiteten Vier-Monarchiensysteme), und seit Ernesti's Zeiten in den Händen der

Philologen, welche in derselben zunächst nur die griechische und römische Geschichte hervorhoben, und überhaupt — bei völliger Vernachlässigung der neuern und neuesten Geschichte — die allgemeine Geschichte blos als eine Hülfswissenschaft beim Erlernen der alten Sprachen, so wie die Rechtsgelehrten die Geschichte Teutschlands als eine Hülfswissenschaft für das teutsche Staatsrecht, behandelten. Selbst in den Händen des gründlichen und kritisch sichtenden Gatterer's und derer, die ihm folgten, gewann die Geschichte nur an Glaubwürdigkeit und an Massen, nicht an Selbstständigkeit als Wissenschaft, nicht an innerem Zusammenhange und völligem Gleichmaaße, geschweige an Entwickelung der Grundbedingungen des politischen Lebens, und an stylistischer Vollendung. (Vergl. Hallesche LZ. 1819, N. 11 ff.) Erst mit Schlözer begann in Teutschland der höhere Charakter der allgemeinen Geschichte. Ihm folgten, mit mehr oder weniger geistiger Kraft und Eigenthümlichkeit der Ansichten, so wie in Hinsicht der stylistischen Gediegenheit und vollkommnern Ausprägung der Form: Eichhorn, Joh. v. Müller, Woltmann, Heeren, Bredow, Wachler, Breyer, Posselt, Buchholz, Saalfeld, Rotteck, Dresch, Hasse u. a.; während die Geschichte der Menschheit von Iselin, Kant, Herder, Dominicus, Stapfer, Woltmann, Maier, v. Eggers, Jenisch u. a. aus einem höhern Standpuncte gefaßt ward.

102.

3) Der Briefstyl.

Der Brief hat die Bestimmung, an die Stelle der mündlichen Unterhaltung mit abwesenden Personen zu treten, und entweder eine neue Verbindung anzuknüpfen, oder eine bestehende Verbindung fortzusetzen. Er ist daher die An-

rede an eine abwesende Person, welche, nach dem Gesetze der Form, das Gepräge der stylistischen Einheit und Vollendung an sich trägt. Die allgemeinen Regeln für den Briefstyl sind, daß man — mit steter Berücksichtigung der beiden Grundbedingungen der vollendeten stylistischen Form: der Richtigkeit und Schönheit — ganz den Verhältnissen gemäß schreibe, in welchen man zur abwesenden Person steht, und denselben Ton im Briefe festhalte, der zwischen uns und ihr bei der mündlichen Unterhaltung statt finden würde; daß man so einfach und natürlich als möglich schreibe, weil das im Briefstyle vorherrschende persönliche Verhältniß fast in allen Fällen den höhern Schmuck von sich ausschließt, der in vielen einzelnen Formen des geschichtlichen und Lehrstyls verstattet ist; daß man, wo möglich, den Brief, als ein kürzeres stylistisches Ganzes, in einem Flusse vollende, damit er durch die gleichmäßige Farbe und Haltung des Tones seine innere organische Einheit gewinne; daß man deshalb den Gegenstand, über welchen man schreibt, genau vorher durchdenke, bis der Brief gleichsam als ein vollendetes Ganzes vor der Seele steht; daß man ferner die Stimmung, so viel als möglich, sich vergegenwärtige, welche entweder durch unsern Brief in der abwesenden Person hervorgebracht werden, oder in welcher sie sich befinden kann, wenn sie unsern Brief erhält; daß man dabei seine Individualität (das Ich) so wenig als möglich hervorschimmern, und durchgehends die Beziehung auf die abwesende Person (das Du), und die Anrede an dieselbe vorherrschen lasse; daß man endlich bei beantwortenden Briefen genau an den empfangenen (und bei der Beantwortung vorliegenden) Brief sich halte, bald antworte, und bestimmt alles berücksichtige, was die abwesende Person wissen will; zugleich mit Ordnung und innerer Verbindung der Gegenstände alles berühre, was der empfangene Brief von uns verlangt; bittere und heftige Briefe aber nicht eher beantworte, als bis man den empfangenen Brief ohne gereizte Empfindlichkeit

wieder lesen kann, weil selbst Stillschweigen oft die beste Antwort ist.

Man kann den Briefstyl eintheilen: in den vertraulichen Brief; in den Brief der Convenienz (Wohlanständigkeit); in den Brief des Witzes und der Laune, und in den belehrenden (didactischen) Brief. (Der förmliche Geschäftsbrief muß dem Geschäftsstyle zugetheilt werden.)

Noch fehlt eine Theorie des Briefstyls, obgleich die Teutschen nicht arm an gedruckten gutgeschriebenen Briefen sind. — Doch kann verglichen werden: Gellert's practische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, in s. sämmtl. Werken, Th. 4, S. 1 ff. und Stockhausen's Grundsätze wohleingerichteter Briefe. Helmst. 1763. 8. — Die vorhandenen sogenannten Briefsteller können höchstens das Erlernen des Zufälligen und Technischen beim Briefschreiben befördern und erleichtern; der wahre Charakter des Briefstyls muß aber aus dem innern Geiste hervorgehen, und dafür reicht kein Briefsteller aus. Für jenen Zweck sind die Briefsteller von Heynatz, Moritz (vermehrt und verbessert von Theod. Heinsius, 7te Aufl. 1819), Kerndörfer u. a. zu empfehlen.

103.

a) Der vertrauliche Brief.

Der vertrauliche Brief (auch der Empfindungsbrief von den ältern Theoretikern genannt) hat die Bestimmung, an die Stelle der mündlichen Unterhaltung mit abwesenden Personen zu treten, mit welchen wir entweder durch die Bande der Natur, oder durch die sittlichen Verhältnisse der Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit aufs innigste verbunden sind (mit Aeltern, Geschwistern, Gatten, Kindern, Erziehern, Freunden, Geliebten, Wohlthätern u. a.). Weil in demselben das natürliche oder

sittliche Verhältniß der innigsten und vertraulichsten Verbindung, wie in dem Umgange mit diesen Personen selbst, vorherrscht; so darf der Unterschied des Alters und der bürgerlichen Verschiedenheit in demselben nur wenig bemerkbar seyn; es soll vielmehr im Ganzen der herzliche Ton der Gleichheit bestimmt hervortreten. In dieser Hinsicht ist der vertrauliche Brief der natürliche Erguß eines vollen Herzens, und hat unter allen Gattungen des Briefstyls den weitesten Umfang; denn der ganze Kreis des häuslichen Lebens, alle Wendungen und Entwickelungen unsers Schicksals, alle stille Freuden der Freundschaft und Zärtlichkeit, alle geheime Besorgnisse und Kümmernisse, alle wohlwollende Winke, Rathschläge und Warnungen, so wie alle erquickende Aussichten und Hoffnungen, — genug alles was das menschliche Herz gern an die mittheilt, die ihm theuer und werth sind, gehört in den Umfang desselben. — Für Briefe dieser Art kann es keine eigentliche Anweisung geben. Ihr Stoff liegt in den eigenthümlichsten Verhältnissen der menschlichen Individualität; allein die Form derselben wird, wie jedes stylistische Erzeugniß, nach den beiden Grundeigenschaften der Richtigkeit und Schönheit, und nach der organischen Einheit in der Haltung des Ganzen beurtheilt.

Gewiß kommen die trefflichsten Briefe dieser Art nicht zur öffentlichen Kunde. Allein als Beispiele derselben finden sich einige in der teutschen Literatur von Luther, Winkelmann, Lessing, Abbt, Mendelssohn, Klopstock, Gellert, Jacobi, Gleim, Garve, Weiße, Zollikofer, Matthisson, Joh. v. Müller u. a.

Ueber den Briefwechsel der Frauenzimmer s. Gellerts pract. Abhandl. S. 60 ff. und meine allgemeine Sprachkunde S. 489 f.

104.

b) Der Brief der Convenienz.

Wir verstehen unter der Beobachtung der Convenienz diejenige Fertigkeit in der öffentlichen gesellschaftlichen Ankündigung, welche aus der Bekanntschaft mit dem guten gesellschaftlichen Tone, mit den im häuslichen und bürgerlichen Leben bestehenden Formen der Höflichkeit und Schicklichkeit, und mit allen den vielfachen einzelnen Schattirungen, wodurch die Sitten in den gebildeten Ständen bezeichnet werden, hervorgehet. Der Brief der Convenienz (unschicklich Wohlstandsbrief genannt) enthält daher den schriftlichen Ausdruck jener Fertigkeit in der Briefform, und namentlich mit Beziehung auf einen gegebenen Fall. Er unterscheidet sich dadurch von dem Geschäftsbriefe, daß er zwar von unserer Bekanntschaft mit den feinern Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens erwartet, nicht aber officiell verlangt werden kann, und daß in demselben nicht das bürgerliche Verhältniß, in welchem wir zu dem stehen, an welchen wir schreiben, sondern das persönliche Verhältniß gegen denselben festgehalten wird, obgleich jenes bürgerliche Verhältniß doch zunächst die Ursache ist, daß wir den Brief der Convenienz schreiben, und wir, bei der Abfassung desselben, zwar wohl einigermaßen die Förmlichkeit der zwischen uns und jenem bestehenden bürgerlichen Verhältnisse mildern, nie aber ganz unberücksichtigt lassen dürfen.

Der Brief der Convenienz soll nämlich einen gewissen Vorgang des Lebens in Beziehung auf jene Verhältnisse als einen Gegenstand unsers Gefühls, doch mit Beibehaltung der sogenannten Courtoisie unter einer veredelten und geschmackvollen Form, darstellen und behandeln, weil der Empfangende, ungeachtet seiner Stellung gegen uns im bürgerlichen Leben, unsere Theilnahme an einem eingetretenen Ereignisse seines Lebens, und deshalb den Ausdruck des

Menschen, nicht blos des Bürgers, von uns erwarten kann. Wegen dieser Schwierigkeit bei der Behandlung des an sich gewöhnlich einförmigen und an sich armseligen Stoffes, und wegen der vielfachen Rücksichten, die bei der zur Einheit zu erhebenden Form der Darstellung festgehalten werden müssen, gehört der Brief der Convenienz zu den undankbarsten stylistischen Formen, und gelingt gewöhnlich nur selten. —

Der Brief der Convenienz umschließt nämlich Danksagungsbriefe für erzeigte Gefälligkeiten, für Verwendungen in unsern Angelegenheiten, für Theilnahme an unserm Schicksale; Glückwünschungsbriefe an Vorgesetzte und Bekannte, wenn sie in höhere Stellen aufrücken, oder bei frohen Familienereignissen (Geburten, Vermählungen, Genesung von Krankheiten u. s. w.); Condolenzbriefe bei traurigen Familienbegebenheiten; Anwünschungsbriefe (z. B. bei Geburtstagen, am Neujahrstage ꝛc.) u. s. w. — Man muß im Briefe der Convenienz sich eben so vor einer übertriebenen Theilnahme und vor dem Ausdrucke erkünstelter Gefühle, wie vor Weitschweifigkeit und wortreicher Breite hüten. Sicherheit in der Haltung des conventionellen Tons und der Linie des Schicklichen, Neuheit und Mannigfaltigkeit in den einzelnen Wendungen, Gewandtheit und edle Unbefangenheit im Ausdrucke des angeregten und darzustellenden Gefühls, besonders aber Kürze bei hoher Lebendigkeit, müssen die Form dieses Briefes bezeichnen, nach welchem nicht selten die höhern Stände den Schreibenden beurtheilen.

105.

o) Der Brief des Witzes und der Laune.

Der Brief des Witzes und der Laune kann zunächst nur an solche Personen gerichtet werden, mit welchen wir in vertraulichen Verhältnissen stehen; er setzt daher eine lange Bekanntschaft und das Verhältniß der Gleichheit zu der ab-

wesenden Person voraus, verlangt aber zugleich, wenn er gelingen soll, eine glückliche natürliche Anlage zum Witze, und eine durch vielseitige Uebung erlangte Fertigkeit im leichten und gefälligen Ausdrucke desselben. Der Ton in diesem Briefe erhebt sich mit einer fröhlichen Keckheit über die Formen des bürgerlichen Lebens; er ergreift von den in die Mitte der Darstellung gezogenen Gegenständen zunächst die heitere, wo möglich die lächerliche Seite; er gibt die eigenen Schwächen preis, und berührt die Schwächen dessen, an welchen der Brief gerichtet ist, nicht mit Schärfe und Bitterkeit, sondern mit gutmüthiger Leichtigkeit; er überschreitet nie die Grenzlinie des Schicklichen, weil selbst vertrauliche Verhältnisse das Festhalten derselben verlangen; er stellt nicht alles witzig dar, weil selbst der echte Witz nur die Würze, nicht die Nahrung im Briefe seyn soll; zugleich vermeidet er alles, was den Lesenden, selbst in den dargestellten Aufwallungen des Scherzes und der guten Laune, reizen oder wenigstens befremden könnte, weil er die Bestimmung hat, den Lesenden in eine frohe Stimmung zu versetzen. Berechnet auf Einheit der stylistischen Form, schließt er alles Gesuchte, Erkünstelte und zu weit Ausgesponnene von sich aus, und vereinigt alle seine Anspielungen, Scherze und Aeußerungen in einen gemeinschaftlichen Mittelpunct.

Briefe dieser Art von Gellert, Rabener, Lessing, Wieland u. a.

106.

d) Der belehrende (didactische) Brief.

Der didactische Brief hat die Bestimmung, entweder ein wirklich abwesendes, mit uns in Verbindung stehendes, oder ein blos gedachtes und angenommenes Individuum über gewisse wissenschaftliche Gegenstände und Theile der menschlichen Erkenntniß zu belehren. Sobald er blos das Außerwesentliche des Briefstyls, die Anrede, die zufälligen in der Briefform gewöhnlichen Uebergänge, und den Schluß

mit demselben gemein hat, übrigens aber den Charakter einer wissenschaftlichen Abhandlung trägt; sobald gehört er, so wenig als der Geschäftsbrief, zum Briefstyle, sondern zum Lehrstyle. — Soll er unter dem Charakter des Briefstyls stehen; so muß er den wissenschaftlichen Stoff unmittelbar für ein, nach allen seinen geistigen Eigenthümlichkeiten bestimmt gedachtes, Individuum darstellen, diese Eigenthümlichkeiten, nach den Vorkenntnissen, den besondern Ansichten und Verhältnissen, und nach dem ganz individuellen Gesichtskreise der gedachten Person, bei der Auswahl, Stellung und Behandlung des wissenschaftlichen Stoffes berücksichtigen, und diesem Stoffe, vermittelst der Briefform, eine höhere Deutlichkeit, Lebendigkeit und Beziehung aufs wirkliche Leben geben. Gewöhnlich kann im didactischen Briefe zugleich der nähere vertrauliche Ton festgehalten werden, weil er entweder von einem Vater an seinen Sohn, von einem Lehrer an seinen gegenwärtigen oder vormaligen Zögling, oder von dem Freunde an den Freund gerichtet wird. Nur verlangt der Charakter der Briefform, daß der didactische Brief ein in sich abgeschlossenes stylistisches Ganzes bilde, alle rein wissenschaftliche Terminologie und Polemik von sich ausschließe, und nur dasjenige aus den Kreisen der Wissenschaften darstelle, was für die Behandlung innerhalb der Briefform sich eignet.

Hieher gehören: Moses Mendelssohn's Briefe über die Empfindungen, im ersten Theile s. phil. Schriften; — Dusch, moralische Briefe zur Bildung des Herzens; — Reinhold's Briefe über die Kantische Philosophie; — Fr. Heinr. Jacobi über die Lehre des Spinoza in Briefen; — Hoffbauer's Naturlehre der Seele in Briefen; — Heydenreich's Briefe über den Atheismus; — Sintenis, Briefe über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit; — (Joh. v. Müller's) Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund; — J. Geo. Müller's Briefe über das Studium der Wissenschaften; —

Eberhard's Handbuch der Aesthetik in Briefen; — Herder's Briefe, das Studium der Theologie betreffend; Dessen Briefe zur Beförderung der Humanität; — Tzschirner's Briefe über Reinhards Geständnisse rc. —

Ueber den Briefwechsel der Gelehrten, vergl. meine allgem. Sprachkunde, S. 487 ff.

107.

Dedicationen.

Dedicationen sind, der Form nach, Briefe, haben aber die eigenthümliche Bestimmung, ein herausgegebenes Buch einer oder mehrern Personen zu widmen, denen man dadurch öffentlich seine Verehrung und Dankbarkeit, oder seine Liebe und Anhänglichkeit bezeugen will. Sie gehören daher, als Briefe, entweder zu den Briefen der Convenienz, oder zu den vertraulichen Briefen, und müssen, ihrem Zwecke nach, ganz individuell seyn. — Da sie nicht Privat- sondern öffentliche Briefe sind; so dürfen sie keins der gegenseitigen Verhältnisse berühren, das nicht für die Oeffentlichkeit sich eignet. Zugleich müssen sie, den Hauptgegenstand des zugeeigneten Buches in eine gewisse Verbindung mit der Person bringen, welcher die Zueignung bestimmt ist, dabei aber sich aller Kriecherei, Schmeichelei und Uebertreibung enthalten, und, außer der möglichsten Kürze, das Gepräge der wissenschaftlichen Würde und des höhern Ernstes, so wie der Natürlichkeit und Lebendigkeit in Hinsicht des Tones an sich tragen. — Endlich darf der Schriftsteller nie so tief sinken, daß er sie, in Beziehung auf höhere Personen, als Erwerbsmittel behandelt.

Vergl. die Zueignung der Schrift von Sonnenfels: Handbuch der innern Staatsverfassung, an den Kaiser Franz; der Grundsätze zur Bildung für Verstand und Herz von Heydenreich an den König Friedrich Wilhelm 3 u. a.

108.

4) Der Geschäftsstyl.

Unter Geschäften werden, in Beziehung auf die bürgerlichen Verhältnisse im öffentlichen Staatsleben, alle Aeußerungen der menschlichen Thätigkeit verstanden, welche sich auf jene Verhältnisse beziehen. Der Geschäftsstyl muß daher alle Verhältnisse und Beziehungen des öffentlichen und bürgerlichen Staatslebens umschließen und darstellen. Je nachdem aber der Geschäftsstyl entweder das öffentliche Staatsleben, nach welchem der Staat als ein rechtlich abgeschlossenes Ganzes erscheint, oder die besondern Verhältnisse der Staatsbürger gegen einander betrifft, zerfällt er in den höhern und niedern Geschäftsstyl.

In den meisten Theorieen des Styls findet man den Geschäftsstyl gewöhnlich ausführlich behandelt; z. B. bei Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 34 ff.; bei Moritz, Vorlesungen über den Styl, Th. 1, S. 219 ff.; und in meiner allgem. Sprachkunde, S. 455 ff.

Besondere Anweisungen zum Geschäftsstyle:

Joh. Heinr. Gtlo. v. Justi, Anweisung zu einer guten Schreibart und allen in den Geschäften und Rechtssachen vorfallenden schriftlichen Ausarbeitungen. N. A. Leipz. 1758. 8.

Leonh. Staudner, Rettung des Kanzleistyls. Nürnb. 1764. 8.

(Jos. v. Sonnenfels), Versuch über Grundsätze des Styls in Privat- und öffentlichen Geschäften. 2 Th. Wien, 1782. 8. — 4te Aufl. 1820.

J. C. C. Rüdiger, Anweisung zur guten Schreibart in Geschäften. Halle, 1792. 8.

J. N. Bischoff, Handbuch der teutschen Kanzleipraxis für angehende Staasbeamte und Geschäftsmänner, (unvollendet). 1r Th. Helmst. 1793. 8. und erstes Buch des zweiten Theils. 1798.

F. C. C. Link, neuer Katechismus des Kanzleistyls, herausgegeben v. J. A. Fischer. Kob. 1798. 8.
Fr. Rambach, theoretisch=practische Anleitung zum Geschäftsstyl. Berl. 1799. 8.
G. P. v. Gemünden, der Geschäftsstyl für Jederman. N. A. Straubingen 1806. 8.
Theod. Heinsius, Lehrbuch des teutschen Geschäftsstyls. Berl. 1806. 8.
J. D. F. Rumpf, der Geschäftsstyl in Amt= und Privatvorträgen. Berl. 1817. 8.

Fr. Karl v. Moser, Versuch einer Staatsgrammatik. Frkf. 1749. 8.
J. Steph. Pütter, Anleitung zur juristischen Praxi; 1r Th. Gött. 1753. 2r Th. 1759. 8. (Von Th. 1 erschien 1789 die 5te, und von Th. 2 die 4te Aufl.)
Adolph v. Landsberg, Anweisung zum Militärstyle, im Geiste der neuern Zeit. Dresden, 1815. 8. 2te Aufl. 1817.

109.

a) Der höhere Geschäftsstyl.

Der höhere Geschäftsstyl (auch Curial- und Kanzleistyl genannt) enthält die stylistische Darstellung des öffentlichen Staatslebens, inwiefern der Staat, an sich betrachtet, theils als ein rechtlich abgeschlossenes Ganzes erscheint, an dessen Spitze die Regierung steht, theils nach seiner Stellung zu allen andern neben ihm bestehenden Staaten (in der Mitte des gesammten europäischen Staatssystems) gedacht wird. Nach dieser Ansicht wird der höhere Geschäftsstyl in den Gerichtsstyl und in den Hofstyl, und der letzte wieder in den Hofstyl für die innern und für die auswärtigen Angelegenheiten eingetheilt.

1) Der Gerichtsstyl enthält den Ausdruck der Anerkennung der rechtlichen Verhältnisse der Staatsbürger und der einzelnen Stände im Staate gegen einander selbst,

unter der Garantie und im Namen der Regierung. Durch den Gerichtsstyl werden daher die **wirklichen** Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander bestimmt und festgehalten, so wie die **streitigen** Rechte der Staatsbürger entschieden und ausgeglichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Gerechtigkeitspflege und Polizei, mithin: Citationen, Protocolle, Relationen, Klagschriften, Urtheile, Protestationen, Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Atteste, Geburtsbriefe, Kundschaften, Consense, Contracte, Steckbriefe, Zeugnisse, Vollmachten, Trauscheine, Testamente, Todtenscheine u. s. w.

2) Der **Hofstyl** enthält die Darstellung derjenigen Verhältnisse, in welchen der Staat, als ein rechtliches Ganzes, **theils zu sich selbst**, **theils zu allen auswärtigen Staaten** steht.

Zu dem Hofstyle für die **innern** Staatsangelegenheiten, inwiefern durch die Stellung der Regierung gegen die Gesammtheit der Bürger des Staates, und der Bürger gegen die Regierung, der Ausdruck ihrer gegenseitigen Rechte und Verhältnisse vermittelt wird, gehören **theils** die Bekanntmachungen der Regierungen in Hinsicht auf die öffentlichen Angelegenheiten (Darstellung der Lage des Reiches, Ausschreiben rc.), und die Verhandlungen der Regierung mit der Gesammtheit der Bürger ihres eignen Staates (Wahlcapitulationen, neue Verfassungen, entweder auf dem Wege des Vertrags, oder als Acte der Souverainetät; Landtagsordnungen; Recesse; Vergleiche mit einzelnen Ständen; Edicte; Decrete; Mandate; Patente; Dienstbestallungen; Belobungsschreiben; Privilegien u. s. w.); **theils** die Verhandlungen der Staatsbürger mit der Regierung (Berichte, Beschwerden und Klagen, Memoriale, Anhaltungsschreiben, Gesuche, Bittschriften u. s. w.).

Zu dem Hofstyle für die **auswärtigen** Staatsangelegenheiten, inwiefern der Staat gegen die andern, neben ihm bestehenden, Staaten seine Rechte und die Rechte seiner Bürger und der Stände derselben geltend macht, ge-

hören **theils** die öffentlichen Verhandlungen mit andern Staaten (Verträge, Vergleiche, Bündnisse, Manifeste und Publicationen überhaupt, Repressalien, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse ꝛc.), **theils** die **geheimen** Unterhandlungen mit dem Auslande (diplomatische Schreiben und Noten an auswärtige Höfe, an die Gesandten bei denselben, Mittheilungen der Gesandten beim Auslande an das einheimische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten u. s. w.).

110.

b) Der niedere Geschäftsstyl.

Der **niedere** Geschäftsstyl, oder der **Styl für die Privatgeschäfte** im Staatsleben, enthält die Darstellung aller derjenigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche, **ohne** Mitwirkung und Dazwischenkunft der Obrigkeit, zwischen den Staatsbürgern verhandelt und berichtigt werden können (Obligationen, Empfangs- Depositions- und Pfandscheine, Wechsel, Cessionen, Cautionen, Schenkungsbriefe, Quittungen, Zeugnisse, Reverse, Vollmachten, Abschiede, Miethsverträge; Ankündigungen von Verkaufsartikeln, Verlobungen, Verheirathungen, Geburten, Todesfällen, Wohnungsveränderungen; Anerbieten zu Geschäften; Nachfragen u. s. w.). Zu diesem niedern Geschäftsstyle muß auch der **Geschäftsbrief** gerechnet werden, sobald er ausschließend einen Gegenstand des bürgerlichen Verkehrs betrifft, und mit dem eigentlichen Briefe blos die zufälligen äußern Merkmale der Ueber- Unter- und Aufschrift gemein hat. —

Wenn gleich der Geschäftsstyl, wie jede Gattung und Art des Styls, unter dem Gesetze der Form steht; so ist er doch, unter allen stylistischen Formen, bis jetzt noch am meisten vernachlässigt, und trägt, mit wenigen Ausnahmen, überhaupt das Gepräge der Vorzeit. Besonders gilt dies von dem Gerichtsstyle noch mehr, als von dem Hofstyle, in welchem einzelne teutsche Regierungen einige Verbesserungen

begonnen haben. Zwar werden gewisse eigenthümliche Kunstausdrücke, die einmal zu den herkömmlichen Formen im Staatsleben gehören, nie ganz beseitigt werden können; auch wird man ihn nicht völlig einer gewissen Trockenheit des Stoffes und der Schwerfälligkeit im Periodenbaue zu entkleiden vermögen; allein zur Bestimmtheit, Deutlichkeit und Verständlichkeit im Ausdrucke für alle Stände und Individuen des Volkes sollte er doch gebracht, und besonders in ihm die gesuchte Länge und Breite des Periodenbaues, und die Einmischung von Provinzialismen und von solchen Ausdrücken und Wendungen vermieden werden, die blos dem Gelehrten, und oft blos dem Juristen völlig verständlich sind.

Die Courtoisie ist eine besondere Eigenthümlichkeit des Geschäftsstyls. Sie besteht in dem bestimmten Festhalten der, durch gewisse willkührlich angenommene Ausdrücke, Redensarten und Formeln festgesetzten, Bezeichnung der äußern Würde und gegenseitigen bürgerlichen Verhältnisse der verschiedenen Mitglieder des Staates gegen einander selbst, gegen die unmittelbaren Vorgesetzten, gegen die höhern und höchsten Staatsdiener, gegen Collegia und Dicasteria, und gegen das Staatsoberhaupt, so wie der letztern gegen die einzelnen Staatsbürger, oder gegen gewisse Klassen und Stände derselben. So umschließt die Courtoisie theils die hergebrachten bürgerlichen Titel und Amtsbenennungen; theils gewisse Wendungen des Ausdruckes im Contexte, sowohl beim Anfange, als in den Uebergängen und am Schlusse des Schreibens; theils die äußere Form der Geschäftsaufsätze in Hinsicht auf Papier, Format, Unterzeichnung, Couvert, Aufschrift u. s. w. Die Grundregel bei der Beobachtung der Courtoisie bleibt: sie weder aus Unwissenheit oder absichtlich zu vernachlässigen, noch sie aus Schmeichelei und Kriecherei zu übertreiben.

IV.

Theorie der Sprache der Dichtkunst.

111.

Charakter der Sprache der Dichtkunst.

Wenn die Sprache der Prosa zunächst die Darstellung der menschlichen Vorstellungen, und die Sprache der Beredsamkeit die Darstellung der menschlichen Bestrebungen und Triebe enthält; so beruht der unterscheidende Charakter der Sprache der Dichtkunst auf der Darstellung der individuellen Gefühle. Weil aber das Gefühl nicht unmittelbar als Gefühl in der Sprache dargestellt werden kann, sondern nur mittelbar durch Vorstellungen, in welche die Gefühle aufgelöset werden müssen, bevor sie in den Kreis der Sprachdarstellung übergehen können; so ist eben dadurch die häufige Verkennung des Ursprungs der Sprache der Dichtkunst aus dem tiefbewegten menschlichen Gefühlsvermögen, so wie die unrichtige Auffassung des Grundcharakters der Sprache der Dichtkunst bewirkt worden.

Allein die höchste und lebendigste Bewegung und Rührung des Gefühlsvermögens wird nur durch die unermeßlichen Ideale hervorgebracht, welche sich im innern Heiligthume des menschlichen Gemüths entfalten, und namentlich durch die drei höchsten und letzten Ideale des Menschen, die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten. Jedes der drei geistigen Vermögen des Menschen stehet

aber zu diesen Idealen in einem besondern und eigenthümlichen Verhältnisse. Die **Vernunft**, als die höchste Function des Vorstellungsvermögens, erkennt in diesen Idealen ihre eigenen letzten und höchsten Ideen wieder, welche die Thätigkeit der schöpferischen **Phantasie**, durch die Versinnlichung dieser Ideen unter der Einheit eines vollendeten Bildes, für die Anschauung zu Idealen erhebt. Das **Bestrebungsvermögen** nimmt in diesen Idealen die erhabensten Zielpuncte der menschlichen Thätigkeit wahr, und sucht dieselben in den freien Handlungen zu verwirklichen. Das **Gefühlsvermögen** hingegen bezieht sich auf diese Ideale als auf die **versinnlichte höchste Vollendung der menschlichen Natur**; allein eben in **dieser** Hinsicht kündigen sich die Ideale dem Gefühlsvermögen als **unermeßlich**, **grenzenlos** und **überschwenglich** an.

Ob nun gleich die Ideale in jedem gebildeten und gereiften Individuum der menschlichen Gattung auf diese Weise aufs Gefühlsvermögen wirken, und nach dieser Wirkung aufs Gefühlsvermögen im Bewußtseyn wahrgenommen werden; so entsteht doch nur bei denjenigen Wesen unserer Gattung die **dichterische Begeisterung**, in welchen, zu jener unmittelbaren Rührung des Gefühlsvermögens durch die Ideale, die **ursprünglich schöpferische und gleichmäßig entwickelte Kraft der Phantasie** hinzukommt, um vermittelst der vollendeten Einheit einer dichterischen Form das im Gefühlsvermögen wahrgenommene Idealische darzustellen. In diesem letzten Sinne ist aber die dichterische Begeisterung an sich unerklärbar und ein Geschenk der Natur an wenige Auserwählte (poëtae non fiunt, sed nascuntur), inwiefern sie nämlich auf einer gleichmäßigen Stärke und Fülle des tiefbewegten Gefühlsvermögens und der schöpferischen Einbildungskraft beruht. Denn jene mächtigen und unermeßlichen Gefühle, welche durch das Idealische im menschlichen Gemüthe zum Daseyn gerufen werden, sind der **Stoff** der dichterischen Dar-

stellung; die Form der dichterischen Darstellung aber entspringt aus der gleichmäßigen Stärke und Fülle der Phantasie, jenen Stoff unter einer vollendeten Versinnlichung zur Einheit des Bildes für die Anschauung zu erheben. Das innere dichterische Leben, d. i. die innige und tiefe Bewegung und Erschütterung des Gefühls durch das Idealische und die durch die Rührung des Gefühlsvermögens aufgeregte erhöhte und gesteigerte Kraft der Phantasie zur Hervorbringung einer ästhetischen Form, ist daher die Bedingung der äußern dichterischen Darstellung. Wo jenes innere dichterische Leben fehlt, kann die Darstellung durch Sprache — selbst wenn sie in technischer Hinsicht auf Sylbenmaas und Reim noch so vollendet erschiene — nicht den dichterischen Charakter an sich tragen; allein eben so wenig darf auch der dichterischen Darstellung, wenn sie aus jener Fülle des innern Lebens entsprungen ist, die äußere Vollendung der Form fehlen, weil sie nur nach dieser unter das höchste Gesetz für alle stylistische Darstellung, unter das Gesetz der vollendeten Richtigkeit und Schönheit der Form, gebracht werden kann. — Der Charakter eines dichterischen Kunstwerkes beruht also darauf, daß in demselben, als Stoff, reine und unmittelbare Gefühle versinnlicht, diese aber vermittelst der schöpferischen Phantasie zu einer vollendeten Form der Darstellung für die Anschauung erhoben werden, so daß durch diese Form eine ähnliche Rührung des Gefühlsvermögens und eine ähnliche Vergegenwärtigung und Versinnlichung des Idealischen im Bewußtseyn hervorgebracht, und die Phantasie des Anschauenden zugleich durch die vollendete Einheit des ihm dargestellten Bildes in ein freies lebenvolles Spiel gesetzt wird.

112.

Fortsetzung.

Durch diese Eigenthümlichkeit unterscheidet sich der wahre Dichter wesentlich von dem Prosaiker, welcher seine

unmittelbaren Begriffe und Ideen darstellt, und von dem Redner, welcher durch die rednerische Form unmittelbar auf den Willen wirken und denselben zu Handlungen bestimmen will. Beide Zwecke liegen außer dem Kreise des Dichters; denn der Dichter folgt ausschließend dem unermeßlichen Drange seiner Gefühle und der in ihrer Wirkung unerklärbaren Kraft seiner schöpferischen Phantasie. An diesen Eigenschaften wird die Sprache der Dichtkunst erkannt, und durch diese Eigenschaften wirkt sie auf jedes bessere Gemüth; Sylbenmaas und Reim sind nur ihre äußern und zufälligen Merkmale (§ 35 — 37).

Ob aber gleich der Dichter nur zunächst seine individuellen Gefühle in der dichterischen Form darstellt; so wird er doch dadurch zum Repräsentanten seines ganzen Geschlechts. Denn die Gefühle, welche in ihm angeregt waren und die Vollendung des Kunstwerkes bewirkten, entspringen aus den Idealen, welche ein Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit sind. Er versinnlicht daher die reine Menschheit in der Unendlichkeit ihrer Gefühle, und seine Begeisterung erhebt ihn über die Schranken des Individuellen, und stellt ihn in den Mittelpunct seines ganzen Geschlechts. Zu diesem spricht er; in dem Charakter und in dem Namen desselben schildert er; so wie er fühlt, können und sollen alle Individuen seiner Gattung fühlen; denn in ihnen allen ist dieselbe Unermeßlichkeit des Gefühls und dieselbe Richtung auf das Idealische begründet. Mag also auch das Idealische unerreichbar bleiben für die Verwirklichung desselben in freien guten Handlungen; so wird es doch nach seiner Unermeßlichkeit im Gefühle wahrgenommen, und unter der möglichst höchsten Versinnlichung in der vollendeten schönen Kunstform dargestellt.

Die scharfsinnigsten und vorzüglichsten Untersuchungen über das Wesen und den Charakter der Dichtkunst finden sich bei den Schriftstellern über Aesthetik überhaupt; unter den ältern bei Meier, Lessing (Laokoon), Mendelssohn, Eschenburg, Eber-

hard, Dalberg, Herder u. a.; und unter den neuern bei Kant, Heydenreich, Schiller, (kleine pros. Schriften, Th. 4.) Bouterwek, Pörschke, Wilh. v. Humboldt, Aloys Schreiber, Jean Paul Fr. Richter (Vorschule der Aesthetik) u. a. — Einzeln ward die Theorie der Dichtkunst, so wie die der Beredsamkeit, im ausgehenden siebenzehnten und angehenden achtzehnten Jahrhunderte, gewöhnlich aber nur als Prosodie — (Opitz, Harsdörfer, Birken, Neumark, Morhof, Buchner, Weise, Hübner, Neukirch u. a.) — dargestellt, bevor noch die Kunstlehre als selbstständige Wissenschaft (seit Baumgarten) angebaut worden war. Die meisten der ältern Schriften dieser Art sind höchst unbedeutend.

Zu den bessern einzelnen Bearbeitungen der Dichtkunst gehören:

J. Cstph. Gottsched, Versuch einer kritischen Dichtkunst. 4te Aufl. Leipz. 1751. 8.

J. Jac. Breitinger, kritische Dichtkunst. Mit Vorrede von Bodmer. Zürich, 1740. 8.

(Krause) von der musikalischen Poesie. Berl. 1753. 8.

Chstn. Heinr. Schmid, Theorie der Poesie. Lpz. 1767. 8.

Joh. Jac. Engel, Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus teutschen Mustern entwickelt. 1r Th. Berl. 1783. 8. 2te Aufl. Leipz. 1804. 8.

B. Ortmann, Umfang der heutigen Poesie. 1r Th. Sulzb. 1795. 8.

Joseph Loreye, Theorie der Dichtkunst, durch lateinische und teutsche Muster beleuchtet. 2 Theile. Tüb. 1801. 8.

(Chstn. Aug. Clodius), Entwurf einer systematischen Poetik. Leipz. 1804. 8.

113.

Eintheilung der Dichtungsarten.

Wenn der Stoff aller dichterischen Darstellung in den subjectiven Gefühlen des Dichters besteht; so müssen auch

gleichartige und verwandte Gefühle, die in dem Gemüthe des Dichters auf das genaueste verbunden sind, in der dichterischen Darstellung einander ähnlich und verwandt seyn. Darauf beruht der Grundsatz für die Eintheilung der Dichtungsarten.

Eine Dichtungsart ist nämlich eine Klasse von Werken der Dichtkunst, deren gemeinsamer Charakter aus einer verwandten individuellen Stimmung im Gefühlsvermögen des Dichters hervorgehet. Die in den einzelnen dichterischen Gattungen verwandten Formen führen also jedesmal auf eine ähnliche Bewegung und Rührung des Gefühlsvermögens, und auf die Fähigkeit des Dichters zurück, dieses individuelle Gefühl durch die schöpferische Kraft der Phantasie in der Darstellung zur Einheit der Form zu erheben. Es gibt daher so viele verschiedene Klassen von Dichtungsarten, als es verschiedene Grundtöne des Gefühls für die ästhetische Darstellung gibt.

1) Diejenigen dichterischen Formen, in welchen das im Gemüthe des Dichters aufgeregte Gefühl der Freude und des Entzückens, oder der Wehmuth und Traurigkeit, als solches, in der idealisirten Darstellung zur Einheit des Bildes erhoben wird, so daß die Darstellung den unmittelbaren Ton und Ausdruck des Gefühls wiedergibt, bilden den Umfang der lyrischen Dichtkunst.

2) Der Charakter der didactischen Dichtkunst hingegen beruht darauf, daß die ästhetische Form gewisse allgemeine Begriffe und Ideen der Vernunft versinnlicht, die, durch ihre Verbindung und Vergesellschaftung mit bestimmten Gefühlen, eine höhere Bewegung des Gefühlsvermögens und ein freies Spiel der Phantasie hervorbringen, und vermittelst der dichterischen Form als ästhetische Einheit erscheinen.

3) Die dichterische Darstellung kann ferner einzelne Handlungen, Thatsachen und Individuen,

so wie den Zusammenhang der menschlichen Handlungen innerhalb des bestimmt abgeschlossenen Kreises der Freiheit versinnlichen, diese freie Wirksamkeit der handelnden Wesen idealisiren, und die hohe Bewegung des Gefühls, hervorgebracht durch die Vergegenwärtigung der Wirkungen der menschlichen Freiheit, vermittelst einer vollendeten ästhetischen Form bezeichnen; dies ist der Charakter der epischen Dichtkunst.

4) Der Charakter der dramatischen Dichtkunst besteht darin, daß der Zusammenhang der freien menschlichen Thätigkeit vermittelst der ästhetischen Form durch die dargestellten handelnden Personen selbst (ohne Wahrnehmung der Individualität des Dichters) vor unserer Anschauung erscheint, wo zunächst nur durch die künstlerische Darstellung der Handlung auf der Bühne das Wesen des dramatischen Kunstwerkes erschöpft und vollendet wird.

5) Endlich gibt es gewisse dichterische Kunstwerke, deren Charakter sich zwar bald der einen, bald der andern dieser Klassen zunächst nähert, bald aber auch aus dem Verschmelzen der Eigenthümlichkeit mehrerer Klassen hervorgehet. Man kann sie, weil die schöpferische Phantasie nicht gewaltsam in eine der angeführten Klassen der Dichtungsarten sich einzwängen läßt, die gemischten Formen der Dichtkunst nennen, und in einer Ergänzungsklasse aufführen.

114.

1) Die lyrische Form der Dichtkunst.

Der Charakter der lyrischen Dichtkunst ist (nicht Erregung, sondern) idealische Darstellung (Objectivisirung) bestimmter individueller Gefühle unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Bei den Erzeugnissen der lyrischen Form der Dichtkunst besteht daher der Stoff derselben in den

subjectiven Gefühlen des Dichters, die, als solche, zwar ganz individuell, aber, nach ihrem Zusammenhange mit den höchsten Idealen der Menschheit, so geläuterte und rein menschliche Gefühle sind, daß sich jedes gebildete Individuum in denselben, als in seinen eigenen, wieder erkennt. Ob nun gleich alle lyrische Gedichte den gemeinschaftlichen Charakter an sich tragen, daß in ihnen der unmittelbare und reine Ton des individuellen Gefühls enthalten ist; so kann dieser Ton doch, als Ton der Freude, bis zur höchsten Stufe derselben, zum Ausdrucke des Entzückens, und als Ton der Traurigkeit, bis zur höchsten Steigerung derselben in der tiefsten Wehmuth, nach sehr verschiedenen Graden der Stärke und der Fülle des Gefühls schattirt erscheinen. — Diese Schattirungen in dem Tone des dargestellten Gefühls bestimmen den verschiedenartigen Charakter der einzelnen Untergattungen der lyrischen Form der Dichtkunst. Sie sind: a) das Lied; b) die Cantate; c) die Elegie; d) die Heroide; e) die Ode; f) die Hymne; g) die Dithyrambe; h) das Sonett; i) die Endreime; k) das Madrigal; l) das Rondeau und Triolet; m) die Rhapsodie.

115.

a) Das Lied.

Der Charakter des Liedes beruht auf der Darstellung nur Eines Gefühls, welches die Seele sanft bewegt hat, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Im Liede stehet das Gefühl mit sich selbst im Ebenmaase, und dadurch unterscheidet sich das Lied von der Ode, welche, im höhern Schwunge der dichterischen Begeisterung, das im Gefühle sich ankündigende Unendliche, bei starker Vergegenwärtigung der Schranken der Endlichkeit, darstellt.

Der Ton des Liedes, an sich, ist der Ton reiner Freude, der Beruhigung und der Hoffnung. Dieser Ton wird angeregt durch die Richtung des Gefühls

auf ein Gut, nach welchem man sich sehnt, oder dessen Besitz und Genuß man feiert, oder das der Phantasie überhaupt lebhaft vorschwebt. Denn dadurch unterscheidet sich das Lied von der Elegie, daß der in demselben herrschende Ton der Freude nicht durch Beimischung des Gefühls der Wehmuth verdunkelt wird.

Man theilt das Lied in das geistliche und weltliche.

Das geistliche Lied enthält den Ausdruck und die Darstellung der erhabenen Rührung, die uns bei der Betrachtung der Allvollkommenheit Gottes, seiner Allheiligkeit und Allseligkeit, und bei der Vergegenwärtigung seiner Verhältnisse zu uns und unserer Verhältnisse zu ihm ergreift, die für uns die wohlthätigsten und beseligendsten sind, und die unser ganzes gegenwärtiges und künftiges Daseyn umschließen *).

Das weltliche Lied hingegen ist die Darstellung eines bestimmten, durch die Zustände und Vorgänge des wirklichen Lebens und die Erscheinungen in der Natur angeregten, Gefühls. Als Lied der Liebe schildert es die Begeisterung, die durch einen geliebten Gegenstand in dem Gefühle bewirkt wird. Als Trinklied stellt es die Freude sinnlich vollkommen dar, welche der Wein gewährt. Als Gelegenheitsgedicht bezieht es sich auf eine denkwürdige Begebenheit des häuslichen oder öffentlichen Lebens (Geburtstags-, Hochzeits-, Trauergedichte, zur Feier von Festen ꝛc.). — Eben so können Naturgegenstände und andere Vorgänge des Lebens, so-

*) Die geistliche Dichtkunst überhaupt begreift in sich das geistliche Lied im engern Sinne, als die reichste Gattung der religiösen Dichtkunst, die geistliche Ode und Hymne, und die geistliche Elegie. Wenn sich, in dem ersten, Dank gegen Gott, Bewunderung seiner Erhabenheit und Größe, die Hoffnungen für Gegenwart und Zukunft, und die Vergegenwärtigung der menschlichen Pflichten ankündigen; so versinnlicht die religiöse Ode und Hymne den unendlichen Abstand des endlichen Geschöpfs von dem Unendlichen, und die religiöse Elegie enthält den Ausdruck der Klage und Wehmuth über die sittlichen Verirrungen der Menschen.

bald sie den Zustand eines bestimmten Gefühls in dem Dichter zum Bewußtseyn erheben, den Stoff zum Liede darbieten.

Volkslied nennt man dann das weltliche Lied, wenn die Darstellung desselben durch das allgemeine Interesse seines Stoffes und durch die höchste Einfachheit des Ausdruckes verständlich, genießbar und anziehend für alle Stände des Volkes wird. (Ueber das Volkslied ist Schiller in s. kl. pros. Schriften, Th. 4, S. 199 ff zu vergleichen.)

Das geistliche Lied ist bei den Teutschen am vollkommensten angebaut. Luther, Gellert, J. Andr. Cramer, J. Ad. Schlegel, v. Cronegk, Klopstock, Münter, Lavater, Sturm, Zollikofer, Voß u. a.

Im weltlichen Liede: die Minnesänger und Meistersänger; — Opitz, Flemming, v. Haller, v. Hagedorn, Gellert, Zachariä, v. Cronegk, Uz, Lessing, v. Kleist, Gleim, C. Fel. Weiße, Ramler, Karschin, Götz, Michaelis, Pfeffel, Blum, J. Geo. Jacobi, Kretschmann, Gotter, Bürger, J. Mart. Miller, Hölty, Claudius (Asmus), Schubart, v. Thümmel, v. Göckingk, Voß, v. Göthe, v. Schiller, v. Alxinger, Blumauer, Klamer-Schmidt, Overbeck, v. Herder, v. Matthisson, Kosegarten, Heydenreich, Mahlmann, Tiedge, Langbein, v. Salis, Manso, v. Halem, Conz, Neubeck, Baggesen, A. W. Schlegel u. a.

116.

b) Die Cantate.

Die Cantate stellt Gefühle dar; sie gehört also zur lyrischen Form der Dichtkunst. Sie hat aber keinen eigen-

thümlichen innern Charakter, und ist blos eine Untergattung des Liedes. Ihre Eigenthümlichkeit ist daher eine äußere, und beruht auf ihrer Bestimmung für die musikalische Darstellung; mithin ist die Cantate ein Erzeugniß der lyrischen Dichtkunst, dessen Inhalt der musikalischen Darstellung fähig, und auf diese Darstellung in der Anlegung und Durchführung des Ganzen berechnet ist.

Dem Tone und Ausdrucke des Gefühls nach, der in ihr herrscht, nähert sich die Cantate bald dem Liede, bald der Ode und Hymne, bald der Elegie; ja in längern Cantaten kann eine große Abwechselung und Mannigfaltigkeit des lyrischen Tones in den Arien und Chören statt finden, sobald nur durch die Recitative die Uebergänge aus dem einen Gefühle in das andere gehörig geleitet werden. Dieser Abwechselung und Schattirung der dargestellten Gefühle ungeachtet, müssen doch die einzelnen Theile der Cantate Ein ästhetisches Ganzes bilden, dessen Vollendung auf der wahren und naturgemäßen Zeichnung, Haltung und Durchführung der dargestellten individuellen Gefühle beruht.

Da aber die Cantate zunächst und durchgehends auf die musikalische Darstellung berechnet ist, und nur durch diese erst als Kunstwerk vollendet wird; so muß der Dichter dem Tonkünstler vorarbeiten, und darf bei der Wahl des Stoffes und des Metrums, bei dem Wechsel der Chöre, Arien und Recitative, und selbst bei dem Gebrauche der einzelnen Vocale, den Tonkünstler nie aus den Augen verlieren. Deshalb sollten Dichter und Tonkünstler, bei der Cantate, auf halbem Wege sich begegnen; der Dichter sollte Kenner der Tonkunst seyn, und der Tonkünstler der dichterischen Begeisterung zu folgen vermögen.

Man kann die Cantaten, wie das Lied, in religiöse und weltliche eintheilen. Die ersten sind entweder überhaupt zur Feier der Größe Gottes und seines Verhältnisses gegen die Menschen, oder zur Versinnlichung und Darstellung gewisser Thatsachen und Lehren einer positiven Religion bestimmt; die zweiten aber feiern irgend einen

Gegenstand des wirklichen Lebens, der Kunst und der bürgerlichen Verhältnisse u. s. w. (z. B. Geburtstagscantaten, Cantaten bei Einweihungen oder bei Festlichkeiten gewisser Anstalten rc.). Beide können dramatisch von dem Dichter angelegt seyn, obgleich diese Art der Einkleidung keinesweges wesentlich ist, weil die dichterische Begeisterung und die musikalische Darstellung eben so wenig, wie das Interesse bei der Anschauung der ästhetischen Form, dadurch einen höhern Schwung erhält.

Die äußere Einrichtung der Cantate beruht auf der Abwechselung der Recitative, der Arien und des Chors. Das Recitativ hat die Bestimmung, die darzustellenden Gefühle und die Wirkung derselben auf die Zuhörer zu veranlassen und vorzubereiten, und überhaupt die Stimmung anzukündigen, welche das Kunstwerk hervorbringen soll. — In der Arie darf nur Ein bestimmtes Gefühl dargestellt werden, dessen Ausdruck sorgfältig in der Einheit des Grundcharakters der musikalischen Begleitung gehalten seyn muß. Duett, Terzett u. s. w. sind an sich blos veränderte Gestaltungen der Arie, durch welche aber der Dichter und Tonkünstler Gelegenheit bekommt, die darzustellenden Gefühle mannigfaltiger schattiren und reicher durchführen zu können. Das Arioso ist eine Arie im verjüngten Maasstabe, und tritt gewöhnlich dann im Recitative ein, wenn ein angeregtes Gefühl stark genug wird, die ruhige Betrachtung, die im Recitative vorherrscht, zu unterbrechen, und sich im Ausdrucke einer höhern innern Bewegung anzukündigen (z. B. ein Wunsch, eine Bitte, ein kleines Gemählde, ein Gedanke, der dem Gefühle näher vergesellschaftet ist, als andere rc.). Etwas reicher, als das Arioso, wird die Cavatine ausgeführt, die, in Hinsicht auf Erfindung der Melodie und auf die ganze Ausführung, der Arie größtentheils ähnlich, nur aber ihrem Umfange nach beschränkter und kürzer ist, weil die in der Arie übliche Abtheilung in zwei oder mehrere Haupttheile, und die derselben eigenthümliche Wiederkehr und weitere Ausmahlung des Hauptgedankens

der Melodie in der Cavatine wegfällt. — Der Chor endlich vereinigt das Gesammtgefühl, das durch die einzelnen Theile der Cantate vorbereitet worden ist, und enthält, als Resultat, entweder den Schluß des ganzen Kunstwerks (Finale), oder doch den Schluß der jedesmaligen einzelnen Abschnitte einer längern Cantate. Da der Chor der Repräsentant der innern Stimmung der ganzen Gemeine ist; so muß er die Gesammtheit aller für den dargestellten Gegenstand interessirten Individuen ausdrücken, und sich mit der höhern Kraft bewegen, welche dem Ausdrucke eines Gesammtgefühles angemessen ist.

Ramler, Niemeyer, Patzke, Schiebeler, Zachariä, Küttner, Rochlitz, Mahlmann, — Meißner (Lob der Musik). u. a. —

117.

c) Die Elegie.

Der eigenthümliche Charakter der Elegie beruht auf der Darstellung eines aus Wonne und Wehmuth gemischten Gefühls, doch so, daß das Gefühl der Lust das Gefühl der Unlust überwiegt. In diese Stimmung wird der Geist versetzt, wenn er sich mit ungetheiltem Interesse ein Gut vergegenwärtigt, das er entweder nie zu erreichen befürchtet, oder dessen Besitz und Genuß er verfehlt, oder wieder verloren hat, und wo dennoch, durch die von der Phantasie versinnlichte Idee dieses Gutes, das Entzücken bei der Betrachtung desselben, oder die Sehnsucht nach demselben, oder die Erinnerung an die ehemals im Besitze desselben genossene Seligkeit, überhaupt also das Gefühl der Lust bald stärker, bald schwächer das Gefühl der Unlust überwiegt, und dadurch diejenige dichterische Begeisterung herbeiführt, in welcher die Elegie entsteht. An der Hervorbringung derselben hat daher die Vergegenwärtigung der höchsten Ideale der Menschheit den nächsten Antheil; eine Vergegenwärtigung, die in der Sprache als Ton der Freude und Wonne sich

ankündigt; doch mischt sich in diese Wonne die Wehmuth des Unvermögens, den ersehnten Gegenstand entweder jetzt überhaupt nicht zu besitzen, oder ihn verloren zu haben, oder ihn nie besitzen zu können. Diese Wehmuth des Unvermögens spricht sich aus als Ton der Traurigkeit; allein aus der Verschmelzung beider, der Wonne und Wehmuth, entsteht in der Darstellung jene milde Schattirung des Gefühls, wodurch dem Bewußtseyn zwar keine bleibende (weil ein gemischtes Gefühl kein bleibender Zustand seyn kann), aber eine unendlich süße Stimmung mitgetheilt wird. Der Zauber der Vergangenheit und Zukunft umschwebt die Elegie; nur die Gegenwart verliert jedesmal in ihr bei der Zusammenstellung mit Vergangenheit und Zukunft, und darin liegt der Grund der in der Elegie herrschenden Wehmuth.

Je nachdem die Elegie entweder Liebe, oder Freundschaft, oder irdische Güter, oder übersinnliche (der Religion und sittlichen Ordnung der Dinge zugehörende) Gegenstände, die auf das Gefühl eingewirkt haben, schildert, trägt sie auch bald mehr bald weniger die Farbe der veredelten Sinnlichkeit, oder der höhern sittlichen Würde.

Klopstock, v. Kleist, Hölty, v. Göthe, Voß, v. Stolberg, Kl. Schmidt, v. Matthisson, v. Salis, v. Schiller, Heydenreich, J. Geo. Jacobi, Gotter, Kosegarten, Manso, Tiedge u. a.

118.

d) Die Heroide.

Die Heroide ist, ihrem Charakter nach, eine Untergattung der Elegie; denn in derselben herrscht, wie in der Elegie, der Grundton eines aus Wonne und Wehmuth gemischten Gefühls. Die bald stärkere, bald schwächere Farbengebung in der Darstellung dieses gemischten Gefühls be-

ruht aber theils auf dem in der Heroide versinnlichten Stoffe, theils auf der Lebendigkeit und Stärke der Individualität des Dichters. Doch spricht derselbe in der Heroide nicht in seiner Person; er leiht vielmehr die Innigkeit seines Gefühls einem Verstorbenen. Wenn gleich dadurch in der Heroide eine gewisse Einförmigkeit nicht ganz zu vermeiden scheint, und überhaupt diese Form der Dichtkunst weit weniger, als die andern, von klassischen Dichtern angebaut worden ist; so beruht doch unverkennbar das hohe Interesse, das diese dichterische Form gewährt, auf der stillschweigenden Annahme einer fortdauernden Verbindung zwischen den Vollendeten und ihren zurückgebliebenen Geliebten, und zwar auf einer Verbindung, die von allen Mängeln der Sinnlichkeit, von allen auf Erden bestehenden Ungleichheiten der Verhältnisse befreit, und von der Ruhe und Seligkeit vollendeter Geister umflossen ist.

Die Benennung der Heroide ist zufällig. Sie gehört dem Ovid an, welcher in 21 Heroiden ausgezeichnete und nun vollendete Individuen aus dem heroischen Zeitalter unter der dichterischen und epistolischen Form aufführte. — Unter den Teutschen ward die Heroide wenig angebaut. Kaum verdienen die Versuche in derselben von Hoffmannswaldau, Lohenstein, v. Trautzschen u. a. genannt zu werden. Besser ist eine Heroide von Schiebeler; die vorzüglichsten aber sind von Wieland (seine acht Briefe der Verstorbenen an hinterlassene Freunde im zweiten Supplementbande s. sämmtl. Werke, S. 201 ff.).

119.

e) Die Ode.

In dem Menschen liegt die Sehnsucht, das Streben nach dem Idealischen. Allein je mehr bei der Betrachtung eines idealischen Gegenstandes die Phantasie begeistert und das Gefühl gerührt und erschüttert wird; desto mehr kündigt sich auch im Gefühle der unermeßliche Abstand zwischen

dem Endlichen und Unendlichen an. Die hohe Begeisterung nun, wo der Dichter seine endliche Kraft an die Unendlichkeit des ihm im Ideale vorschwebenden Gegenstandes hält, und, von dessen Erhabenheit durchdrungen, das Unvermögen der endlichen Kraft fühlt, jenen Gegenstand zu erreichen oder zu verwirklichen, denselben aber doch, im höchsten Schwunge der Begeisterung, darzustellen und zu versinnlichen sucht, — bewirkt die Entstehung der Ode. Sie ist daher der Ausdruck der höchsten dichterischen Bewegung eines endlichen Geistes. In ihr triumphirt das Gefühl über die Kraft des Willens, weil das Gefühl das Idealische aufzufassen und die Phantasie dasselbe im freiesten Fluge der Darstellung wenigstens zu versinnlichen, das Bestrebungsvermögen aber dasselbe nie zu verwirklichen vermag. — Das gemischte Gefühl der Lust und Unlust ist in der Ode vorherrschender Ton; das Gefühl der Lust, aufgeregt durch die Erhabenheit des idealischen Gegenstandes und durch die Kraft der Phantasie, das Idealische darzustellen; das Gefühl der Unlust, veranlaßt durch die Unmöglichkeit, das Ideal in der Wirklichkeit auszuführen; doch so, daß, in dem Augenblicke der Begeisterung, das Gefühl der Lust das Gefühl der Unlust überwiegt, weil, durch den aufgeregten Schwung der Phantasie und durch die erhöhte Kraft des Gefühls, das vereitelte Bestreben des Willens, das Idealische zu verwirklichen, verdunkelt und das Bewußtseyn ausgefüllt wird von dem Entzücken über die Versinnlichung des Ideals in der Darstellung.

Weckherlin, Opitz, Flemming, Tscherning, v. Haller, v. Hagedorn, J. A. Cramer, Withof, Uz, v. Cronegk. Karschin, J. Geo. Jacobi, Zachariä, Wieland, Ramler, Klopstock, Blum, v. Gerstenberg, Lavater, Denis, Niemeyer, Bürger, die Stolberge, Kretschmann, Eul. Schneider, Schubart, Voß, v. Schiller, Kosegarten, Heydenreich, v. Herder u. a.

120.

f) Die Hymne.

Die Hymne ist, dem Charakter nach, von der Ode nicht verschieden, sondern eine Untergattung der Ode, mit der Beziehung des dargestellten subjectiven Gefühls auf einen bestimmten Gegenstand. Denn wenn die Ode im Allgemeinen jeden als unendlich gefühlten Gegenstand idealisch darstellen kann; so ist der Gegenstand der Hymne entweder Gott selbst, oder ein allegorisches und als Gottheit personificirtes (z. B. Tugend, Natur), wenigstens ein durch die Darstellung aus der Reihe des Endlichen herausgehobenes, und nach seiner höhern, überirdischen Kraft gefeiertes Wesen (z. B. die Sonne). — In Hinsicht auf den lyrischen Schwung und die Kraft der Darstellung steht die Hymne, an sich, nicht höher, als die Ode; denn in beiden hängt die Höhe des Schwunges und die Fülle der Darstellung nicht sowohl von dem versinnlichten Gegenstande, sondern von der individuellen lebendigen Kraft und Begeisterung des Dichters ab.

v. Kleist, Klopstock, J. A. Cramer, Wieland, Lavater, Fr. Leop. Gr. zu Stolberg, Blum, Herder, Kosegarten, Kretschmann, Voß ꝛc.

121.

g) Die Dithyrambe.

Die Dithyrambe ist griechischen Ursprungs und eine specielle Hymne mit dem bestimmten Gegenstande des Bachus als Gottheit. Sie war, ihrem Ursprunge nach, der Ausbruch einer trunkenen Begeisterung, und ward bei den Griechen zu einem regellosen Tanze gesungen. Diese Gesetzlosigkeit zeigte sich auch in ihrem Inhalte und Sylbenmaaße. Bei der Wiedererweckung der Dithyrambe von neuern Dichtern mußte nothwendig der Anstrich der griechischen Oertlichkeit und Eigenthümlichkeit wegfallen.

Soll sie noch unter ästhetischen Gesetzen stehen; so darf sie zwar die Form eines bestimmten Metrums überschreiten, und sich mit Willkühr, selbst ohne die innere nothwendige Folge des dargestellten Gefühls, bewegen, welches durch den Wein gesteigert ward; allein sie darf weder gegen die Richtigkeit, noch gegen die Schönheit der Form verstoßen, denn sie soll nicht wirkliche Trunkenheit, sondern das hohe Frohgefühl schildern, mit welchem der Wein den Dichter erfüllt.

Willamow, Voß, Schiller u. a.

122.

h) Die Rhapsodie.

Die Rhapsodie unterscheidet sich von der Ode und Hymne weder durch die Verschiedenheit des dargestellten Gegenstandes, noch durch die Verschiedenheit der Stärke des Ausdruckes der Gefühle, sondern daß in der Rhapsodie der dargestellte Gegenstand entweder wegen seiner Unermeßlichkeit und wegen der zu starken Bewegung des Gefühls nicht völlig erschöpft und ausgeführt, oder daß, eben wegen dieser zu starken Glut des Gefühls, kein bestimmtes Metrum in der Form festgehalten wird. Die Rhapsodie ist der Dithyrambe in der äußern Form, nicht aber in Hinsicht des dargestellten Gegenstandes, ähnlich.

Kosegarten; — Ramler (allgemeines Gebet); — Stolberg (Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhunderte).

123.

i) Das Sonett.

Der Charakter des Sonetts ist lyrisch; denn es stellt Ein Gefühl und zwar ein bestimmtes Gefühl (gewöhnlich das Gefühl der Liebe) dar. Die Eigenthümlichkeit des Sonetts beruht aber nicht sowohl auf seinem innern Charakter, sondern hauptsächlich auf dem ursprünglichen Mechanismus seiner äußern Form.

Diese besteht in vierzehn gleich langen Versen (zwei Quadrainen und zwei Terzetten), wovon die ersten acht in zwei vierzeilige Strophen, die letzten sechs in zwei dreizeilige Strophen eingetheilt sind.

Weckherlin, Opitz, Flemming, Gryphius, Lohenstein, Hoffmannswaldau, — Westermann, Fr. Schmit, Bürger, Schiebeler, A. W. Schlegel, Neubeck, Manso u. a.

124.

k) Das Madrigal, Rondeau und Triolet.

Das Madrigal gehört, wie das Rondeau und Triolet, zur lyrischen Dichtkunst, weil sie, wie das Sonett, Ein vorherrschendes Gefühl ausdrücken und darstellen. Sie waren sonst gewöhnlicher, als jetzt, und können, als sanft verhallende Töne des Gefühls und leichte Spiele des Witzes, wohl ein augenblickliches Interesse erregen, aber keinen bleibenden Eindruck hervorbringen.

Der ehemals genau bestimmte äußere Mechanismus dieser dichterischen Formen (beim Madrigal nie unter sechs, und nie über eilf Zeilen, — beim Triolet acht Zeilen) ist ganz durchbrochen worden, so daß man alle kleinere lyrische Ergüsse, die weder Sonett, Rondeau noch Triolet sind, und in denen Zartheit des Gefühls, Feinheit der Wendungen und leicht tändelnder Witz ausgedrückt wird, Madrigale nennt. (Hagedorn, Götz, J. G. Jacobi, v. Göthe, Voß, Manso rc.). —

Das Rondeau ist eine dichterische Tändelei, wo in jeder Strophe nur zwei Reime abwechselnd vorkommen, die erste Zeile nach der dritten wiederhohlt wird, und der Refrain die ersten zwei Zeilen wiederhohlt, auf welche, vor dem Refrain, fünf Zwischenzeilen folgen. (Hagedorn rc.).

Das Triolet ist die abgekürzte Form des Rondeau, wo nach der dritten Zeile die erste, und nach der sechsten die erste und die zweite Zeile wiederhohlt werden. —

Doch haben sich neuere Dichter auch hiervon Ausnahmen erlaubt. (Hagedorn, Göthe, Tiedge etc.).

Noch muß der Endreime (bouts rimés) als einer ästhetischen Spielerei gedacht werden, wo ein Andrer dem Dichter die Reime nach einer ganz willkührlichen Zusammenstellung gibt, wobei absichtlich die Verwandtschaft und Aehnlichkeit der Begriffe in den gewählten Endsylben vermieden wird. Diese aufgegebenen Endsylben muß aber der Dichter zu einem ästhetischen Ganzen ausbilden, indem er die Anfänge der Zeilen erfindet, welche durch jene Reime geschlossen werden.

125.

2) Die didactische Form der Dichtkunst, oder das Lehrgedicht.

Der Charakter der didactischen Form der Dichtkunst beruht auf der idealisirten Darstellung von Begriffen und Ideen der Vernunft, mit welchen bestimmte Gefühle vergesellschaftet sind, in der Einheit einer ästhetisch vollendeten Form. Nicht Belehrung also, wie es die Bestimmung des prosaischen didactischen Styls ist, sondern ästhetische Darstellung und lebensvolle Versinnlichung gewisser Wahrheiten und Lehren aus den Kreisen der Wissenschaften und Künste, oder dichterische Schilderung der großen Erscheinungen im menschlichen Daseyn; das ist die Aufgabe an die didactische Dichtkunst, wenn ihre Erzeugnisse dem Gesetze der Form entsprechen sollen. In dem Lehrgedichte muß daher ein Gefühl, das durch die Thätigkeit der Vernunft in der Hervorbringung der Ideen angeregt ward, vorherrschen. Doch werden diese Ideen nicht nach ihrem Verhältnisse zum Gebiete der menschlichen Erkenntniß, sondern nach ihrer Wirkung auf das Gefühlsvermögen im Lehrgedichte dargestellt; deshalb darf die Darstellung des Lehrgedichts nie den Anstrich einer systematischen Abhandlung oder einer schulgerechten Chrie enthalten, weil beides dem naturgemäßen Ergusse des angeregten Gefühls widerstreitet. —

Nur also solche Ideen der Vernunft, oder solche Theile der menschlichen Erkenntniß überhaupt, mit welchen sich Gefühle vergesellschaften können (die also ästhetisch darstellbar sind), eignen sich zum Gegenstande des Lehrgedichts, nicht aber Theile der Logik, der Sprachlehre, der Größenlehre u. s. w. weil diese nie das Gefühl erheben und die Phantasie begeistern können. Besonders werden die Ideen der practischen Vernunft (Freiheit, Sittlichkeit, Tugend, Unsterblichkeit, Gottheit, das Weltall ꝛc.), die an sich schon in der Seele nicht ohne eine höhere Rührung des Gefühls zum Bewußtseyn gelangen, wegen ihres Zusammenhanges mit den geläutertsten und erhabensten Gefühlen, der dichterischen Darstellung am meisten fähig seyn.

Das Satyrische im Lehrgedichte ist nicht wesentlicher Charakter desselben, sondern zufällige Einkleidung; eben so die Darstellung allgemeiner Wahrheiten in der epistolischen Form. — Opitz, Lichtwer, Withof, v. Haller, v. Hagedorn, Dusch, Gellert, Lessing, J. A. Cramer, Uz, Kästner, Zachariä, Wieland, v. Cronegk, Gleim, (Halladat), Conz, Heydenreich, Manso, v. Schiller, Tiedge, Chstn. Schreiber, Spalding u. a.

126.

3) Die epische Form der Dichtkunst.

Der Charakter der epischen Form der Dichtkunst beruht auf der Darstellung und Versinnlichung des Kreises der äußern Natur und der menschlichen Freiheit, nicht aber, wie die äußern Gegenstände und Ereignisse rein geschichtlich erscheinen, sondern nach der Art und Weise, wie die Anschauung derselben auf das Gefühl wirkt, und wie durch die hohe Bewegung des Gefühlsvermögens die schöpferische Phantasie zur Hervorbringung einer vollendeten Form der Darstellung veranlaßt wird. Nicht alle Erscheinungen der Natur, nicht alle Individuen und Thatsachen der Geschichte eignen sich zur epischen Darstellung; blos diejenigen

können den Stoff zu einem epischen Gedichte darbieten, welche das Gefühl tief rühren und bewegen, und welche, in Angemessenheit zu dieser Aufregung des Gefühls, von der Phantasie **zur Einheit Eines Bildes erhoben werden können**, welches reines Wohlgefallen erregt.

Der epische Dichter unterscheidet sich zugleich dadurch wesentlich von dem Historiker, daß er sogar die **wirklichen** Begebenheiten und die menschlichen Individuen nach dem Maasstabe seiner Ideale gestaltet, und dabei kein anderes Gesetz, als das Gesetz der Form, anerkennt. So kann er die Schatten der Vergangenheit heraufführen und unter den Spiegel seiner ästhetischen Bilder bringen; er kann die Begebenheiten der Gegenwart unter einer idealischen Hülle für Gefühl und Phantasie verewigen; ja er kann selbst, durch die ihm einwohnende schöpferische Kraft, eine **Vergangenheit** und **Gegenwart** mit Vorgängen und Individuen bilden, die nirgends anders, als in dem Kreise der Dichtung leben, die aber von dem Dichter, nach der Aehnlichkeit der Ankündigung wirklicher Thatsachen der Geschichte, unter idealischen Formen dargestellt werden. Sogar **abwärts** von dem Menschen kann der epische Dichter (z. B. in der Fabel) die Sphäre der **unbelebten** und der thierischen Organisationen, und **aufwärts** die Sphäre übersinnlicher Wesen mit der Sphäre der Menschheit in Wechselwirkung bringen, doch jedesmal nach dem Verhältnisse derselben zur freien Thätigkeit des Menschen. Denn abwärts kann die Thätigkeit der Freiheit durch die Wirkungen des Instincts versinnlicht werden, und aufwärts kann die Verbindung des Wunderbaren und Unbegreiflichen mit der Wirksamkeit der menschlichen Freiheit diese zu einer Höhe führen, die sie blos in der idealischen Darstellung, nie aber in der Wirklichkeit, erreichen kann.

127.

a) Die Epopöe (das Heldengedicht).

Der Charakter der Epopöe beruht auf der zur ästhetischen Einheit vollendeten Darstellung des **Kampfes** der

menschlichen Freiheit mit der Macht des Schicksals. — Das Heldengedicht versinnlicht die Thätigkeit eines freien, aber unter den Schranken der Endlichkeit und unter dem Einflusse der Naturnothwendigkeit und den Machtschlägen des Schicksals wirkenden, Wesens. Mag also gleich der Held, der im Vordergrunde der Dichtung steht, entweder mehr nach seiner physischen Kraft, oder nach seinem geistigen Vermögen, oder nach seiner sittlichen Freiheit im Kampfe erscheinen; so ist doch das Anstreben gegen große Schwierigkeiten, in deren Besiegung sich die Thätigkeit des Helden zeigt, und durch die er unsere Theilnahme und Bewunderung erregt, die Hauptaufgabe der Epopöe. — Unter dieser Bedingung darf es auch nur Ein Individuum seyn, das im Mittelpuncte der dichterischen Darstellung stehet. Auf diesen Helden muß sich alles beziehen; alles muß um seinetwillen da seyn; nichts darf in die Darstellung aufgenommen werden, das nicht in näherer oder entfernterer Verbindung mit ihm, und zwar nach dem Verhältnisse stände, in welchem er seine Kraft thätig beweiset. — Das Erste daher, worauf es bei der Epopöe ankommt, ist die versinnlichte Darstellung, Haltung und Durchführung des Helden, und der Aeußerung seiner Kraft. Das Zweite ist die Darstellung der Macht des Schicksals, gegen welche er kämpft. Zu dem Schicksale gehört in der Epopöe alles, was außerhalb der Individualität des Helden seine Kraft in Thätigkeit setzt und zum Kampfe auffordert. Dies können theils Naturkräfte, theils die Vorgänge seines eignen Lebens, theils Menschen, die ihm entgegenstreben, theils höhere Wesen seyn, die seine Kräfte prüfen oder unterdrücken wollen. Zwischen seiner Kraft aber und der Macht des Schicksals muß in der Darstellung das bestimmteste Verhältniß herrschen. Wäre die Macht des Schicksals stärker, als die Kraft, die gegen sie ankämpft; so wäre der Sieg im Voraus entschieden. Wäre die Kraft des Helden, als solche, durchaus überwiegend über die

Gewalt des Schicksals, das sie in Thätigkeit setzt; so könnte der Held nicht der Gegenstand unserer Bewunderung werden. Nur dadurch, daß, bis zum Schlusse der Epopöe, mit der sich verstärkenden Macht des Schicksals auch die Kraft des Helden sich in einer immer höher steigenden Anstrengung zeiget, wird das Interesse an der Darstellung durchgehends erhalten und gesteigert. Mag dann der Held siegen oder unterliegen; so streitet beides nicht mit dem Charakter der Epopöe; nur muß der Held, wenn er unterliegt, als ein Wesen unterliegen, das bis zum letzten Augenblicke auf unsere Achtung und Bewunderung gerechten Anspruch behält. — Selbst der überirdische und göttliche Held muß, sobald er in der Epopöe erscheint, als Mensch, im Vollgefühle und in der Vollkraft menschlicher Freiheit wirken, und so den großen Kampf mit der andringenden Macht des Schicksals bestehen. — Die einzelnen Beziehungen und Handlungen, welche aus dem festgezeichneten Charakter des Helden und aus dem Verhältnisse des Schicksals zu seiner Freiheit abgeleitet werden, muß der Dichter in den einzelnen Acten und Episoden der Epopöe durchführen. Uebrigens ist das Wunderbare (die Maschinerie) kein wesentliches Erforderniß für die Epopöe, wenn gleich in den meisten dichterischen Formen derselben übersinnliche Wesen und Wirkungen geschildert werden, welche den Kreis der Naturgesetze übersteigen.

Von dem Lyrischen ist das Epische dadurch wesentlich verschieden, daß in dem ersten die höchste Kraft des intensiven Lebens des Gefühls, in dem letzten die höchste Kraft der extensiven Thätigkeit versinnlicht erscheint. Die sinnlich vollendetste Objectivität ist daher der Charakter des Epos, so wie die sinnlich vollendetste Subjectivität der Charakter der Lyra.

Das komische Heldengedicht ist nicht sowohl eine Unterart der Epopöe, als vielmehr, nach vielen vorhandenen Formen, das völlige Gegenstück der eigentlichen Epopöe. Denn in demselben beruht der ästhetische

Charakter auf der Verbindung des Humoristischen; Scherzhaften, Lächerlichen, Satyrischen und Wunderbaren — oft auch des Romantischen — in der dichterischen Form.

Schönaich (Hermann, oder das befreite Teutschland). Klopstock's Messias. J. J. Bodmer's Noachide. Wieland's Oberon. — Zachariä's Schöpfung der Hölle. — (Geßner's Tod Abels ist ein idyllisches Epos. Zu dieser Gattung gehört auch die Luise von Voß; Parthenais von Baggesen u. a.) — Alxinger's Doolin von Mainz, und Bliomberis. — v. Sonnenberg's Weltende und Donatoa. — Müller's Richard Löwenherz; Alfonso; Adelbert der Wilde 2c. —

Unter den komischen Heldengedichten: Zachariä's Renommist; Thümmel's Wilhelmine; Prätzel's Feldherrnränke u. a.

128.

b) Die Romanze und Ballade.

Der Stoff der Romanze ist episch, inwiefern er zunächst Handlungen, Individuen und Begebenheiten enthält; die Darstellung der Romanze nähert sich aber, unter allen epischen Formen, am meisten dem lyrischen Tone, weil Gefühle die Grundlage der dargestellten Handlungen und Begebenheiten sind. Der Stoff zur Romanze kann aus der Mythologie, aus dem heroischen Zeitalter, aus dem Klosterleben, oder aus den alltäglichen Vorgängen des Lebens entlehnt seyn; nur muß ein höheres Gefühl, gewöhnlich die Uebermacht des Gefühls der Liebe, bisweilen aber auch die Stärke der Freundschaft und des religiösen Gefühls, als Grundton des Ganzen und als die Quelle der geschilderten Handlungen erscheinen, und dieses Gefühl muß, erhoben bis zur Stärke der Leidenschaft, den Kampf mit allen sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten und Hinder-

nissen besiegen. Die **Länge** oder **Kürze** der Form hängt ausschließend von der Schilderung und Durchführung dieses Kampfes ab, so wie das Ende des Kampfes entweder **traurig** oder **erfreulich** seyn kann; nur daß das Gefühl der Lust an der Form, welches durch die versinnlichte Macht des Gefühls über das ihm widerstrebende Schicksal angeregt wird, am Schlusse der Form das Gefühl der Unlust überwiegen, und einen entschiedenen Sieg über dasselbe feiern muß.

Die Benennung **Romanze** stammt aus der verderbten lateinischen (romanischen) Sprache, in welcher man seit dem 10ten Jahrhunderte erdichtete Erzählungen von kriegerischen und verliebten Abenteurern schrieb. Zwischen ihr und der **Ballade** kann durchaus, selbst nach den vorliegenden Mustern der besten klassischen Dichter, kein charakteristischer Unterschied angegeben werden. **Beide** bezeichnen eine und dieselbe dichterische Form. — Der Ton der Romanze nähert sich am meisten dem Tone des Volksliedes und muß allgemein verständlich seyn. — Uebrigens gehört die Maschinerie (das Einmischen übersinnlicher Wesen, Geister, Naturkräfte ꝛc.) nicht zum Wesen der Romanze, und viele Romanzen ermangeln derselben. — **Bürger**; **v. Schiller**; **v. Stolberg**; **Hölty**; **Gotter**; **v. Göthe**; **Langbein**; **Heydenreich**; **Tiedge**; **Löwen**; **Zachariä**; **Michaelis**; **Jacobi**; **Pfeffel**; **Kosegarten**; **A. W. Schlegel** ꝛc.

129.

c) Die Legende.

Der Charakter der Legende beruht auf der ästhetischen Darstellung einer ungewöhnlichen Handlung oder Begebenheit, deren Stoff **aus der kirchlichen Ueberlieferung entlehnt** ist. Die kirchlichen Ueberlieferungen enthalten aber für die dichterische Behandlung sehr verschiedenar-

tige Stoffe. Es gehören zu ihr eben sowohl die Sagen von großen Aufopferungen im Dienste der Tugend, als auch die Ueberlieferungen von vollbrachten Wunderthaten der sogenannten Heiligen, und manche lächerliche Nachricht, die aller geschichtlichen Beglaubigung ermangelt. — Der Dichter, der den aus der Tradition entlehnten Stoff bearbeitet, ist aber unbekümmert um dessen geschichtliche Wahrheit, und berücksichtigt blos seine Darstellbarkeit für ästhetische Zwecke. —

Die Legende kann, als ein dichterisches Ganzes, unter einer ernsthaften und unter einer komischen Einkleidung erscheinen. In der ersten liegt das Außerordentliche, Uebernatürliche und Wunderbare in den Aeußerungen eines gesteigerten religiösen Gefühls, dessen Bestrebung mit einem alle Erwartung übertreffenden Erfolge gekrönt wird. In der zweiten wird das Wunderbare in der Begebenheit, unter der Voraussetzung, daß die Begebenheit selbst der Erfolg eines sich verirrenden Gefühls war, als ein Gegenstand dargestellt, der Lachen erregt. — (Herder, über die Legende, in s. zerstreuten Blättern, Th. 6. S. 247 ff.) —

In der ernsthaften Form: A. W. Schlegel; Herder; Kosegarten; — in der komischen: Pfeffel, Langbein ꝛc.

130.

d) Die poetische Erzählung.

Unter allen epischen Dichtungsarten ist der Begriff der poetischen Erzählung der weiteste und allgemeinste. Alles, was aus dem Kreise des Wirklichen und Möglichen ästhetisch darstellbar und zur Einheit der Form zu verbinden ist, eignet sich zum Stoffe der poetischen Erzählung. Dadurch aber unterscheidet sich die poetische Erzählung vom Epos, daß in derselben die dargestellte Handlung, in dem Epos aber das handelnde Individuum (der Held) den

Mittelpunct der Darstellung bildet, so daß in der poetischen Erzählung die Individuen blos zur Versinnlichung und Durchführung der darzustellenden Handlung oder Begebenheit dienen.

Man unterscheidet zwischen der komischen und ernsthaften poetischen Erzählung. Die komische Erzählung ist es entweder nach dem Stoffe und der Form zugleich, oder nach der Form allein. Versinnlicht sie Thorheiten und Fehler; so geschieht es blos, um ein Gefühl der Lust durch die Darstellung anzuregen, und nicht, wie in der Satyre, diese Thorheiten zu geiseln und die Unvollkommenheiten in der sittlichen Welt, an das Ideal der Sittlichkeit selbst zu halten und zu ahnden. Die ernsthafte poetische Erzählung hingegen beruht zunächst auf der sentimentalen Darstellung, und athmet die reinste und tiefste Empfindsamkeit. Hat sie zugleich eine sittliche Beziehung; so darf doch das Wohlgefallen an dem versinnlichten sittlichen Zwecke nicht stärker seyn, als das Wohlgefallen an der vollendeten ästhetischen Form. — Leichtigkeit und Natürlichkeit in der Darstellung sind Hauptbedingungen der poetischen Erzählung; auch ist derselben eine gewisse Ausführlichkeit erlaubt; nur darf diese nicht in Breite ausarten. Uebrigens sind Reim und Metrum überhaupt nur zufällige Eigenschaften der äußern Form der poetischen Erzählung.

Gellert, v. Hagedorn, v. Kleist, Wieland, Lessing, v. Gerstenberg, Rost, Michaelis Karschin, Burmann, Jacobi, Gleim, v. Göckingk, Langbein, v. Nicolay, Gotter, Pfeffel, Kosegarten, v. Kotzebue, Lafontaine, Meißner, Musäus, Fr. Schulz, Jünger, Mahlmann u. a.

131.

e) Der Roman.

Der Charakter des Romans beruht auf der idealischen Darstellung der menschlichen Gattung und der Schicksale und

gegenseitigen Verhältnisse und Beziehungen ihrer Individuen auf einander, nach allen möglichen Aeußerungen der Freiheit dieser Individuen, und nach allen möglichen Schattirungen des öffentlichen, häuslichen und einzelnen Lebens, unter der Bedingung, daß diese Individuen nach ihren Verhältnissen und Aeußerungen unter der Einheit einer ästhetischen Form dargestellt werden können. Das Gebiet des Romans ist daher von der einen Seite von ungleich weiterm Umfange, als das Gebiet der Geschichte, weil nicht blos der Kreis des Wirklichen, sondern auch der Kreis des Möglichen in demselben liegt; von der andern Seite aber wird er dadurch beschränkt, daß nur das ästhetisch Darstellbare in denselben aufgenommen werden darf. So wenig also auch der Historiker der Richter des Romanendichters seyn kann; so bestimmt ist doch der Dichter des Romans an das Gesetz der Form gebunden, nach welchem er in Hinsicht auf die Erfindung der Charaktere und der Handlung, und in Hinsicht auf die Haltung und Durchführung des Ganzen zur Bewirkung eines Gesammteindrucks auf das Gefühl, beurtheilt werden muß.

Man kann drei Hauptgattungen des Romans annehmen, nach der Verschiedenheit der Quellen des Stoffes, und nach dem Grundtone des Gefühls, der in demselben herrscht: den lyrischen, didactischen und epischen Roman. Der lyrische Roman ist ausschließend der Darstellung und Versinnlichung von Gefühlen nach allen ihren Schattirungen, besonders des Gefühls der Liebe nach seinen unendlich verschiedenen Ankündigungen, bestimmt (z. B. Werthers Leiden). Der didactische Roman hat die Aufgabe, den Menschen, wie er seyn soll, und das menschliche Leben überhaupt nach seiner idealischen Haltung darzustellen (z. B. Clarissa rc.). Der epische Roman endlich kann Helden im Kampfe gegen ihr widriges Schicksal schildern, und sich dem Epos selbst nähern (Klinger's Raphael de Aquilas, und Giafar rc.); er kann aber auch nur eine ins Große gespon-

nene poetische Erzählung seyn. Er kann ferner große und interessante Individuen des Alterthums oder der neuern Zeit idealisirt und psychologisch darstellen; und endlich kann er die Wesen der übersinnlichen Welt mit seiner Darstellung in Verbindung bringen, sobald dadurch der ästhetische Causalzusammenhang nicht verletzt wird. (Die dramatisirte und epistolische Einkleidung ist beim Romane zufällig.)

Die Theorie des Romans ward bearbeitet von: v. Blankenburg in s. Versuche über den Roman. Leipz. 1774. 8. und von Karl Nicolai, Versuch einer Theorie des Romans. 1r Theil. Quedlinburg, 1819. 8. — Allein die Praxis ist hier der Theorie weit vorausgeeilt. — Wieland, Hermes, Nicolai (Sebaldus Nothanker), Miller (Sigwart), Dusch (Karl Ferdiner), Musäus, v. Göthe, v. Schiller, v. Klinger, Müller (in Itzehoe), Fr. Heinr. Jacobi, Lafontaine, Kotzebue, Heinse, Sintenis, Kosegarten, Anton Wall (Heyne), Fr. Laun (Schulz), Jünger, Schilling, Hippel, Knigge, Jean Paul Fr. Richter, Engel, Langbein, Meißner, Feßler u. a.

132.

f) Die Fabel.

Der Charakter der Fabel beruht auf der Darstellung menschlicher Zustände und Handlungen in dem, der menschlichen Freiheit verwandten, Kreise des Instincts in der Thierwelt, unter der Einheit einer vollendeten ästhetischen Form. Nur die sogenannte äsopische (die Thier-) Fabel verdient ausschließend den Namen der Fabel; denn blos der Kreis des Instincts in der Thierwelt enthält ein Analogon der menschlichen Freiheit, und kann die Wirkungen der letzten unter einem fremdher entlehnten Bilde versinnlichen. Der Mensch soll nämlich, im ästhetisch vollendeten Bilde,

sein eigenes Bild, nach seinen Fehlern und Mängeln unter der Hülle der Dichtung erblicken (mutato nomine de te fabula narratur). Sobald in der Darstellung an die Stelle der Thiere Menschen, oder Gegenstände der leblosen Natur treten, verdient die ästhetische Form nicht mehr den Namen der Fabel, sondern der poetischen Erzählung; denn die charakteristische Versinnlichung, welche der Fabel, als ästhetischem Ganzen, zukommt, beruht darauf: daß der Charakter der handelnden Thiere allgemein bekannt ist, und daß man stillschweigend annimmt, der Dichter schildere nicht die Thiere um ihrer selbst willen, sondern er meine eine unter ihrem Charakter versinnlichte menschliche Individualität. Manche Theoretiker haben übrigens den Kreis der Fabel dadurch zu sehr beschränkt, wenn sie annahmen, daß sie blos Klugheitslehren sinnlich darstellen soll; sie kann und darf auch sittliche Mängel und Unvollkommenheiten aufstellen und versinnlichen.

Boner, — Burcard Waldis, Lichtwer, Gellert, v. Hagedorn, Lessing, Gleim, v. Kleist, Michaelis, Willamow, Nicolay, Zachariä, Meißner, Pfeffel, Burmann, Kl. Schmidt, Ramler, v. Göckingk, Götz, Claudius (Asmus), Weppen, Langbein, Herder, Voß, Tiedge u. a.

133.

4) Die dramatische Form der Dichtkunst.

Der Charakter der dramatischen Dichtkunst beruht darauf, daß der nothwendige Zusammenhang einer Handlung in der vollendeten ästhetischen Form vermittelst der Thätigkeit der handelnden Wesen selbst (ohne Wahrnehmung der Individualität des Dichters) hervorgebracht, und auf der Bühne durch deren Repräsentanten, durch die Schauspieler, für die Anschauung versinnlicht, so wie überhaupt das dramatische Kunstwerk durch

die theatralische Darstellung als schöne Form vollendet wird. Denn obgleich jede dramatische Form, zunächst betrachtet als dichterisches Kunstwerk, in sich vollendet seyn muß; so erhält sie doch ihren eigentlichen dramatischen Charakter vermittelst der theatralischen Darstellung.

Soll aber die dramatische Form Ein ästhetisches Ganzes seyn; so muß Eine Hauptperson in dem Mittelpuncte derselben stehen, auf welche sich die ganze Verwickelung und Entwickelung des im Drama geschürzten Knotens bezieht. Durch die äußere Form des Drama, nach der Eintheilung in Acte (Aufzüge) und Scenen (Auftritte), wird die ästhetisch berechnete Folge in der Handlung fortgeführt, und dadurch die innere nothwendige Einheit des Ganzen, als eines ästhetischen Kunstwerks, vollendet.

Gth. Ephr. Lessing, Hamburgische Dramaturgie. 2 Th. N. A. 1786. 8. — (v. Einsiedel), Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst. Leipz. 1797. 8. — Aug. Wilh. Schlegel, über dramatische Kunst und Literatur. 2 Theile (in 3 Abth.) Heidelberg, 1809 ff. 8. — Schiller, die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet, in s. kl. pros. Schriften. Th. 4. S. 1 ff.

134.

a) Das Trauerspiel.

Das Trauerspiel ist eine ästhetisch vollendete dramatische Darstellung, welche durch die Versinnlichung der Art, wie die Freiheit des im Mittelpuncte der Handlung erscheinenden Helden gegen die Macht des auf ihn eindringenden Schicksals anstrebt, und durch die Versinnlichung des endlichen Unterliegens desselben unter dieser Macht, das gemischte Gefühl der Lust und Unlust anregt und lebendig erhält, bis, in dem Augenblicke der Vollendung der Handlung, das Uebergewicht der Lust über das Gefühl der Unlust durch das reine Wohlgefallen an der selbst in ihrem

Unterliegen hohen geistigen oder sittlichen Kraft des Helden bewirkt wird.

So nahe auch das Trauerspiel dem Epos verwandt ist; so unterscheidet es sich doch dadurch wesentlich von demselben, daß in dem Trauerspiele die ganze Darstellung Handlung ist, und daß in ihm blos der Kreis der handelnden Individuen, und unter diesen wieder hauptsächlich der Held der Darstellung, nie aber der darstellende Dichter selbst in der Mitte derselben wahrgenommen wird. — Durch den Kampf aber, in welchem die Kraft des Helden mit der Macht des Schicksals in der Darstellung erscheint, werden die Gefühle der Lust und Unlust gleich stark angeregt, die beide in dem Anschauenden während der Handlung gegen einander anstreben, indem das Gefühl der Lust durch die lebhafte Versinnlichung der hohen Kraft des Helden, das Gefühl der Unlust hingegen durch die auf ihn eindringende und ihn überwältigende Macht des Schicksals genährt wird, bis endlich in dem Augenblicke, wo der Held unterliegt, das Wohlgefallen an der hohen geistigen oder sittlichen Nothwendigkeit in der Handlungsweise des Helden, so wie zugleich das Wohlgefallen an der Vollendung der ästhetischen Form, in uns das Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust hervorbringt.

Der Held des Trauerspiels, wie er in der Kraft seiner Freiheit dargestellt wird, erscheint entweder als ein Unglücklicher, der ohne seine Schuld leidet und gegen ein widriges Verhängniß (Fatum) ankämpft, oder als ein Verirrter, dessen sittliche Kraft zwar eine fehlerhafte Richtung genommen hat, die aber doch durch die Art und Weise ihrer Ankündigung das Interesse des Anschauenden fesselt. Allein je mehr sittlich und rein menschlich der Held des Trauerspiels erscheint; je weniger er durch eigene Schuld, je mehr er um seiner sittlichen Größe und Erhabenheit willen leidet; je mehr die Kraft, die er entfaltet, aus seinem innersten Wesen hervorgehet und mit der Steigerung der auf ihn eindringenden Leiden und Gefahren ebenfalls immer höher

steigt; je sicherer er, bis zum letzten entscheidenden Augenblicke, die Macht der Freiheit der Macht des Schicksals entgegenstellt; desto mehr werden auch alle edle Gefühle der Sympathie, des Erhabenen, Großen und Pathetischen in dem Anschauenden aufgeregt und bis zur Vollendung der ästhetischen Form lebendig erhalten. Die hohe Kunst des Trauerspieldichters besteht also zunächst darin, die Freiheit des Helden und die Macht des Schicksals, selbst während der ununterbrochenen Steigerung ihres Kampfes, bis zum Augenblicke der Entscheidung so im Gleichgewichte zu erhalten, daß das Interesse an demselben ununterbrochen genährt und befriedigt wird.

Der Chor im Trauerspiele ging bei den Griechen aus nationalen Verhältnissen und aus der örtlichen Einrichtung ihrer dramatischen Darstellungen hervor. Für die Teutschen scheint er, selbst nach dem, was Schiller in der Vorrede zu seiner Braut von Messina dafür gesagt hat, entbehrlich zu seyn, wenn gleich die Anwendung desselben in einzelnen dramatischen Werken, besonders deren Stoffe aus der Welt des Alterthums entlehnt sind, nicht ohne Wirkung seyn kann. — Man vergleiche darüber meine allgem. Sprachkunde, S. 717 ff.

Lessing, Weiße, Leisewitz, v. Schiller, v. Göthe, v. Klinger, v. Kotzebue, Collin, Müllner u. a.

135.

b) Das Lustspiel.

Der Charakter des Lustspiels beruht entweder auf der ästhetisch vollendeten Versinnlichung gewisser menschlicher Schwächen, Thorheiten, Mängel und Unvollkommenheiten, oder auf der mannigfaltigsten und auf das Gefühl der Lust berechneten Verwickelung (Intrigue) in der dargestellten Handlung, so daß durch den ästhetischen Causalzu-

sammenhang in der Handlung das Gefühl der Lust in dem Anschauenden angeregt, und vermittelst der Durchführung der dramatischen Form lebhaft erhalten wird, bis die Auflösung des Knotens am Schlusse der Darstellung die innigste und völligste Befriedigung des Gefühls der Lust herbeiführt. — Handlung ist daher im Lustspiele, wie im Trauerspiele, die Grundbedingung des Wohlgefallens an der Form; allein der Charakter der Handlung ist im Lustspiele von der Art, daß er nicht das gemischte Gefühl der Lust und Unlust, sondern zunächst nur das Gefühl der Lust an dem in einer vollendeten Form versinnlichten Stoffe hervorbringt, und durch die Entwickelung des geschürzten Knotens, so wie durch die vollendete Durchführung der Hauptcharaktere, den entschiedenen Sieg der Lust vermittelt. — Schildert das Lustspiel blos die Aeußerungen der Leichtfertigkeit, Schalkheit und Neckerei in einem Wohlgefallen erregenden Spiele, ohne dabei eine höhere Verwickelung der Handlung zu beabsichtigen; so nennt man dasselbe Posse.

Schröder, Lessing, Jünger, Weiße, Gotter, Iffland, Kotzebue, Bretzner, Großmann, Beil, Brühl ꝛc.

136.

c) Das Schauspiel.

Das Schauspiel ist eine ästhetisch vollendete dramatische Darstellung, welche, durch die Versinnlichung abwechselnd froher und trauriger Verhältnisse innerhalb der Handlung, das gemischte Gefühl von Lust und Unlust anregt und lebendig erhält, doch, in dem Augenblicke der Entscheidung, durch die fröhliche Entwickelung und Auflösung der lange zweifelhaften und verflochtenen Verhältnisse, den Sieg des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust hervorbringt. So hält das Schauspiel die Mitte zwischen dem Trauer- und Lustspiele. Es nähert sich durch die ernsthafte Verwickelung und durch die Anregung eines gemischten Gefühls dem Trauerspiele, obgleich die Hauptperson des Schauspiels

kein Held, wie im Trauerspiele, sondern ein Individuum aus dem Kreise des häuslichen und bürgerlichen Lebens ist, auf dessen sicherer Charakterzeichnung die Hauptwirkung dieser dramatischen Form beruht; es nähert sich aber auch durch die Schattirung der Lust mit der Unlust in der Darstellung, und besonders durch die frohe Entwickelung beim Schlusse, dem Lustspiele.

Schröder, v. Gemmingen, Lessing (Nathan), v. Göthe, Iffland, v. Kotzebue, Babo, Klingemann, Werner, u. a.

137.

d) Das Singspiel.

Das Singspiel verhält sich zu den einzelnen Formen der dramatischen Dichtkunst wie die Cantate zum Liede; es ist die ästhetisch vollendete Einheit einer dramatischen Darstellung, die in ihrer Anlage, Haltung und Ausführung entweder auf eine beständige oder abwechselnde musikalische Begleitung, und, vermittelst der Verbindung der dramatischen Dichtkunst mit der Tonkunst, auf die höhere Rührung des Gefühls und auf die Hervorbringung eines reinen Wohlgefallens an der vollendeten Form berechnet ist. Ob nun gleich im Singspiele die Hauptwirkung von der Art und Weise der Verbindung der Dicht- und Tonkunst abhängt; so kann doch in einer Theorie der Sprache der Dichtkunst nur von den verschiedenen Arten des Singspiels gehandelt werden. — Dahin gehören:

1) Das Melodrama (welches Monodrama, Duodrama ꝛc. seyn kann), dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Rede durch abwechselnd eintretende Musik unterbrochen wird. Es unterscheidet sich von der Oper und Operette dadurch, daß keine Arien darin vorkommen, sondern die Musik blos zur Vorbereitung, Versinnlichung und Ausführung der darzustellenden Gefühle dient. — (Brandes, Gotter, Rambach.)

Das Melodrama ist die unvollkommenste und eine im Ganzen wenig angebaute Form des Singspiels.

2) Die Oper nähert sich, der dichterischen Behandlung nach, bald dem Trauerspiele, bald dem Lustspiele, bald dem Schauspiele. In der ernsthaften Oper (opera seria) handelt ein Held nach der Weise des Helden im Trauerspiele; in der komischen (opera buffa) werden Thorheiten und Schwächen, oder Intriguen versinnlicht dargestellt. In der gemischten Oper wechseln, wie im Schauspiele, frohe und ernsthafte Verhältnisse. Der Operndichter muß aber, nach den Gesetzen, die bei der Cantate aufgestellt wurden, dem Tonkünstler in Hinsicht auf die Verbindung der Recitative, Arien und Chöre zu einem Ganzen durchgehends vorarbeiten.

3) Die Operette unterscheidet sich dadurch von der Oper, daß in ihr die musikalische Begleitung zunächst auf Arien und Chöre eingeschränkt ist und mit dem Dialoge abwechselt. Ursprünglich hatte die Operette blos eine komische Einfassung und eine dem Lustspiele ähnliche Verwickelung und Entwickelung; später ist aber, besonders durch die Verwandlung ausländischer Opern in Operetten, der frühere Unterschied zwischen Oper und Operette beinahe ganz aufgehoben worden. — (Weiße, Göthe, Gotter, Engel, Bretzner, Stephani, Kotzebue u. a.) —

138.

5) Die Ergänzungsklasse der dichterischen Formen.

Die Ergänzungsklasse der dichterischen Formen umschließt diejenigen Werke der Dichtkunst, welche man, der Theorie nach, nicht ohne Zwang unter eine der vier aufgestellten Gattungen der Dichtkunst würde bringen können, obgleich der Charakter der einzelnen zu ihr gehörenden Kunstwerke bald der einen, bald der andern dieser Gattungen zunächst sich nähert.

139.

a) Die Idylle.

Je weiter die Wirklichkeit von dem Ideale eines goldenen Weltalters abliegt; desto erquickender ist diese idealisirte Darstellung der Menschheit unter einem friedlichen und harmonischen Verhältnisse zu sich selbst, zu dem Schicksale und zu der äußern Natur. Diese Darstellung enthält die Idylle. Das goldene Weltalter, das die älteste Dichtkunst in die Vergangenheit, die Philosophie in den Kreis der fernen Zukunft, nie aber ein Dichter und Philosoph in die Gegenwart und Wirklichkeit versetzt, stellt der Idyllendichter unter einer ästhetischen Form vor uns hin. Reinheit und Einfachheit der Sitten, Unschuld des Herzens und Wandels, Wahrheit, Zartheit und Innigkeit des Gefühls müssen die Ankündigung der Menschen in der Idylle bezeichnen. Die Natur bringt mit diesem Adel der innern Gesinnung ein Leben ohne Schmerz und Kummer, eine friedliche, schöne, paradiesähnliche Umgebung in die innigste Verbindung, und so strahlt in der Idylle die Ruhe des innern Lebens zurück in die große, harmonische Natur. Alle Thorheiten, alle beengende Formen der Convenienz und der bürgerlichen Verhältnisse, und alle sittliche Gebrechen der wirklichen Welt liegen tief unter dem Kreise der Idylle. In ihr erscheinen die Menschen als einander gleich, und sogar die Thiere sind in ihr weder Feinde des Menschen, noch Feinde gegen sich selbst. Der Mensch der Idylle darf aber auch von dem Dichter nicht auf die Höhe der künstlichen Kultur gestellt werden, welche blos die Folge der Civilisation im bürgerlichen Leben ist. Daraus läßt sich erklären, warum die Idyllendichter die Menschen, die sie schildern, gewöhnlich aus dem Hirten- Schäfer- Fischer- u. Jägerleben entlehnen, und weshalb im Ganzen die einfache ländliche Natur in ihren Gebilden vorherrscht. — Uebrigens gehört die Idylle dem Stoffe nach zur epischen, dem Grundtone der Gefühle nach, zur lyrischen Dichtkunst.

Rost, Reckert, Ew. v. Kleist, Götz, Blum, Mahler Müller, Sal. Geßner, Hölty, Ja-

cobi, Kl. Schmidt, Göthe, Bonstetten, Bronner, Voß, Kosegarten, Krummacher, Baggesen ꝛc.

140.

b) Die poetische Epistel.

Der Charakter der poetischen Epistel beruht auf der individualisirten Darstellung gewisser allgemeiner menschlicher Wahrheiten, Gefühle und Verhältnisse unter der Einheit einer ästhetisch vollendeten epistolischen Form. Der Dichter spricht in der poetischen Epistel zwar nur zu Einer Person; er idealisirt aber dieselbe so, daß er zu ihr, als zu seinem ganzen Geschlechte, redet, und daß sie in der poetischen Epistel gleichsam selbst zu einem poetischen (idealisirten) Wesen wird; denn in die Darstellung der poetischen Epistel gehört nur das, was dem Individuum als Theil seiner Gattung, aber freilich nach individuellen von dem Dichter angenommenen Beziehungen, beigelegt wird. Der Unterschied zwischen dem prosaischen Briefe und der poetischen Epistel liegt also darin, daß der erste so speciell seyn muß, daß er blos Eine Person angeht und gleichsam nur für diese verständlich ist, die zweite hingegen die Menschheit selbst in dem angeredeten Individuum meint, und zu jener spricht, wenn sie sich an dieses wendet. Je specieller daher der Inhalt der poetischen Epistel ist; desto weniger hat sie ästhetischen Gehalt. — Enthält der Stoff in der poetischen Epistel zunächst den Ausdruck der individuellen Gefühle des Dichters; so gehört die poetische Epistel zur lyrischen Form. Versinnlicht sie gewisse bestimmte allgemeine Wahrheiten unter der ästhetischen Hülle; so schließt sie sich an die didactische Form an. Schildert sie Individuen und Thatsachen; so ist sie Untergattung der epischen Form.

Opitz, Flemming, Tscherning, Gryphius, Canitz, Günther, v. Haller, Ebert, Voß, Gleim, Wieland, Uz, Bodmer, v. Nicolay,

J. G. Jacobi, Michaelis, Gotter, Blum, v. Göckingk, Pfeffel, Kl. Schmidt, Manso, Tiedge u. a.

141.

c) Die dichterische Schilderung.

Die dichterische Schilderung stellt entweder Erscheinungen des äußern oder Erscheinungen des innern Sinnes unter der Einheit einer vollendeten Form dar, indem sie entweder einen Naturgegenstand, oder ein unmittelbares Erzeugniß und Bild der Phantasie (z. B. Elysium ꝛc.) zur völlig bestimmten Objectivität vermittelst der Darstellung erhebt. Es gehören daher zur dichterischen Schilderung eben so die Naturgemählde, wie die kühnen und gelungenen Dichtungen aus den Kreisen der Zauberwelt und der gesammten Mythologie.

Opitz (Vesuv), Haller (Alpen), Kleist (Frühling), Zachariä (Tageszeiten), Hirschfeld, Gleim, v. Stolberg (Hellebeck), Jacobi, Matthisson (Genfersee, Elysium ꝛc.), Salis, Kosegarten (Arkona), Bonstetten, Jean Paul, Neubeck, Schiller (Götter Griechenlands), Manso (Inseln der Seligen), A. W. Schlegel (Pygmalion) u. a.

142.

d) Die Allegorie.

Die Allegorie, als eine größere und in sich vollendete dichterische Form (verschieden von dem Gebrauche der Allegorie in den sogenannten rhetorischen Figuren), besteht in der ästhetischen Darstellung des Gegenbildes von einem Gegenstande, der entweder in der Allegorie gar nicht erscheint und genannt, oder doch wenigstens nicht mit der Bestimmtheit und Vollendung durchgeführt wird, wie das Gegenbild. Die dichterische Kunst beruht daher auf der

Erfindung eines vollendeten Gegenbildes, unter dessen Hülle man das Urbild sogleich nach allen seinen Eigenschaften, Verhältnissen, Beziehungen und Umgebungen erkennen kann; denn in der Allegorie soll das Aehnliche durch das Aehnliche versinnlicht und angeschaut werden. Das Treffende in der Vergleichung des Bildes mit dem dargestellten Gegenbilde ist daher der ästhetische Mittelpunct in der vollendeten Allegorie. — Die Allegorie kann aber zu keiner bestimmten Gattung von Dichterwerken gezählt werden, weil sie eben so eine Wahrheit, wie ein Gefühl, eben so ein Individuum, wie eine Thatsache aus dem Kreise der Wirklichkeit, oder ein mythologisches Bild aus dem Kreise der Möglichkeit versinnlichen kann.

Aug. Wilh. Schlegel, — Jean Paul, — Herders Paramythieen und Blätter der Vorzeit, — Krummachers Parabeln u. a.

143.

e) Der Dialog und Monolog.

Sobald der Dialog zur ästhetischen Selbstständigkeit erhoben und als eine größere Kunstform durchgeführt wird; sobald ist er nicht nur völlig von der mündlichen Unterhaltung verschieden, sondern er kann auch eben so zur Versinnlichung von Gefühlen, wie zur Versinnlichung von Wahrheiten und von Thatsachen und Charakteren gebraucht werden, wodurch er sich bald mehr der lyrischen, bald mehr der didactischen, bald mehr der epischen Dichtkunst nähert.

Gewöhnlich beabsichtigt dabei der Schriftsteller die Versinnlichung des Antagonismus gewisser Gefühle, Wahrheiten oder Individuen; wenigstens kann die Verschiedenheit und der Kontrast derselben durch ihre Gegeneinanderstellung am bestimmtesten vergegenwärtigt werden; (z. B. Herders Gott. — Platner über den Atheismus. — Kosegartens Geständniß. — Schillers Brutus und Cäsar u. a.) — Die Indi-

viduen aber, welche im Dialoge, als einem Werke der schönen Kunst, aufgeführt werden, sind idealisirte Menschen, die in demselben als Repräsentanten ihrer ganzen Gattung, oder gewisser Stände und Klassen derselben erscheinen, und die schöpferische Kraft des Dichters beruht auf der gelungenen Erfindung, Haltung, gegenseitigen Stellung und Durchführung der bestimmt gedachten Charaktere und Eigenthümlichkeiten der aufgestellten Individuen in der Mannigfaltigkeit, Abwechselung und Schattirung, die er ihren Meinungen, Grundsätzen, Gefühlen und Handlungen gibt. Wenn während der Vergegenwärtigung dieses Antagonismus der Meinungen, Gefühle und Handlungen in dem Anschauenden das gemischte Gefühl der Lust und Unlust angeregt und unterhalten ward; so soll sich dasselbe doch in dem Augenblicke der Vollendung der Form, durch die an die Stelle jenes Antagonismus getretene Harmonie, in ein siegendes Gefühl reiner Lust auflösen.

Der Monolog, als eine selbstständige dichterische Form, beruht auf der Versinnlichung und vollendeten Durchführung eines stark angeregten Gefühls, oder einer mächtig emporstrebenden Leidenschaft. Nur eine hohe Bewegung des Gefühls- oder Bestrebungsvermögens kann nämlich den Zustand bewirken, daß der Mensch, der allein ist, durch lautes Sprechen das innere subjective Leben gleichsam objectivisirt. — Wenn gleich auch jedes Gebet in den Kreis der Monologe gehört; so wird doch der Monolog am häufigsten in der dramatischen Dichtkunst gebraucht, und versteht es der Dichter, ihn am rechten Orte einzulegen und zur vollendeten Form der Darstellung zu erheben; so kann er von großer psychologischer und ästhetischer Wirkung seyn. — (Lessing, Geßner (in den Idyllen), Schiller, Göthe, Klingemann, Heydenreich (sein: Lebewohl an die Jugend) &c.)

144.

f) Die Satyre.

Die Satyre ist die ästhetische Darstellung gewisser bestimmter Unvollkommenheiten der intellectuellen und sittlichen Welt in der Einheit einer vollendeten Form. Diese Darstellung versinnlicht den Kontrast, welchen die menschlichen Thorheiten, Irrthümer, Verirrungen und Laster gegen die Ideale bilden, zu deren Annäherung der Mensch berufen ist. Je höher das Ideal über diesen Verirrungen an sich steht, und, als Gegensatz derselben, von dem Dichter indirect versinnlicht wird; desto mehr muß durch diese Vergegenwärtigung des Ideals ein Gefühl von Lust, so wie durch die Versinnlichung des Kontrastes, in welchem die dargestellte Handlung zu dem Ideale steht, ein Gefühl der Unlust erregt werden. Doch endigt dieses gemischte Gefühl zuletzt in einem Uebergewichte des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust, sobald die Satyre zu einer in sich vollendeten Darstellung erhoben wird. Die Satyre kann strafend oder lachend seyn, und gehört, als Kunstwerk, zu den gemischten dichterischen Formen, weil sie bald die Unvollkommenheiten menschlicher Meinungen und Grundsätze, bald die Verirrungen menschlicher Gefühle, bald die unsittlichen Handlungen der Menschen ahndet.

Brants Narrenschiff; Reineke der Fuchs; — Rachel, Liskov, Rost, Rabener, Wieland (Abderiten), Lichtenberg, Pfeffel, Blumauer, Leisewitz, Falk, Jean Paul, Hippel, Friedrich u. a.

145.

g) Die Parodie und Travestirung.

Bei beiden wird ein bereits vorhandenes dichterisches Kunstwerk mit einem ernsthaften Charakter vorausgesetzt, und zwar als größtentheils bekannt, sowohl nach der Grundidee, als nach vielen einzelnen Stellen und Aus-

drücken; denn auf der stillschweigenden Vergleichung der Parodie und Travestirung mit jenem bekannten Kunstwerke beruht die ästhetische Wirkung beider.

In der Parodie wird der Gegenstand des ernsthaften Kunstwerks verändert, und, mit Beibehaltung der ernsthaften Form desselben, an dessen Stelle ein anderer Gegenstand, als Gegenbild, meistens ein komischer eingelegt, so daß die Parodie, in ihrer Haltung, zwar als ein selbstständiges dichterisches Ganzes erscheint, aber doch durch ihre Vergleichung mit dem parodirten Kunstwerke ihre höhere Beziehung und Geltung erhält. (Mahlmanns Herodes vor Bethlehem; — Kästner rc.) — Bei der Travestirung hingegen wird der Gegenstand des ernsthaften Kunstwerks beibehalten, die Form desselben aber so verändert, daß, vermittelst der neuen Form, der ernsthafte Gegenstand unter einer komischen Umgebung und Einkleidung erscheint, doch so, daß die neue Form auch als ein selbstständiges Ganzes für sich besteht. (Michaelis, Blumauer, Kotzebue u. a.)

146.

h) Das Epigramm.

Der Charakter des Epigramms beruht auf der Versinnlichung Eines hervorstechenden Gedankens, in der möglichst kleinsten, aber ästhetisch vollendeten Form der Darstellung. Nur Ein Gedanke darf im Epigramme herrschen; dieser sey nun ein in Begriffe gekleidetes Gefühl, oder eine nicht gewöhnliche Meinung, Wahrheit und Behauptung, oder irgend eine Thatsache, oder ein bestimmt bezeichnetes Individuum. Dieser Gedanke muß hervorstechend (frappant) seyn und vermittelst der Form versinnlicht werden, die Versinnlichung selbst aber in der möglichst kleinsten in sich vollendeten Form geschehen, weil der Eine im Epigramme herrschende Gedanke seine Kraft bei der weitern Ausführung verlieren würde; auch muß, wo mög-

lich, der Treffpunct (die Pointe) auf den Schluß des kleinen Ganzen fallen. Das Epigramm erscheint entweder als Sinngedicht, in welchem ein sinnvoller Gedanke anschaulich, neu und treffend dargestellt wird, ohne die bestimmte Absicht zu loben oder zu tadeln; oder als Epigramm im engern Sinne, das theils Meinungen, verirrte Gefühle, Thatsachen und Individuen leicht verspottet, oder satyrisch lobt, theils geistige und sittliche Unvollkommenheiten bitter tadelt.

Opitz, Gryphius, Logau, Lessing, Hagedorn, Kästner, v. Göckingk, Bürger, Blumauer, Schiller, Haug, Weisser, Voß u. a.

Als Anhang zu der Ergänzungsklasse der dichterischen Formen können das Räthsel, die Charade und der Logogryph genannt werden. Das Räthsel enthält innerhalb einer kleinen dichterischen Form die ästhetische Darstellung eines Gegenstandes, der in der Form nicht genannt, aber nach seinen gesammten ausschließenden und wesentlichen Merkmalen genau bezeichnet wird, um an diesen angegebenen Merkmalen erkannt und errathen werden zu können. (Schiller, Langbein ꝛc.). Bei der Charade (Sylbenräthsel) müssen zuerst die einzelnen Sylben des Wortes, durch welches der nicht genannte Gegenstand bezeichnet wird, und dann das Ganze selbst nach gewissen Merkmalen in der ästhetischen Form versinnlicht werden, damit man den unter der Hülle verborgenen Gegenstand errathe. — Der Logogryph endlich ist eine ganze Kette von Räthseln, die alle auf ein Hauptwort führen, dessen Sylben einzeln darin geschildert sind, so wie dessen Buchstaben, nach ihrer Versetzung, andere Wörter bilden, die gleichfalls in dem Logogryphe bezeichnet sind. —

V.

Theorie der Sprache der Beredsamkeit.

147.

Charakter der Sprache der Beredsamkeit.

So wie das Wesen der Sprache der Prosa in der Darstellung der unmittelbaren Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens, und das Wesen der Sprache der Dichtkunst in der Darstellung der unmittelbaren Zustände des Gefühlsvermögens besteht; so beruht der eigenthümliche und selbstständige Charakter der Sprache der Beredsamkeit auf der Darstellung der Zustände des menschlichen Bestrebungsvermögens, auf der Versinnlichung der individuellen Bestrebungen und Triebe durch articulirte und zur Einheit der Form verbundene Töne (§ 40). Es unterscheidet sich daher die Sprache der Beredsamkeit, theils nach ihrem Ursprunge aus einem Grundvermögen des menschlichen Geistes, theils nach ihrer Ankündigung in der Form der Sprache, theils nach ihrem eigenthümlichen Zwecke, der in der unmittelbaren Wirkung auf den Willen und auf das menschliche Bestrebungsvermögen besteht, wesentlich von der Sprache der Prosa und der Dichtkunst, und kann, sobald man ihren Charakter bestimmt festhält, nie mit beiden verwechselt werden. Zwar können die menschlichen Bestrebungen und Triebe nicht unmittelbar durch Sprache dargestellt werden, weil sie, vor ihrer Darstellung durch Sprache, wie die Gefühle des Gefühlsvermögens, zuvor in Vorstellungen übergehen müssen. Allein so wenig, als in der Sprache der

wahren Dichtkunst der Ursprung derselben aus dem tiefbewegten Gefühlsvermögen zu verkennen ist; so wenig kann auch in der wahren Sprache der Beredsamkeit der Ursprung derselben aus der vorhergegangenen Bewegung und Thätigkeit des Bestrebungsvermögens verkannt werden.

Daraus folgt, daß die Sprache der Beredsamkeit nicht, wie die Sprache der Prosa, zunächst auf Belehrung und Ueberzeugung, nicht, wie die Sprache der Dichtkunst, zunächst auf Rührung und Erschütterung des Gefühlsvermögens, sondern auf die Bewegung und Belebung des menschlichen Willens zu freien Handlungen gerichtet ist, und daß sie diesen Zweck nur dann am sichersten zu erreichen vermag, wenn die Form ihrer Darstellung in sich vollendet und also dem Gesetze der Form unbedingt angemessen ist. Daraus folgt ferner, daß das Gebiet der Sprache der Beredsamkeit eben so selbstständig und in sich so abgeschlossen ist, wie das Gebiet der Sprache der Prosa und der Dichtkunst, und daß es eine selbstständige und auf die Eigenthümlichkeit der Sprache der Beredsamkeit im ursprünglichen Wesen des Menschen gegründete Theorie dieser Sprache geben müsse, welche die wissenschaftliche Entwickelung der Art u. Weise enthält, wie die in dem gebildeten Geiste des Redners angeregten und zum deutlichen Bewußtseyn gebrachten Zustände des Bestrebungsvermögens, zur Einheit der stylistischen Darstellung erhoben werden können, welche durchgehends dem Gesetze der Form entspricht. Daraus folgt endlich, daß die Sprache der Beredsamkeit nur dann ihre große Aufgabe und ihren besondern Zweck erfüllt, wenn sie den Willen des Menschen in diejenige Thätigkeit setzt, welche der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des Bestrebungsvermögens angemessen ist, und daß alle sogenannte täuschende Redekünste eben so, wie der blos prosaische Ton der Belehrung, von ihrem eigenthümlichen Wesen ausgeschlossen werden müssen. Denn daß man die Sprache der Beredsamkeit in ältern und neuern Zeiten nicht selten gemißbraucht hat, kann so wenig gegen ihre

große Bestimmung und gegen ihren aus dem Wesen des Menschen selbst hervorgehenden Zweck zeugen, als wenn man wegen der in der sittlichen Welt vorhandenen Verirrungen und Laster das Daseyn des Sittengesetzes selbst abläugnen wollte.

Obgleich der Anbau der Rhetorik, mit Rücksicht auf die Griechen und Römer, frühzeitig bei den Teutschen begann, und namentlich im ausgehenden siebenzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderte viele Anweisungen zu derselben von Chsin. Weise, Bose (unter dem Namen: Talander), Joh. Hübner, Uhse, Schröter, Hunold (unter dem Namen: Menantes), Hallbauer, Neukirch u. a. erschienen; so ist doch das eigentliche Wesen der Sprache der Beredsamkeit, nach ihrer völligen Verschiedenheit von der Sprache der Prosa und Dichtkunst, selbst bis auf die neuesten Zeiten herab verkannt, und von mehrern Aesthetikern und Schriftstellern über Rhetorik und Theorie des Styls sind die einzelnen Theile des prosaischen und rednerischen Styls als Ein Ganzes behandelt, ja sogar von Kant (in s. Kritik der Urtheilskraft) ist der Charakter und die Bestimmung der Redekunst zu sehr verkannt und herabgewürdigt worden. —

J. Alb. Fabricius, philosophische Redekunst, oder auf die Gründe der Weltweisheit gebaute Anweisung zur Beredsamkeit. Leipz. 1739. 8. (vorher 1724 unter dem Titel: Oratorie, oder Anweisung zur Beredsamkeit.)

J. Cstph. Gottsched, Grundriß einer vernünftigen Redekunst. Hannov. 1728. 8. dann (noch in 4 Auflagen) unter dem Titel: ausführliche Redekunst. 4 Theile. 5te Aufl. Leipz. 1759. 8. (Auszug daraus: Akademische Redekunst. Leipz. 1759. 8.)

Balth. Münter, allgemeine Redekunst. Jena, 1760. 8.

J. Andr. Fischer, Grundsätze der Beredsamkeit, nach dem Muster alter und neuer bewährter Redner. Halle, 1761. 8.

J. Fr. Aug. Kinderling, Grundsätze der Beredsamkeit, zum Gebrauche für Schulen. 2 Th. Magdeb. 1771. 8.

J. Lawson, Vorlesungen über die Beredsamkeit. Aus dem Engl. 2 Th. Zürich, 1773. 8. N. A. 1777. 8.

Jos. Priestley, Vorlesungen über Redekunst und Kritik. Aus dem Engl. v. Eschenburg. Leipz. 1779. 8.

Hugo Blair, Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften. Aus dem Engl. mit Anmerkungen und Zusätzen v. K. G. Schreiter. 4 Theile. Liegnitz, 1785—89. 8.

Geo. Campbell, die Philosophie der Rhetorik. Aus dem Engl. übers. von Jenisch. Berl. 1791. 8.

G. G. Fülleborn, Rhetorik. Berl. 1802. 8. 4te Aufl. v. Menzel. 1820.

J. Gebh. Ehrenr. Maaß, Grundriß der allgemeinen und besondern reinen Rhetorik. Halle und Leipz. 1798. 8. — 2te Aufl. 1814.

J. Lud. Chstn. Thilo, de notione artis rhetoricae. Hal. 1801. 8.

Heinr. Aug. Schott, kurzer Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die Kanzelberedsamkeit. Leipz. 1807. 8. — 2te Aufl. 1815. — Philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik und Homiletik. Leipz. 1815. 8. (auch mit dem zweiten Titel: Die Theorie der Beredsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit.)

Adam Müller, zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Teutschland. Leipz. 1816. 8.

Geo. Reinbeck, Handbuch der Sprachwissenschaft. 2n Bds 1ste Abth. Essen und Duisb. 1816. 8. (enthält die Rhetorik.)

Karl Jahn, über Beredsamkeit und Rhetorik. Bern, 1817. 8.

Jenisch, ästhetisch-kritische Parallele des Demosthenes und Cicero. Berl. 1801. 8.

Gotthe. Sam. Steinbart, Anweisung zur Amtsberedsamkeit christlicher Lehrer unter einem aufgeklärten und gesitteten Volke. Züllichau, 1779. 8.

Karl Fr. Bahrdt, Rhetorik für geistliche Redner. 2te Aufl. v. Büchling. Halle, 1798. 8.

Jon. Schuderoff, Versuch einer Kritik der Homiletik, nebst einem beurtheilenden Verzeichnisse der seit Mosheim erschienenen Homiletiken. Gotha, 1797. 8.

J. Otto Thieß, Anleitung zur Amtsberedsamkeit der öffentlichen Religionslehrer des 19ten Jahrhunderts. Altona, 1801. 8.

Franz Volkmar Reinhard, Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend. Sulzb. 1810. 8.

Heinr. Gtli. Tzschirner, Briefe, veranlaßt durch Reinhards Geständnisse. Leipz. 1811. 8.

Chstph. Fr. Ammon, Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedsamkeit für christliche Religionslehrer. N. A. Nürnb. 1812. 8.

Franz Theremin, die Beredsamkeit eine Tugend, oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Berl. 1814. 8.

Adolph Geo. Kottmeier, über die extemporane Redekunst. Leipz. 1808. 8. 2te Aufl. 1820.

J. H. Fritsch, über das Extemporiren der Predigten. Hannov. 1817. 8.

J. C. Stockhausen, Muster der Staatsberedsamkeit. Berl. 1768. 8.

Karl Sal. Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit. Heidelb. 1810. 8.

Wening, über die Wichtigkeit und den Einfluß der politischen und gerichtlichen Beredsamkeit in unsern Tagen. Landsh. 1819. 8.

D. H. Hegewisch, Geschichte der englischen Parlementsberedsamkeit. Altona, 1804. 8.

148.

Grundbedingungen der Sprache der Beredsamkeit.

Redner ist, wer über die Sprache der Beredsamkeit, nach dem aufgestellten Begriffe derselben, in ihrem ganzen Umfange und für jeden Zweck des Lebens, wo die Sprache der Beredsamkeit angewandt werden kann, mit Sicherheit gebietet. Dazu werden aber folgende Bedingungen vorausgesetzt:

1) Der Redner muß einen hohen Grad geistiger Bildung überhaupt erreicht haben, und namentlich müssen die drei geistigen Vermögen in ihm gleichmäßig entwickelt worden seyn. — Armuth des Geistes und Einseitigkeit der Bildung lähmen alle rednerische Wirksamkeit.

2) Der Redner muß vielseitige und reichhaltige Kenntnisse aus den verschiedenartigsten Kreisen des menschlichen Wissens, besonders aber eine genaue Menschenkenntniß sich erworben haben, wenn er auf einen bestimmten Kreis von Zuhörern, deren Verhältnisse, Bedürfnisse, Neigungen, Richtungen, Hoffnungen und Bestrebungen nothwendig sehr verschiedenartig seyn müssen, mit Sicherheit wirken will.

3) Der Redner muß, bei seinem Auftritte vor der Menge, gleich frei seyn von Schüchternheit und Verlegenheit, wie von Keckheit und Anmaßung. Sein Ton und seine ganze Haltung müssen die Würde des Gegenstandes ankündigen und unterstützen, den er vortragen will. Die Versammlung, zu der er spricht, muß außerdem von der strengen Sittlichkeit und Güte seines Charakters überzeugt seyn, wenn er anders im Voraus eines bestimmten Einflusses auf ihren Willen und auf ihre Handlungsweise sich versichern will. Denn nur derjenige Redner wird die beabsichtigte Wirkung erreichen, von dem man überzeugt ist, daß das, was er empfiehlt, sein eigenes Wesen erfüllt und durchdringt.

4) Der Redner muß Philosoph seyn, um Ideen aufzufassen, richtig zu verbinden, mit Deutlichkeit darzustellen, und sie dem Kreise des Handelns näher zu bringen. Ohne Ideen wird jede Rede nur ins Flache und Breite übergehen. — Der Redner muß zugleich geschichtliche Kenntnisse besitzen, um in einzelnen Fällen durch Beispiele, die er aus der Wirklichkeit entlehnt, die Kraft seiner Wirkung auf den Willen der Zuhörer zu verstärken. — Seine Phantasie muß reich, geordnet und lebendig seyn, um, ohne in die Sprache der Dichtkunst überzuschweifen, doch durch die Fülle der Sprache und durch die innere lebensvolle Verbindung aller einzelnen Theile der Rede gleichmäßig auf die Gebildeten und Mindergebildeten unter seinen Zuhörern zu wirken. Er darf über den Umfang der rhetorischen Figuren für seinen Zweck gebieten, doch ohne die Form der rednerischen Darstellung in eine bloße Bildersprache zu verwandeln. Die Vernunft muß jedesmal die Herrschaft und das Uebergewicht über die Phantasie, so wie die Idee über das versinnlichende Bild behalten.

5) Der Redner muß endlich der Sprache, in welcher er spricht, nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und nach allen ihren Schattirungen, zunächst aber der Sprache der Beredsamkeit, nach ihrer wesentlichen Verschiedenheit von der Sprache der Prosa und der Dichtkunst, mächtig seyn. Weil jede Rede, selbst die freie (extemporirte), ein Kunstwerk seyn soll; so muß sie streng unter dem Gesetze der Form stehen, und ihre Vollendung kann nur nach dem Maasstabe beurtheilt werden, daß sie den beiden Eigenschaften der Richtigkeit und der Schönheit der Form unbedingt entspricht.

149.

Verhältniß der Rede zu dem Gesetze der Form.

Soll durch die Rede, als dem Erzeugnisse der Sprache der Beredsamkeit, dem Gesetze der Form Genüge geleistet werden; so kommt es auf drei Hauptgegenstände dabei an:

auf die Erfindung, auf die Eintheilung oder Anordnung des Ganzen, und auf die stylistische Form der Darstellung *).

1) Die Erfindung (inventio) betrifft die Wahl des Stoffes, der behandelt und unter einen Hauptbegriff (Thema) gebracht werden soll. Schon diese Wahl beurkundet den wahren Redner; denn dieser wird einen Gegenstand behandeln, dessen Wichtigkeit entweder an sich bereits in der Ankündigung desselben entschieden und das ganze Gemüth zu beschäftigen im Stande ist, und dessen Einfluß auf den Willen durch die Art der Behandlung und Ausführung hinlänglich belegt wird. Doch muß das Thema so einfach als möglich, und ohne alle Beimischung von Bildern ausgesprochen werden, außer in den höchst seltenen Fällen, wo die ganze Aufgabe der Rede in der Vergleichung eines Bildes mit einem ihm verwandten Begriffe besteht **).

Im wörtlichen Ausdrucke des Thema muß daher die ganze Reihe der Vorstellungen, welche in der Rede dargestellt werden sollen, in einen Satz zusammengedrängt, aber unter einer möglichst bestimmten, deutlichen und kurzen Form erscheinen. — Ob nun gleich der Stoff der Rede keinen Einfluß auf den Willen äußern kann, wenn nicht zugleich die Ueberzeugung von der Wahrheit der mitgetheilten Sätze im Vorstellungsvermögen, und zwar durch die für den aufgestellten Satz erforderlichen Gründe und Beweise, bewirkt wird; so ist doch diese Ueberzeugung nicht der letzte Zweck des Redners (sonst gehörte sein Erzeugniß blos unter die Gattung des didactischen Styls in der Prosa), sondern nur die Bedingung und das Mittel für seinen eigentlichen Zweck: für die Belebung des Willens und für die Vermittelung eines Entschlusses zu freien Hand-

*) Ueber die äußere mündliche Darstellung wird im sechsten Hauptstücke unter der Declamation gehandelt.

**) z. B. der sterbende Gerechte unter dem Bilde der untergehenden Sonne.

lungen. — In der Neuheit, der Erfindung des Stoffes, welcher durch die Rede behandelt wird, oder doch wenigstens in der neuen Gestaltung bei der Behandlung eines schon mehrmals dargestellten Stoffes, wird sich — so wie in dem höhern Leben, das über die ganze rednerische Form verbreitet ist, — die schöpferische Kraft des Redners bewähren. Allein von seiner logischen Fertigkeit und Gewandtheit hängt der Ausdruck des Thema ab, dessen Beurtheilung nur nach logischen Gesetzen geschehen kann.

2) Die Eintheilung oder Anordnung des Ganzen (die Disposition) beruht gleichfalls zunächst auf dem logischen Gesetze der formellen Wahrheit, und also auf der Eigenschaft der logischen Richtigkeit in dem Gesetze der Form. Zur zweckmäßigen Eintheilung gehört:

a) der Eingang, welcher auf die Ankündigung des Hauptsatzes vorbereitet, und deshalb theils mit demselben im nothwendigen Zusammenhange stehen, theils für denselben das Interesse der Zuhörer im Voraus gewinnen, und sie in die Stimmung versetzen muß, welche die von dem Redner beabsichtigte Wirkung seiner Rede auf den Willen verlangt. (Der Eingang wird am sichersten erst nach Ausarbeitung der Rede niedergeschrieben, um nichts in denselben zu ziehen, was in die Rede selbst gehört; um jede Tautologie zu vermeiden, und um das Verhältniß des Eingangs zur Rede selbst genau berechnen zu können. Der Ton der Sprache muß im Eingange einfach, klar und möglichst frei von rednerischen Wendungen seyn, welche zunächst der Ausführung aufgespart werden.)

b) das Thema, oder die Ankündigung des Hauptsatzes der Rede, mit Andeutung der Art der Behandlung und Durchführung desselben.

c) die Exposition, oder die Entwickelung des gesammten, in dem Hauptsatze enthaltenen, Stoffes,

nach allen Gründen für die Ueberzeugung von der Wahrheit desselben, und nach allen Bedingungen, durch den dargestellten Stoff auf den Willen der Zuhörer unmittelbar zu wirken, und ihn zu festen Entschlüssen und bestimmten Handlungen zu vermögen. Die Exposition muß das Ganze des dargestellten Gegenstandes erschöpfen, so daß weder eine Lücke, noch ein Sprung, weder eine fehlerhafte Stellung der einzelnen Theile, noch eine unrichtige Schlußfolge, weder eine Wiederhohlung, noch eine Uebertreibung in Hinsicht der aufgestellten Gründe und in Hinsicht der beabsichtigten Wirkung auf den Willen sichtbar wird. — In der Ordnung gehen, bei der Führung des Beweises, die schwächern Gründe den stärkern voraus; auch können die ersten zusammengezogen, die letzten aber müssen völlig umschließend behandelt werden. Eben so muß der Redner zuerst den Verstand und die Vernunft der Zuhörer durch die aufgestellten Gründe zur Ueberzeugung bringen, bevor er durch Rührung und Erschütterung des Willens und Gefühls den Hauptzweck der Rede zu erreichen sucht.

d) Der Schluß der Rede muß mit dem Ganzen so in Verbindung stehen, daß entweder in demselben der ganze Umfang der Rede noch einmal in einem kurzen Umrisse wiederhohlt (recapitulirt) und dadurch dem Gemüthe der Zuhörer tiefer eingeprägt, oder durch die unmittelbare Ergreifung des Willens und Gefühls theils ein bleibendes Bild von dem Gegenstande für die Phantasie vermittelt, theils ein unvertilgbarer und gleichmäßiger Gesammteindruck desselben auf alle geistige Kräfte der Zuhörer hervorgebracht wird. Beim Schlusse muß der Zuhörer entweder deutlich wahrnehmen, oder doch dunkel fühlen, daß der dargestellte Gegenstand wirklich erschöpft und abgeschlossen dargestellt worden sey. Um aber einen bleibenden Eindruck von dem-

selben zu hinterlassen, drängen gewöhnlich alle wahre Redner in wenig kurze Schlußsätze die ganze Kraft des rednerischen Lebens zusammen, so wie die geistlichen Redner nicht ohne Grund ihre Reden bisweilen mit einem Gebete schließen, das, als Monolog des hochbewegten Gefühls, am Schlusse von ungleich größerer Wirkung ist, als am Eingange der Rede.

3) Die stylistische Form der Darstellung endlich verlangt nicht nur die möglichst größte grammatische und logische Richtigkeit, sondern auch diejenige Schönheit in der Darstellung welche, nach ihren untergeordneten Eigenschaften (§ 17), bei der Aufstellung des Gesetzes der Form ausführlich entwickelt worden ist. Nie darf der Redner vergessen, daß er, wie der Dichter, ein Kunstwerk zum Daseyn rufen soll, daß aber dieses Kunstwerk nicht an die Bedingungen der Schönheit in der Sprache der Dichtkunst, sondern an den eigenthümlichen Charakter der Sprache der Beredsamkeit (§ 147) gebunden ist, daß also die möglichst höchste Versinnlichung und idealisirte Darstellung des Gegenstandes, berechnet auf den Willen und das Bestrebungsvermögen der Zuhörer, zwar Metrum und Reim durchaus von der Form ausschließt, dagegen aber einen, durch Wohlklang und Numerus in sich vollendeten, Periodenbau und die Haltung der ganzen rednerischen Form in der mittlern Schreibart verlangt (§ 34. 41 — 42).

150.

Die einzelnen Formen der Rede.

1) Die Chrie. 2) Die Anrede (Harangue).

1) Die Chrie ist eigentlich eine kürzere Rede. Die älteste Art der Chrieen nennt man, nach ihrem Erfinder Aphthonius, die aphthonianische. Die aphthonianische Chrie besteht aus acht Theilen: laus autoris, paraphrasis, aetiologia, comparatum, exemplum, contra-

rium, testimonium, conclusio. Bei dieser Art von Reden muß, nach dem ersten wesentlichen Bestandtheile derselben, das Thema jedesmal der Ausspruch eines berühmten Mannes seyn, welcher durch das größere oder kürzere Ganze durchgeführt, erläutert, versinnlicht und angewandt wird. Allein unverkennbar herrscht, bei aller scheinbaren logischen Anordnung und Strenge, in diesen Chrieen viel Willkühr. Dies fühlten schon die ältern Redner und beschränkten deshalb die Zahl der angegebenen Hauptpuncte. Wenn denn nun auch die aphthonianische Form der Rede zu Schulübungen nicht ganz verwerflich seyn dürfte, um darnach seine Begriffe bestimmt ordnen und einen aufgegebenen Hauptsatz gleichmäßig durchführen und erschöpfend behandeln zu lernen; so eignet doch diese Form sich nicht mehr zu dem Zustande der geistlichen und weltlichen Beredsamkeit in unsern Tagen, führt, bei zu langer Angewöhnung an dieselbe, unaufhaltbar zum Pedantismus, und verhindert dadurch die Ausbildung zum wahren Redner. Denn pectus est, quod disertum facit et vis mentis!

2) Die Anrede (oder Harangue) ist eine Rede in verjüngtem Maasstabe. Sie hat ein augenblickliches und örtliches Interesse, und ergreift deshalb, ohne weitern Eingang, sogleich ihren Hauptgegenstand, den sie mit wenigen, aber kräftigen Zügen schildert, und dadurch dem Willen der Zuhörer näher bringt. Sie verstattet keine ins Einzelne gehende und keine erschöpfende logische Durchführung; allein Ordnung und Zusammenhang soll in ihr so wenig, als Kraft und Nachdruck fehlen. Sie mag nun aus dem Stegreife gehalten, oder vorher durchdacht und niedergeschrieben werden; so bleibt Kürze der Form eine wesentliche Eigenschaft derselben. (Anrede eines Feldherrn an das Heer vor der Schlacht; Anrede eines akademischen Lehrers bei Eröffnung gewisser Vorträge; Anreden an das Volk bei gewissen wichtigen oder feierlichen Gelegenheiten; Anrede, wenn ein Gesandter sein Creditiv über-

reicht; oder wenn ein Vorgesetzter sein Amt in einem Collegium antritt u. s. w.)

151.

3) Die geistliche Rede.

Die geistliche Rede ist die Einheit einer, in der Sprache der Beredsamkeit vollendeten, stylistischen Form, deren Stoff aus dem Kreise sittlicher und religiöser Wahrheiten entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entschlüssen und Handlungen berechnet ist, durch welche jene Wahrheiten ins Leben treten sollen. Da unter allen Lehren und Wahrheiten die sittlichen und religiösen das Bestrebungsvermögen am stärksten zu ergreifen vermögen, und dem wirklichen Leben selbst am nächsten liegen; da übrigens mit diesen sittlichen und religiösen Wahrheiten die höchsten Ideale des Menschen, so wie seine lebendigsten Ueberzeugungen und seine edelsten Hoffnungen in der innigsten Verbindung stehen; so kann sich der geistliche Redner einer entschiedenen Wirkung auf das Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer versichert halten, sobald er nur überhaupt die aufgestellten Grundbedingungen für die Vollendung seiner Rede nach dem Gesetze der Form erfüllt; sobald er den Zusammenhang derselben mit den Kreisen des häuslichen und öffentlichen Lebens durchschaut, und sobald er den Grad individueller Bildung und Reife erreicht hat, sein eigenes inneres Leben überzutragen auf die ihm entströmende Rede, die dann nothwendig die gesammten geistigen Vermögen seiner Zuhörer gleichmäßig ergreifen, und eben so ihre Ueberzeugung begründen, wie ihre Gefühle läutern, und ihren Willen zu freien Handlungen bestimmen wird, durch welche das Gute deshalb geübt werden soll, weil es das Gute ist.

Die geistliche Rede ist dogmatisch, wenn sie zunächst Glaubenswahrheiten entwickelt und durch diese auf den Willen zu wirken sucht; moralisch, wenn sie sitt-

liche Vorschriften aufstellt und dem Willen vorhält; und gemischt, wenn sie mit dem Vortrage der Glaubenslehren sogleich die Nachweisung ihres Verhältnisses zum wirklichen Leben und zur Sittlichkeit verbindet. Im engern Sinne des Wortes soll jede geistliche Rede practisch seyn, d.h. sie soll nicht blos Wahrheiten lehren und entwickeln, sondern ihren Zusammenhang mit dem Leben versinnlichen und auf Belebung des Willens hinwirken. — Der Homiletik gehört es übrigens an, die Unterschiede zwischen der Predigt im engern Sinne, zwischen der Homilie, und der religiösen Rede (z. B. bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen, bei der Beichthandlung, bei der Abendmahlsfeier, bei Casualfällen u. s. w.) näher zu bestimmen, und die Vorschriften für die Behandlung dieser Untergattungen der geistlichen Beredsamkeit aufzustellen.

Luther, Mosheim, Jerusalem, J. Andr. Cramer, Spalding, Sack, Teller, Münter, Lavater, Zollikofer, Sturm, Reinhard, Rosenmüller, Sintenis, Löffler, Henke, Kindervater, Haberfeld, Wedag, Herder, Ribbeck, Hufnagel, Ammon, Sonntag, Marezoll, Veillodter, Schuderoff, Hacker, Tischer, Schleiermacher, Tzschirner, Bretschneider, Dräseke, Ehrenberg, Hanstein, Krause, Dinter, Schott u. a.

152.

d) Die weltliche Rede.

Die weltliche Rede ist die Einheit einer, in der Sprache der Beredsamkeit vollendeten, stylistischen Form, deren Stoff aus dem Kreise des öffentlichen bürgerlichen und politischen Lebens entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entschlüssen und Handlungen berechnet ist, durch welche gewisse Zwecke des Lebens im Staate erreicht werden sollen. Unter der Voraussetzung einer öf-

fentlichen und mündlichen Gerechtigkeitspflege gehören dahin die Anklage- und Vertheidigungsreden vor Gericht; und in Staaten mit repräsentativen Verfassungen die öffentlichen politischen Reden in den versammelten Kammern über alle wichtige Gegenstände des innern Staatslebens, nach dessen beiden Haupttheilen der Verfassung und der Verwaltung, so wie nicht selten auch über die auswärtigen Verhältnisse, oder über die Stellung des Staates zu den übrigen Reichen und Staaten des Auslandes. — Der weltliche Redner, der sich des Erfolgs seiner Rede auf den Willen seiner Zuhörer versichern will, muß nicht blos die genaueste Kenntniß des philosophischen und öffentlichen Staats- und Völkerrechts, und der Gesetzgebung, der Verfassung und der verschiedenen Zweige der Verwaltung seines Vaterlandes, nicht blos einen reinen und starken Patriotismus, so wie einen richtigen Blick auf das gesammte in der Wechselwirkung der Reiche und Staaten jedesmal vorherrschende politische System sich erworben haben; er muß auch der politischen Sprache überhaupt mächtig, und im Stande seyn, mit Ruhe, Unbefangenheit, Würde und Kraft über die wichtigsten Gegenstände des bürgerlichen und politischen Lebens zu sprechen. — Zu den weltlichen Reden gehören endlich auch die eigentlichen Staatsreden, welche von Fürsten, Ministern, diplomatischen Personen, und Abgeordneten gewisser Behörden bei feierlichen Gelegenheiten gehalten werden.

In Teutschland konnte sich, aus leicht begreiflichen Gründen, bis auf die neueste Zeit keine solche politische Beredsamkeit bilden, wie sie schon längst in Großbritannien, und seit ungefähr 30 Jahren in Frankreich, in den Niederlanden, und in allen Staaten mit repräsentativen Verfassungen bestand. — Erst im Jahre 1819 boten die Ständeversammlungen in Bayern und Baden ein ähnliches interessantes Schauspiel auf teutschem Boden dar, und bestätigten wenigstens in diesen

ersten Versuchen, daß es dem Teutschen nicht an Talent, an politischer Bildung und männlicher Kraft fehlt, auch in der weltlichen Beredsamkeit mit den übrigen politisch mündig gewordenen Völkern Europa's gleichen Schritt zu halten.

Zu den weltlichen Reden werden auch die akademischen Reden auf Universitäten und in Akademieen der Wissenschaften, die Schulreden in Gymnasien und Lyceen, die Lobreden (eloges), die Strohkranzreden und ähnliche gerechnet. Doch hat die teutsche Sprache nur wenige Redner, welche in dieser Gattung der Sprache der Beredsamkeit sich auszeichneten. Dahin gehören: Engel's Lobrede auf den König (Friedrich 2); Schiller's Antrittsrede: was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? v. Herder's Sophron (oder gesammelte Schulreden, Tüb. 1810); Niemeyer's Rede in der westphälischen Ständeversammlung; Fichte's Reden an die teutsche Nation; einzelne Reden von v. Feuerbach, Mallinckrodt; und Schulreden von Fr. Gedike, Lieberkühn, Degen, Gurlitt, Starke, Göring, Delbrück, Klopsch, J. Dan. Schulze u. a.

VI.

Lehre von der Declamation in Beziehung auf die Theorie der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit.

153.

Begriff derselben.

Sobald die Declamation zunächst in Beziehung auf die vorausgegangene Theorie der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit dargestellt wird, hat sie die Bestimmung, die Regeln zu entwickeln, wie die einzelnen stylistischen Erzeugnisse aus der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit sinnlich vollkommen mündlich dargestellt werden können, ohne im Einzelnen das ganze Wesen der Declamation, namentlich in Hinsicht der Schauspielkunst, abzuhandeln und zu erschöpfen. Für jenen Zweck reicht es aus, die Unterschiede zwischen dem Vorleser, Declamator, Redner und Schauspieler bestimmt festzuhalten, und die allgemeinsten Regeln aufzustellen, wie stylistische Erzeugnisse sinnlich vollkommen vorgetragen und mit einer angemessenen Gebärdensprache (Mimik) begleitet werden können. Es zerfällt daher diese Lehre in die Darstellung der Regeln für den declamatorischen Vortrag und für die Mimik.

J. Fr. Löwe, Grundsätze der Beredsamkeit des Leibes. Hamb. 1755. 8.

J. A. B. Bergsträßer, von der Stellung des Redners. Hanau, 1771. 8.

J. Karl Fr. Rellstab, Versuch über die Vereinigung der musikalischen und oratorischen Declamation. Berl. 1786. Fol. (zunächst für Tonkünstler und Komponisten mit erläuternden Beispielen.)

Schocher, soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben, oder können ihre Arten, Gänge und Beugungen nicht anschaulich gemacht, und nach Art der Tonkunst gezeichnet werden? Leipz. 1791. 8.

H. G. B. Franke, über Declamation. 2 Theile. Gött. 1789 und 1794. 8.

Ueber die Declamation oder den mündlichen Vortrag in Prosa und in Versen. Nach dem Englischen des Thom. Sheridan, mit einigen Zusätzen herausgegeben von Renat. Gtthe. Löbel. 2 Theile. Leipz. 1793. 8.

J. G. D. Schmiedtgen, über die Euphonie, oder den Wohllaut auf der Kanzel. Leipz. 1794. 8.

J. Gtfr. Pfannenberg, über die rednerische Action, mit erläuternden Beispielen; vorzüglich für studirende Jünglinge. Leipz. 1796. 8.

Fr. Rambach, Fragmente über Declamation. Berl. und Stettin, 1800. 8.

C. R(ose), Kritik der äußerlichen Beredsamkeit, mit Beispielen belegt, für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamtes. Elberf. 1800. 8.

Detlev Fr. Bielfeld, über die Declamation als Wissschaft, mit Beispielen, oder psychologische Entwickelung der Laute und Töne, nebst ihrer practischen Anwendung. Hamb. 1801. 8.

Geo. Pureberl, über den mündlichen Vortrag des Redners mit erläuternden Beispielen. Salzb. 1803. 8.

C. Rommel, Aristoteles und Roscius, oder über die Kunst überhaupt, und über die Gebärden- und Declamirkunst insbesondere. Leipz. 1809. 8.

J. Ludwig Ewald, über Declamation und Kanzelvortrag. Skizzen und Ergüsse. Heidelberg, 1809. 8.

Herm. Fr. Heinr. Cludius, Abriß der Vortragskunst. Hildesh. 1810. 8. (Schon im Jahr 1792 erschien von ihm zu Hamburg in 8: Grundriß der körperlichen Beredsamkeit, für Liebhaber der schönen Künste, Redner und Schauspieler.)

H. A. Kerndörffer, Handbuch der Declamation. 3 Theile. Leipz. 1813. 8. (Im Th. 1. S. 1—140 sind die allgemeinsten Grundsätze der Declamation aufgestellt. Das Werk selbst enthält Bruchstücke zum Declamiren mit versinnlichenden Zeichen für den zweckmäßigen mündlichen Vortrag.)

G. Freih. v. Seckendorff, Vorlesungen über Declamation und Mimik. 2 Bände. (Nebst einem Hefte Musikbeilagen, und 13 Kupfertafeln in Querfol.) Braunschw. 1816. 8.

Die Kunst der rednerischen und theatralischen Declamation (mit 25 Kupfertafeln). Aus dem Englischen v. C. Fr. Michaelis. Leipz. 1818. 8.

Außerdem ist in vielen Lehrbüchern der Rhetorik die Declamation gewöhnlich unter dem verfehlten Ausdrucke der körperlichen Beredsamkeit berücksichtigt worden; so z. B. in Bahrdt's Rhetorik. 2te Aufl. S. 222 ff.; in Ammon's Anleitung zur Kanzelberedsamkeit, 2te Aufl. S. 342 ff.; in Maaß'ens Rhetorik, 2te Aufl. S. 114 ff.; in Schott's kurz. Entw. einer Theorie der Beredsamkeit, 2te Aufl. S. 216 ff.; in Reinbeck's Handb. der Sprachwissenschaft, 2r B. 1ste Abth. S. 113 ff. und in Bernhardi's Sprachlehre Th. 2, S. 243 ff.

J. J. Engel, Ideen zu einer Mimik. 2 Theile. (Mit Kupfern.) Berl. 1785 f. 8.

154.

Unterschied zwischen dem Vorleser, Declamator, Redner und Schauspieler.

Wenn es gleich gewisse allgemeine Regeln des sinnlich vollkommen mündlichen Vortrags giebt, welche kein

Gebildeter vernachlässigen darf; so wird doch die Anwendung der Regeln der Declamation dadurch sehr verschiedenartig gestaltet, ob der Vortragende blos als Vorleser, oder als Declamator, ob er als Redner, oder als Schauspieler erscheint. Der Vorleser kündigt sich dadurch an, daß er fremde Gedanken einem kleinern oder größern Kreise, nicht nach künstlerischen Gesetzen, sondern nur nach den allgemeinsten Regeln des richtigen Aussprechens, Lesens und Betonens zur Unterhaltung mittheilt. Der Declamator hingegen, der sich in vielfacher Beziehung dem Schauspieler nähert, trägt fremde Gedanken nicht blos zur Unterhaltung, sondern zur Befriedigung eines ästhetischen Bedürfnisses, nach künstlerischen Gesetzen vor, und muß also jedes declamirte Product zu einer ästhetischen Einheit vermittelst der Declamation erheben. Ihm ist zugleich der Gebrauch der Gebärdensprache verstattet, welcher bei dem Vorleser entweder ganz wegfällt, oder sich nur auf die allgemeinsten versinnlichenden Zeichen beschränkt. Der Schauspieler endlich soll einen fremden Charakter, nach der vollendeten Zeichnung desselben von dem dramatischen Dichter, auf der Bühne mit der größten Wahrheit, Stärke und Lebendigkeit darstellen; er muß also, im vollsten Umfange des Worts, über Declamation und Mimik gebieten.

Von allen diesen Individuen unterscheidet sich der Redner, der in seiner eignen Person auftritt und das innere Leben, das ihn bewegt, durch äußere Zeichen, welche seine Rede begleiten, versinnlichen darf und soll. Je mehr die Kunst des Declamators und Schauspielers darin besteht, seine Persönlichkeit zu verläugnen; desto mehr muß der Redner sich bestreben, sie durchgehends ganz rein, und frei von aller fremden Beimischung, wieder zu geben. Zwar wird sich bei dem geistlichen, wie bei dem weltlichen Redner, die Wärme, Lebendigkeit und Kraft der declamatorischen Darstellung nach dem individuellen höhern oder schwächern Leben seiner Gefühle und Bestrebungen gestalten; allein durchgehends muß er die sichere Mittellinie

des Schicklichen und des Anstandes, selbst wenn er Affecten und Leidenschaften zeichnet, festhalten, und nie darf er die Würde vergessen, welche, für die Wirkung seiner Rede auf den Willen seiner Zuhörer, mit der vollendeten äußern Darstellung derselben Rede nothwendig in Verbindung stehen muß.

155.

Die Declamation.

Als Kunst betrachtet, ist die Declamation die Fertigkeit, stylistische Erzeugnisse sinnlich vollkommen mündlich darzustellen, und als Wissenschaft, der Inbegriff der Regeln, wie man diese Fertigkeit erlangen kann. Die Declamation verlangt, wie jede andere Fertigkeit, vielseitige vorausgegangene Uebung. Als Fertigkeit in der mündlichen Darstellung erfordert sie aber besonders die möglichst höchste Gewandtheit und Ausbildung der Sprachfähigkeit (der Zunge). Inwiefern sie endlich stylistische Erzeugnisse sinnlich vollkommen mündlich darstellen soll; insofern muß sie die Form der Darstellung zu einer ästhetischen Einheit erheben, welches blos vermittelst der Anwendung der Grundsätze der Tonkunst auf die Declamation möglich ist. Doch ist es für diesen Zweck dringendes Erforderniß, daß —, so wie bei dichterischen Kunstwerken, welche für die musikalische Behandlung bestimmt sind, der Dichter dem Tonkünstler vorarbeiten muß, — der Schriftsteller auch, in Hinsicht auf Wohlklang, Numerus, Sylbenmaas und Reim, überhaupt in Hinsicht auf den ganzen Periodenbau, dem Declamator vorarbeite, weil selbst die größte declamatorische Kunst nicht immer die Härten des Periodenbaues besiegen kann.

In Hinsicht des Sprachorgans überhaupt und namentlich der Stimme, ist zwar das, was die Natur dafür an Unzählige als freies Geschenk vertheilt, bei denen, welchen es fehlt, durch keine Kunst und Anstrengung völlig zu ersetzen; allein anhaltende Uebung, sorgfältiger Fleiß und Beharrlichkeit vermögen doch der Stimme

Reinheit, Umfang und Wohllaut in einem hohen Grade zu ertheilen. Ueberhaupt aber gilt als Regel: daß der Declamator alle einzelne Buchstaben, Sylben und Wörter deutlich, richtig und nach dem ihnen eigenthümlichen Laute ausspreche; daß er die natürliche Stufenleiter der Vocale (u, o, a, e, i,) und der Diphthonge frühzeitig einübe; daß er nicht mit der Zunge anstoße, keinen Buchstaben und keine Sylbe verschlinge oder am Schlusse der Wörter und Sätze ganz fallen lasse; daß er keinen singenden Ton annehme, und nach der Fertigkeit strebe, hohe und tiefe, starke und schwache, sanfte und rauhe, feste und schwankende Töne — nach den in den dargestellten Ideen selbst enthaltenen Schattirungen — mit Leichtigkeit und Sicherheit hervorzubringen; besonders aber, daß er nie zu hastig und übereilt, sondern mit Besonnenheit und Ruhe spreche und lese.

Die zweite Hauptbedingung der zweckmäßigen und geistvollen Declamation verlangt, daß durch eine der Tonkunst nachgebildete Behandlung das stylistische Erzeugniß zur ästhetischen Einheit und zur Vollendung der Form erhoben werde. Dazu gehört, daß der Declamator den eigenthümlichen Charakter des darzustellenden stylistischen Erzeugnisses sorgfältig erforsche und bestimmt versinnliche (anders müssen Briefe, anders lyrische und epische Gedichte, anders Predigten, anders gerichtliche Reden rc. declamirt werden, und anders muß der Declamator den stylistischen Charakter der niedern Schreibart, als den der mittlern und der höhern bezeichnen); daß er —, wie in der Tonkunst jedes größere oder kleinere Tonstück in einer bestimmten Tonart gehalten und für den Vortrag desselben eine bestimmte Tactart (Mensur) vorgeschrieben wird, — auch für das zu declamirende Erzeugniß den richtigen Grundton desselben ergreife und festhalte, die Ausweichungen aus demselben im Voraus genau berechne, und das dafür gewählte Zeitmaas in den einzelnen Schattirungen des Vortrags — nach der Betonung der

einzelnen Wörter und Sylben als Viertel, Achtel rc. wie in der Tonkunst — durchführe, so wie er über die Steigerung und Vertheilung der Stärke und Schwäche der Stimme, nach der Aehnlichkeit des Forte und Piano in der Musik, frei und sicher gebieten muß. Doch wird dies nur dann völlig gelingen, wenn der Declamator der richtigen Betonung (Accentuation) mächtig ist; denn das musikalische Leben und die ästhetische Vollendung der declamatorischen Darstellung beruht auf dem richtigen Legen und Halten des Accents. Jedes Wort hat nämlich eine Sylbe, welche als die wichtigste, den Ton erhält; dies ist der Wortaccent. Von größerer Bedeutung ist für den ästhetischen und gefühlvollen Vortrag der declamatorische Accent, der in jedem stylistischen Zusammenhange (in den einzelnen Perioden) zuerst das Hauptwort, dann die wichtigsten Nebenwörter, und so, im innern Verhältnisse der Schattirung der Stimme, alle einzelne Wörter nach ihrem ästhetischen Gehalte bezeichnet, und dadurch dem Gesetze der Schönheit genügt, während der Wortaccent zunächst von dem Gesetze der Richtigkeit abhängt. Durch den declamatorischen Accent wird aber die ästhetische Farbengebung bewirkt (in der Mahlerei die Vertheilung von Licht und Schatten); doch darf die Declamation ihre Grenzen nicht überschreiten und nicht, im wörtlichen Sinne, mahlen (d. h. hörbare Gegenstände durch die Stimme nachahmen), weil das erste Gesetz für jede Kunstdarstellung bleibt, nie über die Grenzen ihres Gebiets hinauszustreifen.

156.

Die Mimik.

Der Charakter der Mimik, oder Gebärdenkunst, beruht auf der vollendeten ästhetischen Einheit der verschiedenen Bewegungen des menschlichen Körpers und seiner Theile in Beziehung auf die Versinnlichung gewisser Ideen, Gefühle und Bestrebungen vermittelst dieser Bewe-

gungen. Diese Bewegungen bilden entweder, unabhängig von der Sprache, ein in sich zusammenhängendes Ganzes (wodurch die Mimik zu einer besondern und selbstständigen schönen Kunst erhoben wird), oder sie unterstützen die Sprachdarstellung des Declamators, Schauspielers und Redners. Nur in der letzten Beziehung gehören sie mit hieher.

Der Mensch begleitet schon an sich, ohne an eine künstlerische Berechnung und an eine vollendete ästhetische Darstellung dabei zu denken, seine Worte mit gewissen Gebärden und äußern Zeichen. Soll aber dieses Gebärdenspiel zur Kunst erhoben und als Begleitung und Unterstützung der declamatorischen Darstellung betrachtet werden; so muß es durchdacht, sinnvoll, dem zu bezeichnenden Gegenstande völlig angemessen, in sich selbst harmonisch, und zu einer ästhetisch vollendeten Form ausgeprägt worden seyn. Die äußern Zeichen des Redners müssen den Wiederschein der hohen Bildung und Gediegenheit seines innern geistigen Lebens enthalten; dann aber wird auch entschieden die declamatorische Darstellung an Versinnlichung gewinnen und die Wirkung derselben erhöht werden. Als Unterstützung der Declamation darf aber die Mimik kein selbstständiges, von der Sprachdarstellung unabhängiges, Ganzes bilden; sie soll vielmehr nur begleitend seyn, und ungefähr wie das accompagnirende Instrument zu dem obligaten in der Tonkunst sich verhalten. Sie darf daher nicht jedes Wort, nicht jeden Ausdruck begleiten; sie folgt vielmehr, in einer sorgfältig berechneten Abstufung und verhältnißmäßigen Steigerung, dem Bedeutendern und Wichtigern in der Sprachdarstellung, nach dem Gesetze der Sparsamkeit, der Richtigkeit und der Schönheit. — Obgleich auch zwischen der Mimik des Declamators, des Schauspielers und des Redners, in Hinsicht auf deren verschiedenartige Bestimmung und öffentliche Ankündigung, ein wesentlicher Unterschied statt findet; so gilt doch im Allge-

meinen die Regel, daß die Mimik derselben, als Unterstützung und Begleitung der Sprachdarstellung, durchaus deutlich, natürlich und einfach, lebhaft und würdevoll seyn, und allen Zwang, alle Einförmigkeit, alle Verlegenheit und Aengstlichkeit, so wie alle Lächerlichkeiten und Uebertreibungen von sich ausschließen müsse. Denn ihre Bestimmung ist, mit den verschiedenen Arten der declamatorischen Darstellung zu Einem unauflöslichen Ganzen in der ästhetischen Form zu verschmelzen.

Berichtigungen.

Seite 14 Zeile 6 von oben lies: Bestrebung
— 40 — 2 — — muß vor Eine gelungene 2c. das Einschließungszeichen (stehen
— 184 — 2 v. u. l. Meistersänger.
— 279 — 7 v. o. muß nachgetragen werden, daß Krause am 26. Oct. 1770 geb. ward, und am 31. März 1820 starb.

Hierher gehörigen Schriften sind:
Brauer das Bild in der Sprache. Ansbach 1879

Printed in Germany